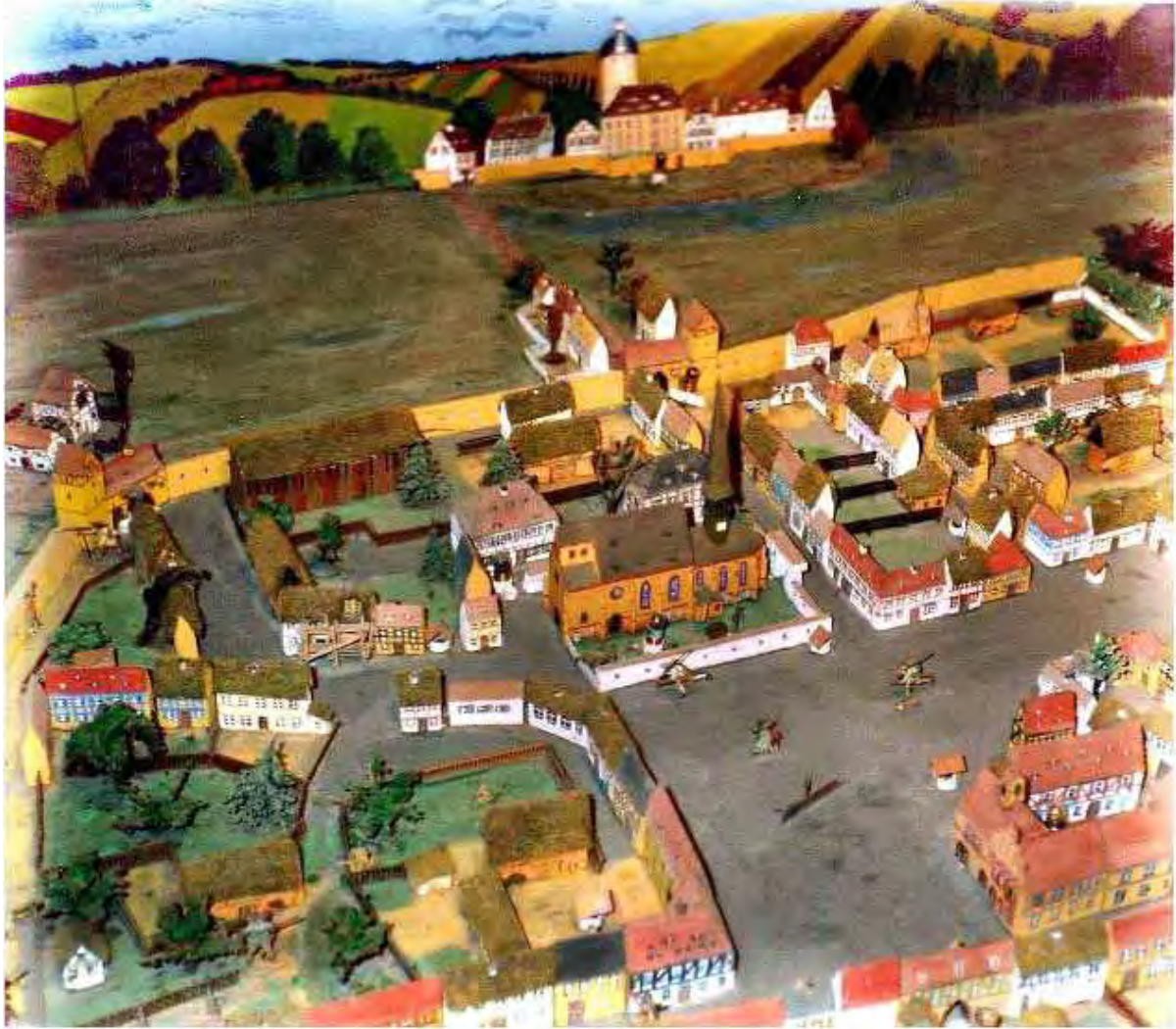


Graustädter Geschichten



Heimaterzählungen aus Sachsen
von Ernst Reinhard Gast

((Leerseite))

* * *

Graustädter Geschichten

Heimaterzählungen aus Sachsen

von Ernst Reinhard Gast

Neuausgabe des Buches von 1877
mit biografischem Anhang

3. Auflage, Berlin 2005

Bestellangabe:

Ernst Reinhard Gast,
"Graustädter Geschichten"
3. Auflage 2005 in Berlin (Selbstverlag),
ISBN 3-00-013891-9

zu beziehen bei:
Familie Gast
Bergstraße 1
14109 Berlin-Wannsee

© 2005, Familie Gast, Berlin
Neuausgabe des Buches von 1877,
ergänzt um einen Anhang mit biografischen Daten

Die erste Auflage der "Graustädter Geschichten" wurde 1877 unter dem Pseudonym Ernst Reinhard im Verlag Julius Zwissler in Wolfenbüttel veröffentlicht.

Einen Faksimile-Nachdruck "Graustädter Geschichten" gab ich 1995 in Berlin mit vollständiger Nennung des Autors, Ernst-Reinhard Gast, heraus (ISBN 3-00 000 159-X).

Dieses Buch enthält fünf zeitlich aufeinanderfolgende Geschichten mit Ereignissen vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert aus einer sächsischen Kleinstadt.

Hanna-Chris Gast

ISBN 3-00-015920-7

Vorwort zur dritten Auflage

Dieses Buch enthält fünf zeitlich aufeinanderfolgende Geschichten mit Ereignissen vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert aus einer sächsischen Kleinstadt. Die „Graustädter Geschichten“ beziehen sich wahrscheinlich überwiegend auf die sächsische Stadt Mügeln, wo der Autor 1842 geboren wurde.

Anlässlich der Rechtschreibreform und der Tatsache, dass die jungen Leute heute Probleme mit der alten Schrift haben, erstellte ich die vorliegende 3. Auflage in der neuen Rechtschreibung und der heutigen Schrift, ohne jedoch am Text selber etwas zu ändern. Ferner ergänzte ich erklärende Fußnoten und einen Anhang mit biografischen Daten zum Autor und seiner Familie.

Von dem ursprünglichen Buch „Graustädter Geschichten“ unseres Vorfahren Ernst Reinhard Gast, die dieser 1877 unter dem Pseudonym „Ernst Reinhard“ veröffentlicht hatte, gab es in unserer Verwandtschaft noch zwei Exemplare, eines in München bei meinem Onkel Erich Gast und eines bei meiner Tante Irene Hertsch, geborene Gast, in Wolfskehlen. Von Tante Irene konnte ich mir das Exemplar im Frühjahr 1983 kurz ausleihen, um es zu kopieren. Von dieser Kopie veröffentlichte ich 1995 einen Faksimile-Nachdruck. Damals wussten wir über unseren Vorfahren Ernst-Reinhard Gast sehr wenig. Es hieß nur, in diesen Graustädter Geschichten habe unser Vorfahre die Geschichte seiner Ahnen erzählt.

Zu dem Faksimile-Nachdruck von 1995 bekam ich von Herrn Rudolf Quietzsch (Dresden/Berlin), einem ehemaligen Schüler der Fürstenschule von Grimma (1950-1954), an welcher auch Ernst Reinhard Gast erst Schüler und später Lehrer gewesen war, zahlreiche Informationen, unter anderem die folgenden:

"Graustädt" ist ein Pseudonym für Mügeln, den Geburtsort des Autors, den er landschaftlich jedoch in die Gegend um Grimma verlegt. Anderes aus Grimma, wo er zur Zeit der Entstehung des Buches lebte, ist auch eingeflossen und vermischt...

Die Landschafts-Schilderung Seiten 9ff¹ bezieht sich eindeutig auf die Umgebung von Grimma. Darin eingebettet und entsprechend verunklart ist dann die sächsische Kleinstadt **Mügel**n, genannt "Graustädt"...

Die auf Seite 14 genannte Chronik "Ehren- und Gedächtnissäul" ist die Chronik von Johann Fiedler: Müglische Ehren- und Gedächtnissäul Leipzig" 1709...

Die "leibhaftige Chronik" von Seite 17, der "biedere Cantor Fröhlich.", bezieht sich zweifellos auf den Vater von Ernst Reinhard Gast, den Mügelner Kantor und Schullehrer Johann Gotthelf Gast, der dann auch in der letzten Erzählung mehrfach erwähnt wird.

Eine geplante Reise nach Grimma im September 2002 mit meinem Vater scheiterte am Hochwasser, das diese alte Stadt damals verheerte. Erst dieses Jahr, am 6. Juli 2004, konnte ich endlich mit meinen Eltern Grimma und Mügel n besuchen. Ich kann nicht ausschließen, dass in dieses Buch auch andere Orte oder literarische Vorbilder eingeflossen sind, die nichts mit dem Ort und der Geschichte von Mügel n zu tun haben.

Herrn Quietzsch möchte ich hiermit auch für die Hilfe bei der Erstellung der erklärenden Fußnoten danken. Ebenfalls danken möchte ich ferner dem Archivar des Gymnasiums in Grimma, den Mitarbeitern des Heimatmuseums in Mügel n und der Kantorin der Kirche von Mügel n. Ferner posthum nochmals Dank an meine Tante Erika Burgmaier, geborene Gast, die mir beim Erstellen des Gast'schen Stammbaums geholfen und den Faksimile-Nachdruck von 1995 größtenteils finanziert hatte. Auch verdanke ich einige Unterlagen Willi Wittmann, dem Mann meiner Cousine in Wolfskehlen, und Tante Maria Gast in München, der Frau meines Onkels väterlicherseits. Abschließend möchte ich auch noch Gundl Langner in Baunatal für das Korrekturlesen danken.

Hanna-Chris Gast, im November 2004

¹ Seitenzählung nach dieser vorliegenden dritten Ausgabe

Inhalt

	Seite
Vorwort zur dritten Auflage	5
I. Graustädt.....	9
II. Melchior von Schroffeck	21
III. Eva - Aus Zeiten schwerer Not	37
1.....	37
2.....	42
3.....	48
4.....	55
5.....	61
6.....	67
7.....	76
8.....	83
9.....	92
10.....	104
IV. Drei Vrinken - Eine Müllergeschichte.....	117
1.....	117
2.....	132
V. Ein Ehrentag in Graustädts Annalen - Lustige Geschichte.....	147
Erstes Kapitel. Die Graustädter erfahren eine höchst erfreuliche Neuigkeit.	147
Zweites Kapitel. Eine Ratssitzung und ihre Folgen.....	163
Drittes Kapitel. Wenn etwas nur in die rechten Hände kommt!	183
Viertes Kapitel. Der König kommt	196
 Anhang zur 3. Auflage	 215
Der Autor des Buches, Ernst Reinhard Gast	217
Der Stammbaum des Autors.....	221
Nachruf auf den Gymnasialprofessor Ernst Reinhard Gast.....	222
Ein ehemaliger Schüler aus Zerbst erinnert sich:	231
Der Vater des Autors, Kantor Johann Gotthelf Gast	232
Die Kinder des Autors Ernst Reinhard Gast	235
Autobiographie der Tochter Hedwig Gast.....	237
Der Lebenslauf des Dr. med. Erich Gast.....	242
Die Enkel des Ernst Reinhard Gast	243
Kindheit in Rimbach	244
Dichtkunst in der Familie Gast	251
Zum Original des Buches von 1877	254
Adressen für weitere Informationen	263
Einige weitere Bücher des Selbstverlages:.....	264
Gedicht: Kriegsende	265

* * *

I. Graustädt

Auf dem freundlichsten Fleckchen Land, im lauschigsten Erdenwinkel, den ihr euch denken könnt, liegt das alte, gute, gemütliche Graustädt. Wer es so daliegen sieht - und ich wünschte, ihr könntet es alle einmal sehen, denn das Herz würde euch dabei aufgehn - dem sagt der erste Blick in das Tal hinein: Hier musste so ein kleines, nettes Nestchen erstehen! Und wenn, wie die Herren Geografen es behaupten, von den letzten Ehebündnissen, durch welche menschliche Ansiedlungen mit dem geduldigen Erdboden zusammengehalten werden, dasselbe gibt, wie von den Ehen zwischen Menschenkindern, dass sie im Himmel geschlossen werden, so kann das nirgends mehr Geltung haben, als bei der wohlloblichen Stadt Graustädt und der Stätte, die sie trägt: Sie sind für einander geschaffen, und so geben sie ein Paar ab, daran man seine Freude haben muss.

Fern davon, droben im Gebirge, entspringen auf ein- und demselben Wiesenhange drei muntre Quellen. Zwei von Ihnen schließen bald Brüderschaft und suchen plaudernd selbender einen bequemen Weg hinunter in das Tal: Sie vertrauen sich dem engen Rinnsal an, dass in weitem Bogen um den Berg herum abwärts führt. Hier und da liegt ein Stein im Wege, für sie ein Block, den sie nicht zu übersteigen vermögen. Dann gehen sie eben um ihn herum, aber die Wellchen spritzen und murren, wie das bei ehrsamen Wanderern natürlich ist, wenn sich ihnen auf dem Wege, den sie gehen müssen, ein grober, schnauziger Gesell entgegenstellt und ruft: Platz, Burschen, hier steh ich!

Wie sie glücklich an dem Grobian vorüber sind, da plaudern sie von ihrem Landsmann, der nichts von der Kameradschaft mit ihnen hat wissen wollen. Sie möchten doch gar zu gern wissen, was aus ihm geworden ist. Droben geblieben könnte er nicht sein, dass ginge nun einmal nicht an, und doch hätten sie keinen andern Weg ins Tal gesehen, als den sie wanderten. Da lassen sie manches hm hm! hören. Sie wollten nicht hoffen, sagten sie, dass dem armen Burschen ein Unglück zugestoßen wäre, denn er schiene ein muntre Geselle zu sein - wie er ihnen droben aus dem Gesichte gekommen, hatte er ein

¹ Ernst Reinhard Gast, 1877

lustiges Liedchen vor sich hin geträllert, - aber wundern sollte sie's nicht, wenn's ihm übel ergangen wäre, und das wäre - hier fingen sie an, ein wenig nach Menschenart zu moralisieren - das wäre, sagen sie, auch ganz natürlich, wenn einer nicht, wie vernünftige Leute, ruhig den gewöhnlichen Weg wandelte, sondern eigensinnig durch dick und dünn sich eigene Bahnen durchs Leben brechen wollte.

So leisten sie einander angenehme Gesellschaft, und jetzt, sie wissen selbst kaum wie, so schnell ist ihnen die Zeit vergangen, kommen sie unten im Tale an. Ihr Weg wird etwas breiter und biegt scharf um eine Ecke herum. Da hören sie ein Rauschen und Plätschern und Zischen, und wie sie neugierig um die Ecke hinumschlüpfen, da stehen sie, und es schwindelt ihnen vor den Augen, wie Bruder Landsmann über Stock und Stein die steile Höhe herabgebraust kommt, hohe Absätze überspringt, dass das Wasser zerstäubt und die Tropfen weit umherspritzen, bis er endlich mit tollkühnem Satze sich herunterstürzt in das Bett, das sie selber eben betreten haben. Der Schaum auf seinen Wellen zeugt von der Anstrengung und Mühsal, die er gehabt; sie möchten ihn gern bedauern, aber er trällert wie oben auf dem Berge eine lustige Weise vor sich hin, und es kommt ihnen so vor, als sänge er etwas von alten Philistern¹. Darob freuen sie sich nicht - sie lassen wieder manches hm hm! hören, und sagen, sie möchten's nicht untersuchen, was für Dinge Herr Springinsfeld erlebt hätte, und sie boten sich doch einen geruhigen, ehrsamen Wandel, der langsam, aber sicher zum Ziele führte.

Aber Landsmann Springinsfeld ist im Grunde doch ein guter Bursche, und wie sie nebeneinander weiter ziehen, da müssen sie, sie mögen wollen oder nicht, ihm gut werden - die Herren Bedächtig schließen mit Bruder Übermut Freundschaft, und vereint ziehen sie ihre Straße weiter.

Und es ist ein herrlicher Weg, den das seichte, aber breiter und breiter werdende Bett in mannichfachen Windungen dem klaren, beweglichen Wasser weist, das murmelnd und gurgelnd, plätschernd und schwatzend die zahllosen Steine im Bette bald lustig überspringt, bald spritzend umtanzt. Unmittelbar aus dem Bache heraus erheben sich auf beiden Seiten steil ansteigende Berglehnen, bewachsen mit alten Tannen, Kiefern und Fichten, die Sommer und Winter mit gleichem Gewande die Felsen bekleiden. Hier und da steigt die

¹ Ausdruck für Spießbürger

Steinwand in senkrechter Linie kahl in die Höhe; graue Felsnasen gucken aus dem dunkeln Grün hervor. Von den Wänden herab aber rieselt's und sickert's und tropft's, und das Bächlein wird bald ein Bach und der Bach bald ein liebliches Flüsschen.

Und in der schönen Zeit des Jahres, wenn die Bachstelze unten um die Ufer flattert oder schwanzwippend auf umspülten Bachsteinen sitzt, wenn Fink und Amsel und Drossel Leben in den stillen Wald bringen, da kommen aus sonnigen Tagen ganze Scharen wilder Schulbuben und spielen im Walde Räuber; es kommen mit gemessenen Schritten würdige Herren mit ernsten Gesichtern, die grüne Blechtrommel auf dem Rücken, die lugen und suchen und stöbern umher, ob sie für das geliebte Herbarium einen kostbaren Schatz finden. In den goldenen Tagen, da die Gymnasien feiern, da kommen zu zweien und dreien in ihren bunten Mützen die künftigen Stützen des Staates und der Kirche und rufen mit ihren Jauchzern das Echo wach. Und eines schönen Sonntags kommen wohl auch einmal in großer Gesellschaft geputzte Männer und Frauen jung und alt und durchziehen auf den schmalen Pfaden das schöne Tal, steigen hinauf auf die Felsen: warten und halten Umschau und rufen Ach! und Oh!, und junge Mädchen in lustigen Kleidern sagen, dass sei sehr romantisch, und andre meinen, das sei sehr idyllisch, von den Herren aber will der eine ein ganz ähnliches Tal in Thüringen gesehen haben, und ein anderer woanders, bis ein kleiner Herr in etwas altmodischem Fracke in die Hände klatscht und nach entstandener Stille fragt: „Nun, wie wäre es denn, Verehrteste?“

Darauf gruppieren sich Herren zu seiner Linken und Damen zu seiner Rechten, während andre Herren und Damen sich etwas zurückziehen und am Waldessaume sich niederlassen. Die Damen zu seiner Rechten räuspern sich, und die Herren zu seiner Linken hüsteln, er selbst aber schaut mit Feldherrnblicke nach rechts und links, reckt plötzlich die Rechte mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger so hoch er kann in die Luft, schwenkt sich nach links und nach rechts und wieder nach links, und wie er sie dann blitzschnell wieder niederfahren lässt, da singen die Herren und Damen:

Die Sonn' erwacht mit ihrer Pracht -
Je weiter sie kommen, desto mehr geraten sie in Feuer, bis sie endlich
aus vollsten Kehlen der Preziosa versichern:

Preziosa, dir, dir folgen wir,
Bleibt keiner, bleibt keiner zurück!

Dann, nach einer kleinen Pause, räuspern sich die Herren allein, und in schöner Melodie fragen sie den grünen Wald, wer ihn aufgebaut so hoch da droben; und wieder nach einer Pause stummen Entzückens fangen die Damen allein an zu singen und erklären in den allbekannten Tönen, sie wüssten nicht, was es bedeuten sollte, dass sie so traurig wären, alle die schönen Lieder aber ernteten von denen, die am Waldessaume sitzen, lauten Beifall.

Darauf löst sich der Chor wieder in einzelne Gruppen auf, und plaudernd und lachend suchen auch diese nach Ruheplätzen, wobei einige junge Pärchen ganz unverkennbare Neigung zeigen, sich etwas abseits von der großen Gesellschaft ein lauschiges Fleckchen zu erspüren. Bald steht nur noch der kleine Herr im etwas altmodischen Frack auf der freien Felsenplatte und schaut mit dem reinsten Vergnügen im Gesicht immer von neuem talauf und talab und hinunter ins Wasser. Plötzlich aber dringt ein Ton in sein Ohr, täuschend ähnlich dem, der sich hören lässt, wenn eine wohlverkorkte Flasche entstöpselt wird. Im Nu hat er sich umgedreht, und wie seine Augen ihn belehrt haben, dass am Waldessaum wirklich Flaschen entkorkt werden, da tritt auch er schmunzelnd den Weg dahin an.

Endlich heißt es „aufbrechen!“ Die verstreuten Leute finden sich allmählich wieder zusammen, die jungen Sezessionistenpaare mit dem sichtlichen Bestreben, möglichst unbefangen auszuseh'n. Nach einem letzten Blicke in die Windung des Tals verlassen sie die Felsenkanzel; die jungen Damen versichern wie aus einem Munde, sie könnten unmöglich den steilen Weg hinunterkommen - die jungen Herren erboten sich zu Stützen und Führern - darauf zuerst entschiedene Zurückweisung des Anerbietens, endlich aber Erkenntnis der Hilflosigkeit und Kapitulation von Seiten des schönen Geschlechts, und unter Scherzen und Lachen verschwindet der Gesangsverein unter den Bäumen.

Das Tal wird allmählich weiter, die begleitenden Hügel verlieren an Höhe und treten bald auf der, bald auf jener Seite in engerem oder weiterem Bogen zurück und machen klappernden Mühlen und rasselnden Fabriken, Dörfern und Städten Platz. Hier und da schaut wohl auch von oben ein altes Schloss herunter in das Tal, oder graue Mauerreste ragen über die grünen Bäume empor und erzählen davon, dass einst da oben ein ritterlich Geschlecht gehaust habe.

Von rechts und links kommen reiche Zuflüsse, klare freundliche Wässer und trübe, schmutzige Gesellen, von denen der reine Fluss

nichts wissen will, die er eine Zeitlang mit ihrem gelbgrauen Wasser neben sich herlaufen lässt, ohne sich mit ihnen gemein zu machen. Und endlich fließt er durch das Tal als breiter, ansehnlicher Fluss. Die Hügel, niedriger und niedriger geworden, verlieren sich in die Ebene, als bedürfe er fortan ihres Geleites nicht mehr.

Wo aber zum letzten Male zur Rechten des Flusses die Hebung unmittelbar aus dem Wasser aufsteigt und zur Linken der Höhenzug in beträchtlichem Bogen sich herumzieht bis wieder an das Wasser, da liegt inmitten des freundlichen Tals still und abgeschieden von der übrigen Welt das freundliche Graustädt. Hier zeigen sich zum Abschied die Höhen noch einmal recht schön: zur Rechten steigen Porphyr-Wände steil aus dem Flusse empor und wölben sich oben zu Kuppen auf, die dichtes Heidekraut bedeckt, und zwischen den einzelnen Steinkuppen ziehen sich enge Schluchten nach oben - links aber ist die Steigung sanft nur am Anfange des Tals fällt das Gestein senkrecht ins Wasser ab und trägt auf seiner Höhe das alte Schloss Schrofbeck. Beide Höhenzüge aber bedeckt, wo nicht nackter Stein zu Tage tritt, Busch und Wald, hier nicht mehr Nadelholz allein, sondern mitten im düstern Grün Gruppen von Birken, Buchen und Eichen. -

Graustädt gehört nicht zu den bedeutenderen Städten des Königreichs. Um in deren Zahl zu kommen, fehlte es ihm an Platz: Das ist die triftigste Entschuldigung von der Welt. Ja, hätte es so viel Raum gehabt, sich auszubreiten, wie draußen in der Ebene das nahe Naustädt, das so stolz darauf ist, drei Mal mehr Einwohner zu haben als Graustädt, dann wäre es, davon ist jeder gute Graustädter fest überzeugt, längst zur Weltstadt geworden. Und wenn die Naustädter, was sie so gern tun, sich über „das kleine Nest“ lustig machen, so erwidern die Graustädter mit einer Denkweise, die an den großen Gajus Julius Cäsar erinnert, die Ansichten könnten verschieden sein, aber ihrer Meinung nach wäre es für eine Stadt rühmlicher, unter den kleinsten Städten die erste zu sein - und dies ist nach Graustädter Meinung Graustädt, - als unter den Mittelstädten eine der letzten - das aber ist nach Graustädter Meinung Naustädt. Mit diesem Satze pflegen sie Naustädter Spöttern das Maul zu stopfen.

Zudem ist die Hauptsache doch die, dass Graustädt eine Stadt ist. Dessen ist sich dort männiglich¹ mit Stolz bewusst, und mit demselben verächtlichen Lächeln, mit dem der wahre Künstler auf den Stümper blickt, schauen die Graustädter herab auf alles, was sich

¹ jeder

Marktflecken nennt, auf jene Zwitterwesen, die, nicht Fisch, nicht Fleisch, sich schämten Dorf zu bleiben und doch nicht das Zeug dazu haben, Stadt zu werden. Mit allem aber, was Dorf ist, hat Graustädt dasselbe herzliche Mitleiden, das den frommen Christen überkommt, wenn er der armen, armen Heiden gedenkt.

Doch, wohl gemerkt!, von Natur ist der Graustädter weder bissig noch hochmütig. Er äußert solche Meinungen und Gefühle nur in zwei Fällen: einmal, wenn er, durch Spott und Hohn gereizt, nach Waffen der Notwehr greift, und dann, wenn er mit seinen Jungen und Mädeln Heimatkunde treibt und sich abmüht, dem heranwachsenden Geschlechte als Anfang aller Graustädtischen Geografie den Satz fest einzuprägen: Graustädt ist eine freundliche Stadt (dies Wort wird gebührend betont, um später gebührend erläutert zu werden) mit beinahe 2000 Einwohnern. O schmerzliches „beinahe!“. Als gewissenhafter Mann kann es der Graustädter auch aufgrund der letzten Volkszählung noch nicht weglassen - doch behandelt er es als kleines tonloses Hindernis, über das er schnell von der Präposition zu den imponierenden Tausenden hinüberspringt.

Was aber den Graustädter mit einer Art von Ehrfurcht für sein Daheim erfüllt und worauf er mit eben so großem und eben so berechtigtem Stolze blickt, wie droben auf dem Schlosse der Freiherr auf die endlose Reihe seiner Ahnen, das ist das wahrhaft fabelhafte Alter der guten Stadt. Ein treuer Seelsorger Graustädts, der schon vor mehr als zwei Jahrhunderten selig im Herrn entschlafen ist, hat der lieben Stadt, deren Seelen er zu weiden hatte, „eine Ehren- und Gedächtnissäul“¹ in Gestalt einer Chronik errichtet. In dieser hat er seinen gläubigen Beichtkindern aufgrund der tiefsten Forschungen erzählt, wie dereinst, da ihre Stadt noch nicht gestanden, ihre Alvordern unter dem Namen der Mysier den bedrängten Trojanern gegen die erzgeschienten Achäer beigestanden; wie deren Nachkommen, nachdem sie selbst eine lange Wanderung und ihr Name eine kleine Wandlung durchgemacht, das gesegnete Vaterland der Graustädter in Besitz genommen, demselben den Namen des Meißner Landes gegeben und dort gar bald die Stadt Graustädt gegründet hätten. In welchem Jahre das geschehen, lasse sich freilich nicht genau erforschen, doch könne man aus dem und jenem

¹ Hinweis von Herrn Quietzsch: Hierbei handelt es sich um die gedruckte Chronik von Johann Fiedler, "Mögliche Ehren- und Gedächtnissäul ...", Leipzig 1709.

schließen und hieraus und daraus ersehen, dass die Gründung müsse erfolgt sein schon vor der Erbauung Roms.

Hatte der würdige Pfarrer je sich aufs Lügen gelegt? Niemals! War er ein Flunkerer, ein Aufschneider, ein Geschichtenmacher? Selbst seine ärgsten Feinde (wenn er deren gehabt!) hätten nicht gewagt, das zu behaupten. Und so glaubte ihm seine Gemeinde, wie sie ihm vieles andre geglaubt hatte, auch das, und sollte es welche gegeben haben, die es nicht geglaubt, widersprochen wenigstens hat lange, lange Zeit keiner.

Als aber die neue Zeit angebrochen war und die zersetzende Kritik, die allem Glauben den Boden unter den Füßen hinwegzuziehen droht und auch das Ehrwürdigste und Heiligste anzutasten wagt, endlich auch nach Graustädt den Weg gefunden hatte, da wagten die Ungläubigen aufzutreten und den gelehrten Bericht des seligen Pfarrers ein Märchen zu nennen; und nicht das allein - sie erklärten, es wäre albern und ungereimt, so etwas zu glauben. Ihre Sekte wuchs gar bald, und ein Glaubenskrieg entbrannte, der mit nicht geringerer Erbitterung geführt wurde, als die Glaubenskriege in der großen Welt, nur dass die Graustädter statt mit schneidenden Waffen mit spitzen Worten fochten, einander nicht mit Bomben und Granaten, sondern mit „Eseln“ und „Dummköpfen“ bewarfen und sich das Blut nicht aus dem Köpfen heraus, sondern in die Gesichter hineinstritten, bis sie, rot wie die Zinshähne¹, sich genötigt sahen, Waffenstillstand zu schließen und aus ihrem braunbiergefüllten Gläsern Erholung und Kraft zu neuem Streite zu schlürfen.

Aber die Zahl der Strenggläubigen wurde kleiner und kleiner, der Unglaube triumphierte, und heutzutage glaubt niemand mehr an den Bericht des würdigen Pfarrers als der alte Nachtwächter Hase, der infolge einer bei ihm eingewurzelten Verwechslung von Troja und Torgau erklärt, er begreife gar nicht, warum die Leute nicht an die Sache glauben wollten.

Eine Folge jenes Glaubenskrieges haben die Graustädter noch heute zu tragen. Es ist kein Wunder, dass in den Zeiten, da der Kampf am heftigsten geführt wurde, die nahen Naustädter erfuhren, was die Gemüter der Graustädter in Flammen setzte. Neidisch auf den Ruhm der uralten, edlen Nachbarstadt, hämisch, bissig und was sie sonst noch alles von jeher waren, kamen sie auf den Gedanken, die

¹ heißblütig, Angriffs- und kampflustig

streitenden Nachbarn umzutaufen und ihnen den Namen der Trojaner zu geben. An und für sich nun hat dieser Name nichts, was beleidigend wäre, aber als Graustädter von einem Naustädter mit ihm genannt zu werden, das war ein Schimpf, der jedes Herz empörte. Was hat aber alle Entrüstung geholfen? Vergebens wies und weist man graustädtischerseits auf das Fade, Lächerliche, Verkehrte, Kindische und Alberne jener Bezeichnung hin, vergebens gaben und geben die Graustädter Jungen den Naustädter Jungen bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihre Abneigung gegen den noch ihren Urgroßvätern so ehrwürdigen Namen so handgreiflich zu verstehen, dass seit jener Umtaufung Naustädt mehr blutende Jungennasen zu sehen bekommen hat als während der ganzen Zeit seines Bestehens vorher - die Graustädter haben den Namen behalten und werden ihn führen, so lange noch eine Naustädter Zunge imstande sein wird, die drei Silben auszusprechen.

Ja, die Niedertracht einer bösen Zunge ist noch weiter gegangen! In den Zeiten des Glaubenskrieges stand an der Spitze der wohlhällischen Stadt ein ehrensamer Seifensiedermeister, mit Namen Asmus. Unbehelligt hatte er bereits die sechziger Jahre angetreten, als eines Tages ein Naustädter Advokat - der Teufel hat ihn schon längst geholt!, pflegen die Graustädter grimmig zu sagen, wenn sie die Geschichte erzählen - in einer großen Gesellschaft erzählte, er hätte die wichtige Entdeckung gemacht, dass auch an der Spitze der jetzigen Trojaner ein Priamus stände. Jeder Gebildete, meinte er, habe heutzutage eine Idee von der Lautveränderung; er weise nur auf das allbekannte alopex, lopex, opex, pex, pix, pox, pux, Fuchs hin - was liege da näher als Priamus, Riamus, Jamus, Amus, Asmus?

„Und wem,“ fuhr er fort, „springt es nun nicht in die Augen, wie auch heute dem Herrscher Priamus als Schützer, wenn auch nicht der Stadt, so doch der Gesetze, sein Hektor zur Seite steht? Was ist ungezwungener, als Hektor, Hekor, Hecker, Recker, Schrecker?“ Diesen letzten Namen aber führte der damalige Polizeiwachtmeister der Stadt.

Die guten Graustädter hatten gewiss Recht, wenn sie diese Erfindung des Naustädter Advokaten weder witzig, noch geistreich fanden - über so etwas, meinten sie, hätten sie gewiss nicht gelacht, und wenn es ihre Todfeinde betroffen hätte - aber den Naustädtern machte die Sache einen gewaltigen Spaß. Und wie das Schlechte unter Schlechten immer schnell Anhänger findet, so gab es von jener

Stunde an für die Naustädter keinen Asmus und Schrecker mehr - sie sprachen nur noch von Priamus und Hektor.

Der bürgermeisterliche Priamus hat schon vor vielen Jahren ein sanfteres Ende gefunden als dereinst sein königlicher Namensvetter, und mit ihm ist der Name zum zweiten Male begraben worden. Auch der gestrenge Schrecker hat schon längst seine Augen immer zugetan, aber Hektors Name hat sich auf seinen Nachfolger vererbt, obwohl er nicht Schrecker, sondern Schirmer heißt. Und in dem Grade verderben böse Beispiele gute Sitten, dass im Laufe der Zeiten Graustädts eigene männliche Schuljugend, die mit dem Manne der öffentlichen Ordnung zumeist auf dem Kriegsfuß lebt, sich daran gewöhnt hat, den Feind ihrer Freizügigkeit und Freizügigkeit unter sich mit dem Namen Hektor zu bezeichnen, ja, wenn es ohne Gefahr der Entdeckung geschehen kann, selbst laut damit zu rufen!

„’s ist eine wahre Schande“, pflegt der alte Schirmer zu sagen, der sich trotz dreißigjähriger Dienstzeit nicht im mindesten mit jener Bezeichnung ausgesöhnt hat, „einen ehrlichen Christenmenschen mit so’nem Hundenamen zu schimpfieren!“

Jedoch auch nachdem man in Graustädt dem Fabelhaften den Glauben aufgekündigt hat, ist man nichts desto weniger vom hohen Alter der lieben Vaterstadt überzeugt geblieben, und zwar mit des Glaubens freudigster Zuversicht. Denn für diese Überzeugung hat man einen lebendigen Gewährsmann, dem selbst der zweifelsüchtigste Naustädter unbedingten Glauben geschenkt, den Mann, der die leibhaftige Chronik von Stadt und Umgegend ist, den biedern Kantor Fröhlich. Aus dessen Munde kann es hören wer will: „Graustädts als einer Stadt wird schon von einem der ältesten deutschen Chronisten gedacht, von Dietmar von Merseburg.“

Dieser Satz ist allen Graustädtern geläufig, nur dass in ihrem Munde aus dem Dietmar gewöhnlich ein Dietrich von Merseburg wird - denn Dietriche gibt’s in Graustädt schon seit Menschengedenken, einen Dietmar hat noch kein Graustädter gesehen.

Der Stadt selbst übrigens sieht man ihr Alter nicht an. Feuersbrünste haben zu verschiedenen Zeiten unter den alten schindelbedachten Häusern aufgeräumt, und was von ihnen verschont geblieben, ist infolge von Baufälligheit von der Erde verschwunden. So sieht man in den beiden Straßen, die Graustädt hat, und an dem Markte lauter nette, freundliche Häuser, keines über ein Stockwerk

hoch, aber alle sauber abgeputzt und die an der Sonnenseite von wohlgediehenen Weinstöcken grün bekleidet. Die beiden Straßen aber sind die 'Naustädter', die vom geräumigen Markte mit dem altertümlichen Rathaus in der Richtung des Flusses nach Naustädt führt, und die 'Schloßstraße', die nach der entgegengesetzten Seite zu sich erstreckt - nur darf man mit dem Begriffe des Sicherstreckens nicht den einer beträchtlichen Länge verbinden! Hinter dem Markte nach dem Höhenzuge zu liegt die alte, schöne Kirche in gotischem Stile, deren Dach die ganze Stadt hoch überragt; hinter der Kirche Pfarre und Schulen, und teils parallel, teils im rechten, teils im schiefen Winkel mit den beiden Hauptstraßen einige enge Gassen und Gässchen - hinter den Häusern Gärten mit wohlgepflegten Obstbäumen, endlich rings um das alles nach dem Höhenzuge hin Feld, nach dem Flusse zu Wiese - nun seht zu, was ihr euch nach dem allem für ein Bild von Graustädt machen könnt! -

Und doch wäre da noch kein vollständiges Bild! Denn „Graustädt“ - pflegt der Herr Stadt- und Baurat Schreier zu sagen, - „ist keineswegs auf seinen Häuserkomplex beschränkt!“ - und dies „Häuserkomplex“ spricht er mit einer Betonung aus, als wenn die Häuser der guten Stadt nach Tausenden zählten - „Wir haben“ - pflegt er hinzufügen, - „unsere Appartinentien!“ - und jede dieser sechs Silben belegt er mit vollwichtigem Akzent, und bei diesem Fremdwort zeigt er ein so überlegendes Lächeln, als wollte er sagen: „Liebe Kinder, gebt euch nicht erst Mühe, das zu verstehen; das ist ein Wort lediglich für euren hochweisen Baurat!“ Und so braucht's auch außer ihm niemand, als das Echo der Stadtregierung, Hektor, der Schützer der öffentlichen Ordnung, dem das Vorhandensein dieser Appartinentien¹ sein Amt entschieden erschwert. Denn ist in der Stadt etwas Polizeiwidriges geschehen, so hat er gerade bei einer der Impertinentien inspiziert, wie er die Stadtanhängsel benamst, und ist bei einer der Appartinentien etwas Ungehöriges vorgekommen, so hat er seines Amtes gerade in der Stadt gewaltet.

So liegt denn also ein paar hundert Schritte vom Ende der Schloßstrasse entfernt inmitten eines Vierecks breitästiger Kastanien das Schießhaus mit der Schießwiese, dem Schauplatze der Graustädter Schützengildentaten, und ungefähr eben so weit vom Ende der Naustädter Straße nahe dem Wasser ein kleines Haus, auf den beiden Giebelseiten von je zwei alten Linden in die Mitte

¹ Einzelgebäude außerhalb der geschlossenen Bebauung des Altstadtbereichs

genommen. Es ist aus Stein gebaut und von der einfachsten Bauart, die sich denken lässt, denn es hat nur ein Erdgeschoss und in diesem zu beiden Seiten der niedrigen, gewölbten Tür je ein Fenster, durch deren helle Fensterscheiben es euch anzublitzeln scheint, wie eine große Menschenseele aus freundlich blickenden Augen. Auch die Giebelseiten haben ihr Fenster. Da seht ihr noch die echten alten Scheiben, die kleinen Glasteller, die, jeder wohl in Blei gefasst, zu einem Ganzen verbunden sind. Auch sie haben einst lustig geblickt, aber nachdem sie so manches Geschlecht der Menschen haben absterben sehen, sind sie erblindet; doch sehen sie darum nicht hässlich aus - die Farben des Regenbogens scheinen sich hineingezogen zu haben und spielen im Tageslichte. Auch das Dach tut sein Möglichstes, dem Häuschen ein freundliches Ansehen zu geben; es trägt nicht die glatten, platten Ziegel, die einem Hause stehen, wie dem Menschengesichte das schlicht herabhängende Haar, sondern die gewundenen Dachpfannen aus längst vergangenen Zeiten, dem lustig sich kräuselnden Haar menschlicher Köpfe vergleichbar.

Die Graustädter nennen diese Appartinez 'Rudolphs Ruhe'. Dort hausen, wie die Sage berichtet, seit mehr als fünfhundert Jahren Fischer Rudolphs und versorgen das Amt des Fährmanns. Denn da sich Graustädt nicht des Besitzes einer Brücke erfreut, so muss der Verkehr zwischen beiden Ufern durch die Fähre¹ vermittelt werden. Warum das Fährhaus Rudolphs Ruhe heißt, das kann euch niemand sagen - die Rudolphs selber wenigstens haben darin der Ruhe nie genossen. In Graustädt herrscht der Glaube, und man sagt, dass er sich auf die Kirchenbücher stütze, dass in dem kleinen Fährhause keiner der Rudolphe weniger als sechs, gar mancher aber noch einmal so viel Sprösslinge sein genant habe. Da hat es denn allezeit gegolten, die Hände zu rühren, um alle die kleinen Mäuler satt zu machen. Vielleicht keines der Häuser in der ganzen Stadt hat so viel sauren Schweiß rinnen sehen, wie Rudolphs Ruhe, aber es hat auch keines so viel wohlgeratene, fleißige und fromme Burschen und Mädchen in anderer Leute Dienst geschickt wie das Fährhaus. Denn sobald die Arme kräftig genug waren, mussten die flachsköpfigen Rudolphe - Flachsköpfe sind sie seit Menschengedenken alle - hinaus unter die Leute, und nur der Jüngste blieb zurück, um mit der Zeit an die Stelle des alternden Vaters zu treten.

¹ eine Fähre gab es in Grimma, nicht in Mügeln

Als Lehnsherren, denen sie einen geringen Zins zu entrichten haben, erkennen die Rudolphe die Herren des Schlosses Schrofleck an. Diese waren dereinst Herren der ganzen Stadt, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt noch heute unter den Bewohnern der Stadt, sowohl wie des Schlosses, wenn auch in verschiedener Weise. Den Städtern ist das Gefühl der Untertänigkeit abhanden gekommen, und als wären sie samt und sonders Mitbesitzer sagen sie „unser Schloss“ - doch gibt ihm der Herr Stadt- und Baurat nicht die gewichtige Bezeichnung der Appartinenz, denn dann würde nicht bloß der alte Schirmer, sondern auch der Freiherr droben von Impertinenz reden. Die gnädige Herrschaft aber, alt wie jung, weiß es noch recht wohl, dass die Freiherren von Schrofleck dereinst Herren des Städtleins gewesen sind, und bei Gelegenheit bekommen's die Graustädter noch manchmal zu hören, dass die Schroflecks mit viel größerem Rechte Graustädt „unsre Stadt“ nennen könnten, als die Städter den Sitz ihrer einstigen Herren „unser Schloss“.

So hätte denn nun die Welt einige Kunde über Graustädt und Zubehör: sie soll auch nicht länger in der unverantwortlichsten Unkenntnis über Graustädtische Geschichte bleiben. Einige Blätter wenigstens aus der reichen Fülle von Graustädts und Graustädter Kinder Erlebnissen sollen ihr nicht länger vorenthalten werden.

II. Melchior von Schroffeck

Die Schroffecks, das weiß in Graustädt jedes Kind, sind ein uraltes Geschlecht. Noch heutigen Tags wird droben auf dem Schlosse eine alte Handschrift heilig verwahrt, in der ein grundgelehrter Mann den Stammbaum derer von Schroffeck entworfen hat. Und was meint ihr wohl, dass er gefunden? Von Geschlecht zu Geschlecht rückwärts gehend hat er denen von Schroffeck nachgespürt durch all das Dunkel und Wirrnis der Geschichte, und mit bewundernswerten Schlüssen hat er es unumstößlich bewiesen, dass dies edle Geschlecht in gerader Linie vom seligen Herkules und der erlauchten Frau Omphale, einer lydischen Königswittib¹, abstammt.

Da ist nichts zu lachen! Meint ihr, das sei das einzige deutsche Rittergeschlecht, das sich durch einen kundigen Gelehrten seinen Stammbaum hat ergründen lassen und mit Stolz solch einen alten griechischen Helden als seinen Stammvater verehrt hat? Schade nur, dass jene Art von Stammbaumhistorikern im Verfall der Zeiten ausgestorben ist - sonst würden gewiss manche der Herren von Soundso den Beweis führen lassen, dass ihr Adel gar nicht so neubacken sei, wie neidisches Bürgervolk ihm nachsage!

Bei solch einem ritterlichen Stammvater ist es ganz natürlich, dass aus dem Geschlecht derer von Schroffeck gar mancher Kriegsheld hervorgegangen ist. Keiner aber hat sich, soweit wir die Toten des Geschlechts kennen, mit dem fürnehmen² und berühmten Kriegsobersten Melchior von Schroffeck messen können, der um 1300 das Graustädter Schloss besessen hat. Von Jugend auf, so berichtet die Chronik, ist er ein herzhafter Soldat und Kriegsmann gewesen, in vielen Schlachten und bei Eroberung fester Städte hat er vielfach das Beste getan und ist überall Hahn im Korbe gewesen, daher er denn auch den Namen 'der Hahn von Schroffeck' bekommen hat.

Das waren freilich bessere Zeiten für ein so ritterlich Geschlecht als die unsern, und wenn einer nur wollte, so fand er Arbeit für sein

¹ Königswitwe

² vornehmen

Schwert die Hülle und Fülle. Die fürstlichen Herren selbst waren gar streitlustige Leute, und da sie der Meinung waren, es sei keineswegs ersprießlich, dass aus einem Hause nur einer die Kunst des Herrschens ausübe, so war der Gedanke an das Teilen bei ihnen ebenso lebendig, wie Anno 48 auf den Barrikaden bei unsern Sensenmännern¹.

Sonderlich stark zum Herrschen berufen fühlte sich des damaligen Markgrafen Albrecht Sohn Friedrich mit dem Biss, und in dem Drange, seinem edlen Berufe sich je eher je lieber zu widmen, glaubte er auch verwandtschaftlicher Bande nicht ängstlich achten zu dürfen. So sammelte er denn in aller Stille eine Schar mutiger Ritter, und in friedlicher Winterszeit überfiel er unvermutet seinen Herrn Vater, hob ihn auf und sperrte ihn in eine Veste², bis der erlauchte Herr zu der Überzeugung gekommen war, es sei Unrecht, so starkem Berufsgefühl den entsprechenden Wirkungskreis länger zu versagen, und dem liebreichen Sohn ein schön Teil seiner Lande abtrat.

Das war so ein Stückchen, bei dem der edle Melchior von Schrofleck dem Friedrich mit der gebissenen Wange half, obwohl es ihm nicht so recht behagte, dass es bei der Aufhebung des erlauchten Herrn ganz sänftiglich herging. Denn das Liebste war es ihm, wenn er mitten im Kampfesgewühl tüchtig dreinschlagen konnte, und vieler Menschen Blut hat in den zahlreichen Kämpfen, an denen er teilgenommen, sein gewaltiges Schwert zu kosten bekommen.

Aber der edle Ritter kam, wie alle Sterblichen, mit der Zeit in die Jahre. Die Knochen wollten nicht mehr so recht, wie der Herr wollte, und gern oder ungern, endlich musste sich der kampfliebende Herr dazu entschließen, den edlen Werken des Kriegs Valet zu sagen. Von seinen Besitztümern ersah er sich Schloss Schrofleck zum Ruhesitz aus.

Bald erfuhren die Dienstleute im Schlosse und die Städter unten, dass der gewaltige Kriegermann seine alten Tage unter ihnen verleben wollte. Ihr meint, sie werden sich der Ehre, die ihnen zugedacht war, recht herzlich gefreut haben? Nein und noch einmal nein! Die Undankbaren waren von der erhaltenen Nachricht gar nicht erbaut! Für solche Ritterlichkeit, wie sie dem Hahn von Schrofleck zu hohem Ruhm verholfen hatte, hatten die gemeinen Leute dazumal, so scheint es, nicht die richtige Würdigung. Die Städter, voll Abneigung gegen

¹ gescheiterte deutsche Revolution 1848

² Burg

die fehdelustigen Ritter, schrieen Ach und Weh, wenn ihre Mauern berannt und gebrochen wurden, wenn Mord und Brand und Schändung Einzug hielten in den Stadtring. Und die Bauern? Die klagten und jammerten über die zerstampften Saaten, die verlorene Ernte; sie weinten, wenn ihnen das liebe Vieh davon getrieben wurde; sie fluchten und knirschten mit den Zähnen, wenn sie bei der Rückkehr von entlegenen Feldern ihres Herren, die sie als Fröner¹ mit saurem Schweiß bestellt hatten, rauchende Trümmerstätten fanden, wo sie wenige Tage zuvor ihre ärmliche Hütte verlassen hatten. Über all dem Seufzen, Weinen, Fluchen und Zähnekrischen hatten sie keinen Gedanken für die ritterliche Tapferkeit derer, durch deren Gewalttat sie unglücklich geworden.

Auf dem Schlosse oben und im Städtchen unten hatte man aber gegen den streitbaren Melchior noch eine ganz besondere Abneigung. Er war schon in früheren Jahren zeitweilig auf Schloss Schrofleck eingekehrt, und da hatte es sich gezeigt, dass der ritterliche Herr bei seiner langjährigen Schlachtarbeit alles Grauen vor fließendem Menschenblut verlernt hatte, dass bei aufloderndem Jähzorn seine Rechte nur allzu rasch am Schwertgriff saß und der blinkende Stahl blitzschnell seinen Weg nach dem nahm, der den Zorn des Hochedeln erregt hatte. Mit geheimem Grausen zeigten die Dienstleute hier und da im Schloss dunkle Stellen auf dem Fußboden - da war Menschenblut vergossen worden - und sie wussten zu erzählen, weshalb hier ein Knecht und da eine Magd unter des Herren Schwert mit jähem Aufschrei zu Boden gestürzt war, um nicht wieder aufzustehen.

So empfanden denn die Schlossleute wie die Städter vor dem lebensgefährlichen Jähzorn des gnädigen Herrn eine gewaltige Scheu. Immer hatten sie der Hoffnung gelebt, er werde bei seiner tollkühnen Tapferkeit einmal den Tod von Feindeshand finden - selbst das ruhmvollste Ende hätten sie ihm von Herzen gegönnt. Wie lange Gesichter gab es daher, als eines Tages die Botschaft kam, der Ritter werde in Kurzem für immer im Schloss Wohnung nehmen. Der Schlossvogt wurde angewiesen, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Da wurde nun im Schlosse emsig gefegt und gescheuert und geputzt, und durch das sonst so stille Herrenhaus schallte das Singen und Lachen der arbeitenden Mägde. Der Schlossvogt machte selbst

¹ Bauern im Frondienst

eifrig die Runde durch die Räume und zeigte den Werkleuten, die er aus der Stadt hinaufbestellt hatte, was ausgebessert und aufgestutzt oder aufgeputzt werden sollte, und schalt die Mägde, die ihm zu mäßig mit der Hand und zu fleißig mit der Züge zu sein schienen. Denn obwohl alle wussten, dass der gnädige Herr sich nie groß darum gekümmert hatte, wie es im Schlosse aussah, so mußte man doch, äußerte der Vogt wiederholt, dem kriegsmüden Herrn das Zuhause sitzen recht behaglich machen. Die Mägde aber, denen er durch sein Schelten und Drängen die Galle erregt hatte, ließen, wenn er davon gegangen war, andre Gedanken hören und meinten, er werde dem gestrengen Herrn die Stuben darum so behaglich vorrichten lassen, damit er nicht auf den Gedanken käme, in Küche und Keller, in Scheuer und Stall zu gehen und da genauer nach dem Gange der Wirtschaft zu sehen, als dem Vogt lieb sein möchte.

Melchior kam - nicht, wie früher so manches Mal, von einer Schar von Rittern und Kämpen begleitet, die für Tage oder Wochen das Herrenhaus und die Gesindestuben füllten und ein ungewohntes Leben in das Schloss brachten - Melchior kam allein mit Heinz, seinem jugendlichen Reitknecht, der schon seit Jahren sein steter Begleiter und auf dem Schlosse ebenso bekannt als wohlgelitten war, bei den Männern, weil er von seinen und seines Herrn Fahrten und Taten ergötzlich zu erzählen wusste, wenn er auch, wie ungläubigere Seelen meinten, oft stark flunkerte - bei den Weibsleuten des Schlosses, weil er neben seiner Schmuckheit eine angenehme Keckheit besaß.

Melchior war da, und schon waren Wochen vergangen, ohne dass zu den alten dunklen Flecken auf dem Fußboden ein neuer gekommen wäre. Ja, die meisten Schlossleute hatten ihn nach seiner Ankunft noch gar nicht wieder gesehen; denn eine arge Gicht bannte ihn an das Zimmer, und nur sein Reitknecht, der Schlossvogt und dessen Frau und Tochter kamen mit ihm in Berührung. Die wussten zwar alle davon zu erzählen, dass der Herr ganz erschrecklich fluche und wette, wenn ihm die leidige Gicht übel mitspiele, aber im Ganzen schilderten sie ihn gut.

„Ist der zahm geworden!“, sagte der Vogt und rieb sich vergnügt die Hände - „der sticht euch keinen mehr tot!“

Und des Vogts Töchterchen gar, die hübsche, braunäugige Katharine, sagte es jedem, der es hören wollte, sie fände, dass der gnädige Herr ein ganz freundlicher Herr wäre. Ihrem Vater vertraute

sie noch mehr an. Dem berichtete sie es treulich, wenn er einmal seinen Spaß mit ihr gehabt oder sie gar in die Wangen gekniffen hatte.

Der Schlossvogt war darüber seelenfroh. Es ging alles so ganz, wie er sich's gedacht hatte. Denn als der Ritter angekommen war, hatte er seine Tochter vorgenommen und zu ihr gesagt:

„Käthe, du bist ein schmuckes Mädel. Unser gnädiger Herr hat sein Lebtag die schmucken Mädels gern gehabt. Wenn du den alten Herrn bedienst, so weit das geht, so wird das seinem alten Herzen wohl tun, und du wirst ihn schon bei guter Laune erhalten. Das kommt dem ganzen Schlosse zugute, deinem Vater aber am meisten. - Und hörst du, du wirst mir immer genau sagen, was du oben etwa siehst und hörst, und wie der alte Herr mit dir ist!“

Katharine war ebenso gefallsüchtig wie hübsch und ebenso schlau wie gefallsüchtig und ein folgsames Kind obendrein. So erfüllte sie die Hoffnung des Vaters. Der gichtgeplagte Herr hatte seine Freude an dem schmucken, aufgeweckten Mädchen, und solche Erheiterung seiner Stimmung war dem Vogt um so erfreulicher, da der gnädige Herr infolge des bösen Gliederreißen noch geneigt genug war, ein Donnerwetter loszulassen. Wer anders aber musste das über sich ergehen lassen, als der Vogt? Denn er kam jetzt ja allein von den Dienstleuten vor den in die Stube gebannten Herrn, außer Heinz, dem Reitknecht, der bei dem Ritter einen guten Stand hatte.

Aber die schmucke Käthe kam bei ihren Dienstleistungen ja nicht dem Herrn allein zu Gesicht, sondern auch seinem Reitknecht. Als guter Diener seines Herrn konnte Heinz nicht umhin, wie jener freundlich mit dem Mädchen zu sein. Da der Schlossvogt in Bezug auf ihn keine Anweisung erteilt hatte, so glaubte Käthe, mit ihm nach eigenem Ermessen verfahren zu müssen. Sie ging mit sich zu Rate, und nach wenigen Tagen war das unternehmungslustige Kind zu dem Entschlusse gekommen, dem Herrn Reitknecht das Herz zu stehlen und ihn dann in qualvoller Liebespein schmachten zu lassen.

Heinz ahnte die feindseligen Absichten der netten Dirne nicht; er war gar bald auf dem besten Wege, blind in den gelegten Hinterhalt hineinzurennen. Anfangs boten sich Gelegenheiten, mit dem zum Scherz aufgelegten Mädchen zu plaudern und zu lachen - bald suchte er sie, und da Katharine es trotz einer¹ verstand, die ihr zu Gebote stehenden Waffen klug zu verwenden, so war der Feind bald überwunden und lag in den für ihn geschmiedeten Fesseln.

¹ = wie sonst keine

Heinz erkannte seine Niederlage bald, aber er trug sie mit Freuden, da er der Meinung war, dass er sie mit einem Siege über das Herz seiner Gegnerin erkaufte habe. War es so? Musste Käthe nicht mit dem schmutzigen Burschen plaudern und lachen und schön tun, wenn sie ihn zu ihrem Gefangenen machen wollte? Aber eines hatte sie nicht gewusst: Wenn beim Schwatzen einmal Heinzens Arm sich um ihre Hüfte verirrt hatte, wenn er im Vorbeigehn sie einmal an sich drückte oder ihr einen Kuss raubte - so protestierte sie zwar nachträglich gegen solche Vertraulichkeiten, aber doch, und das hatte sie nicht gewusst, doch war dieses ganze Spiel so süß, dass sie darüber wenigstens ihre frühere Absicht vergaß, den Gefangenen in qualvoller Liebespein schmachten zu lassen. Und so konnte Heinz schon auf den Gedanken kommen, dass das Mädchen in ihn verliebt wäre, wie er in sie.

Als es mit dem Regimente des Winters zu Ende war und die Stare wieder pfiiffen, da pfiiff auch der edle Melchior von Schrofbeck wieder - denn die böse Gicht war mit dem Winter davongezogen, und wenn er sich jetzt noch in der Stube hielt, so tat er das bloß, um sich nicht etwa durch Erklärung einen Rückfall zuzuziehen. Katharine wusste dem Vater viel von der Lustigkeit des alten Herrn zu erzählen, von ihren Erfolgen bei dem Reitknecht aber berichtete sie ihm nichts.

Doch der alte Vogt war ein schlauer Fuchs. Er bemerkte es wohl, dass sein Töchterchen gar bald seine Gänge nach dem Herrenhause vermehrte und länger da blieb als es ihre Arbeit erforderte. Den Grund davon ahnte er, aber er wollte Gewissheit haben. So ging er denn einst in der Dunkelstunde, als Käthe drüben war, ihr nach und schlich die Treppen hinauf - auf das Schleichen verstand er sich trefflich. Schon stand er auf der obersten Stufe, da erst bemerkten ihn Heinz und Käthe, die auf dem Vorsaaale in einer Fensternische beisammen standen, und fuhren etwas überrascht auseinander.

Er tat nun zwar, als hätte er nichts bemerkt, aber er hatte doch etwas gemerkt: es war gerade der Fall, dass Heinzens Arm sich einmal um Käthe's Hüfte verirrt hatte, und sie hatte jedenfalls im Eifer des Gesprächs das Protestieren vergessen.

Nun wusste der Vater Vogt genug: er war über seine Entdeckung höchst erfreut. Aber da er sich nichts anmerken ließ, so gewann die Tochter, die sich erst ihm gegenüber etwas verlegen und unsicher fühlte, bald ihre Sicherheit wieder.

Je wohler dem Schlossherrn wurde, um so mehr verminderte sich die Zufriedenheit seines Vogts, um so eifriger ermahnte er sein Kind, sich der Gunst des Herrn ja zu versichern.

„Sei lustig, Mädels, sei zutulich!“ - sagte er dann - „und halte mir den Alten ja bei guter Laune. Er wird mir schon wieder zu lebendig. Seit die Gicht aus seinen Knochen heraus ist, kann er nicht mehr auf die fluchen, nun kommt alles über mich allein!“

Einst fügte er solcher Ermahnung die plötzliche Frage hinzu: „Und wie weit bist du denn jetzt mit dem Heinz?“ Katharine wurde blutrot und war nicht imstande, ein Wort zu sagen.

„Steht es so?“, fuhr er lachend fort. „Du bist ein Blitzmädels! Aber höre, das Ding muss zu einem Ende kommen, je eher, je lieber! - Du bist ja schlau! Und wenn er morgen käme, er soll dich haben!“ - „Der Bursch“, sprach er mehr für sich - „stöbert mir seit Wochen in dem Gehöfte herum und red't hier mit einem Knecht und dort mit einem Weibsen - und das - das gefällt mir nicht!“

Das Misstrauen des Schlossvogts gegen den Reitknecht war nicht grundlos. Im Auftrage seines Herrn hatte dieser dem Stande der Wirtschaft und der früheren Wirtschaftsführung des Vogts nachgeforscht, und zu eben dieser Stunde erstattete er dem Schlossherrn wieder einmal Bericht über das, was er erfahren, und der Herr fand neue Bestätigung für seinen Argwohn: der Vogt war ein ungetreuer Haushalter gewesen.

„Der treulose Schuft!“, brauste der alte Herr mit seiner früheren Jachheit¹ auf, „zum Teufel will ich ihn jagen, trotz deiner Fürsprache und seinem hübschen Mädels! Hole mir den Spitzbuben sogleich herauf - aber erst die Reitpeitsche her!“

Der Spitzbube war näher, als die beiden dachten. Nach seiner Ermahnung an die Tochter war er in das Herrenhaus gegangen, um dem gnädigen Herrn eine Meldung zu machen. Da er in dessen Zimmer laut sprechen hörte, schlich er auf den Zehen zur Türe und lauschte. Da merkte er denn bald, wovon drinnen die Rede war. Das böse Gewissen schlug ihm gewaltig, und als er zuletzt die Drohung seines Herrn vernahm, ergriff ihn ein jäher Schrecken, so dass er kaum im Stande war, von der Türe hinwegzuhuschen und sich hinter einem großen Schranke zu verbergen.

Der Reitknecht kam aus des Herrn Zimmer, schritt über den Vorraum und ging die Treppen hinunter. Jetzt war er unten, jetzt

¹ Jähheit, Heftigkeit

lenkte er seine Schritte durch die Hausflur dem Hofe zu - was sollte der Vogt in seiner Herzensangst tun? Bleiben, wo er war, konnte er nicht; flüchtete er nach dem Hofe, so musste er fürchten, Heinzen in die Arme zu laufen. Es blieb ihm nichts übrig, er musste nach oben fliehen. Er schlich zur aufwärts führenden Treppe; gewandt schlüpfte er hinauf, und je höher er kam, desto mehr wuchs seine Eile. Bis unter's Dach führte die Treppe. Oben angekommen blieb er keuchend stehen und lauschte hinunter. Er hörte keinen Laut; da kauerte er nahe der Treppe im Halbdunkel des Dachbodens nieder.

Der Reitknecht kehrte allein zum gnädigen Herrn zurück. „Nun, wo bleibt der Sünder?“, fragte dieser.

„Das weiß der Himmel!“, war die Antwort. „Wie ich auf den Hof kam, sah ich Jungfer Käthe vor der Tür sitzen und ging auf sie zu. „Wo ist denn der Vater Vogt, meine Schönste?“, frag' ich.

„Der macht eine Meldung beim gnädigen Herrn, mein Schönster“, sagt sie.

„Wie?“, sag' ich, „ich komme ja eben vom gnädigen Herrn!“

„So?“, sagt sie, „vor einer Weile hab' ich ihn selber ins Herrenhaus gehen sehn!“ - „Ich habe aber nichts von ihm verspürt!“, fügte der Reitknecht hinzu.

„Ha!“, rief der Ritter und sprang auf. „Dann muss der Fuchs im Hause sein! - Frisch, Heinz, wir wollen das Wild hetzen!“

Er nahm die Reitpeitsche vom Tische und eilte vom Reitknecht begleitet zur Tür hinaus. Draußen rief er aus Leibeskräften, dass es bis unter das Dach hinaufschallte:

„Hallo, spitzbübischer Halunke, wo steckst du?“

Als der Schall dieser Worte in das Ohr des Vogtes drang, schnellte er auf. Todesgrauen ergriff ich, dass seine Zähne zusammenschlugen. Vom Dachboden, das wusste er, gab es kein Entrinnen - vom wütenden Ritter fürchtete er qualvollen Tod. Ein neues Hallo! Da floh er den dunkeln Raum entlang, bis eine Wand seiner Flucht ein Ziel setzte.

Hallo, hallo! - klingt es näher - sie kommen die Treppen hinauf.

Da wird es ihm schwarz vor den Augen, da braust es ihm in den Ohren. Mit zitternden Händen schnallt er seinen Leibgurt ab - eine Schlinge ist bald gemacht - schon hängt das andre Ende an einem Haken, den er tastend an der Wand gefunden. Hallo! Da steckt er den Hals in die Schlinge und legt sich mit der Wucht seines Leibes hinein.

Nicht lange danach kommen die beiden Verfolger die letzte Treppe hinauf. Nichts regt sich. „Geh du rechts, ich gehe links!“ Sie dringen spähend zu beiden Seiten vor - am Ende des Raumes finden sie den Gesuchten, - wie in die Knie gesunken und doch nicht kniend hängt er da.

„Gott erbarme sich!“, ruft der Reitknecht. „Er hat sich gehenkt!“ Heb’ ihn auf, Heinz!, vielleicht, dass er noch lebt!“ Heinz hebt mit Mühe den schweren Körper, der Ritter selbst lockert die Schlinge - umsonst, das Leben ist aus ihm gewichen.

„Gott sei seiner Spitzbubenseele gnädig!“ Damit ging der Herr wieder der Treppe zu.

Des Vogts plötzliches Ende hatte die Leute stutzig gemacht, und bei der ersten Kunde davon meinte so mancher, dass da wohl eine Bluttat des Schlossherrn im Spiele sei. Aber der Befund des Leichnams wies die wahre Todesursache klar aus. Die Frau des Vogts, der der gnädige Herr selbst den wahren Hergang der Sache erzählt und dabei gestattet hatte, einstweilen noch im Schlosse zu bleiben, schien den Verlust ihres Mannes mit großer Fassung zu tragen - böse Zungen, die es schon damals in Graustädt gab, zischelten davon, dass die Liebe zwischen den beiden nie besonders stark gewesen. Käthe aber schien untröstlich zu sein. Tagelang ging sie mit verweinten Augen umher, und sie vermochte es nicht über sich, das Herrenhaus zu betreten und vor Heinz sich zu zeigen, dem sie bei sich die Hauptschuld an ihres Vaters Tode beimaß. Schmerzliche Gedanken quälten sie. Kann der, so fragte sie sich, dich wirklich lieben? Hat er nicht am Ende bloß sein Spiel mit dir getrieben? Und so entsprangen zuletzt ihre Tränen nicht so sehr der Trauer um ihren Vater, als dem Kummer um ihre Liebe. Denn erst jetzt, wo sie an Heinzens Liebe zweifeln musste, erkannte sie, dass sie ihr Herz an den hübschen, kecken Reitknecht ganz verloren hatte. Wohl versuchte die Mutter, ihr Kind zu trösten, aber da sie den wahren Grund von Käthes Tränen nicht kannte, so verfiel kein Trost, auch der nicht, dass sie ja nicht mit Sorgen in die Zukunft zu sehen brauchten - der Vater hätte für sie beide gut gesorgt.

So hatte Heinz sein Mädchen fünf Tage lang nicht gesehen. Jeden Morgen hatte er gehofft: heute wird sie sich zeigen - aber seine Hoffnung war immer getäuscht worden. Da ließ es ihm nicht länger Ruhe. Am sechsten Tage in der Dämmerstunde, als er geseh’n, dass

die Mutter zum Tore hinausgegangen war, trat er bei Käthe ein, die mit dem Gesicht der Türe zugewandt an einem Fenster stand.

„Guten Abend, Käthe!“

Das Mädchen hatte ihm sofort den Rücken zugekehrt und erwiderte den Gruß nicht. Starr sah sie zum Fenster hinaus, Tränen traten ihr vor den Blick. Heinz ging zu ihr.

„Guten Abend, Käthe!“, wiederholte er und legte seinen Arm um ihren Nacken. Sie machte sich aber frei von ihm und sagte unter Schluchzen, sie lasse sich ferner nicht von dem berühren, der ihren Vater in den Tod gehetzt habe.

„Was ist das für eine Rede?“, ruft Heinz verletzt. „Weißt du nicht, dass ihn das böse Gewissen in den Tod gehetzt hat?“

„Dann hast du ihn in den Tod spioniert!“

„Spioniert?“, wiederholte der Reitknecht entrüstet. „Höre, Käthe, du treibst es toll! Meinst du, der gnädige Herr hätte nicht schon lange geahnt, dass dein Vater ihn betrog? Und wenn er nun zu mir sagt: Geh, Heinz, und frage den und jenen, wie es darum steht, und schaff mir Gewissheit, dass ich den Spitzbuben nicht in falschem Verdacht habe - soll ich dann hintreten vor den gnädigen Herrn und sagen: Gnädiger Herr, das tue ich nicht, das wär' spioniert?“

Käthe sieht nach wie vor starr durch das Fenster; noch rollen Tränen über ihre Wangen und fallen auf das Mieder, dessen starkes Auf- und Abwogen von ihrer inneren Erregung Zeugnis gibt.

„Und wenn ich selber den gnädigen Herrn mehr als einmal gebeten habe, es glimpflich mit deinem Vater zu machen - denn erst hätt' er ihm am liebsten alles genommen und ihn an den Galgen gebracht, und das hab' ich ihm ausgeredet bis auf eine Tracht Prügel, ohne die wollte er ihn nun und nimmer davonjagen - siehst du, Käthe, das hab' ich getan, weil ich dir gut bin.“

Da konnte das Mädchen nicht länger widersteh'n. Schnell drehte sie sich um, schlang die Arme um den Nacken des Burschen, und ihren Kopf an seiner Brust verbergend flüsterte sie:

„Vergibt mir, Heinz, ich habe dich ja von Herzen lieb.“

„Wenn du das sagst, kleiner Trotzkopf“, unterbrach er sie, „so muss ich dir wohl vergeben.“ Dann küsste er ihr dunkles Haar, da das Gesicht noch in seinem Versteck blieb.

„Und jetzt, Käthe“, fuhr er fort, „sieh mich an und sag mir, ob ich den gnädigen Herrn belogen habe. Dem hab' ich gesagt, du würdest meine Frau!“

„Wie kannst du das sagen?“, rief das Mädchen schnell aufstehend und durch die letzten Tränen lächelnd. „Und hattest mich noch gar nicht gefragt, ob ich wollte? Wenn ich nun nein sagte?“

„Nun so sag’ es doch!“, dabei sah er sie herausfordernd an.

„Nein!“, erwiderte sie mit einer trotzigen Wendung des Kopfes, „wenn du mir so kommst, sag’ ich es gerade nicht!“

„Prachtmädel, dann wirst du Frau Vogtin! Denn der Herr hat mich heute zum Vogte gemacht!“

Seitdem waren Monate vergangen. Den ganzen Sommer über war der Schlossherr wohlauf gewesen und hatte sich fleißig um Haus und Hof, Feld und Wald gekümmert. Die Freude war nicht groß, wenn seine Leute ihn kommen sahen. Denn leicht zog ein Zorneswetter in ihm auf, und wenn es in den grauen Augen unter den buschigen Brauen zornig blitzte, so regnete es in der Regel sehr bald darauf Hiebe.

Es war im Beginn des Herbstes, da hatte er zwei Böttcher aus der Stadt in seinen Kellereien, Vater und Sohn, die mit seinem Gefäße beschäftigt waren. Wie er nun gern sich einmal zeigte, wo für ihn gearbeitet wurde, so ging er auch zu den beiden in den Keller, trat zu ihnen und sah der Arbeit zu. Da sie aber etwas nicht ganz nach seinem Sinne machten, meisterte er an ihnen herum, dass der Alte darüber ärgerlich wurde und sagte:

„Gnädiger Herr, was die Arbeit des Krieges angeht, so mögt Ihr darin Meister sein, und mag sie niemand besser versteh’n, denn Ihr. In der Böttcherei aber bin ich Meister, und verstehe sie besser wie Ihr - so lasset uns in Frieden arbeiten, wie wir es versteh’n!“

„Ich hab’ euch rufen lassen!“, ruft der Ritter gereizt dagegen, und aus seinen Augen lodert der Zorn, „so müsst ihr mir arbeiten, wie ich euch befehle!“

„Herr!“, sagt der Böttchermeister, „wir sind freie Leute, und gefällt Euch unsre Arbeit nicht, so komm, Sohn, lass’ uns gehen!“

„Nicht von der Stelle!“, schreit jener außer sich und greift nach dem Schwerte.

„Platz, Herr!“, ruft der junge Handwerker, und mit einem Blicke nach dem Schwerte des Schlossherrn fügt er hinzu: „Wir sind keine von Euern Leute, dass Ihr uns niederstechen könntet wie die Hunde!“

Zugleich trat er trotzig vorwärts. Da riss jener das Schwert in blinder Wut aus der Scheide, und mit dem Ausruf: „Verwegner Hund!“, stieß er es dem Gesellen in die Brust, und da er sah, dass der Alte mit einem Stemmeisen auf ihn eindrang, so zog er die blutgefärbte Klinge schnell wieder zurück, und im nächsten Augenblick sank auch der Vater tödlich getroffen nieder.

Schnell wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der grausigen Bluttat des Schlossherrn durch Graustädt, und alles forderte Rache. Das nächste Landgericht wurde um Hilfe angegangen. Schon nach den früheren blutigen Taten des Ritters hatte sich dieses geregt; aber teils weil er beim Markgrafen einen feinen Stand hatte, teils weil die von ihm Erschlagenen seine eignen Leute gewesen, war man ihm nie ernstlich zu Leibe gegangen. Jetzt aber war der Frevel zu schreiend, als dass man die Sache hätte lässig betreiben dürfen. Melchior ahnte das wohl und war auf seiner Hut. So oft auch die Herren vom Landgericht auszogen, ihn zu fangen - sie fingen ihn nicht. Oft wussten sie durch ihre Späher gewiss, dass er im Schlosse war; da durchsuchten sie alle Räume von unten bis oben, aber sie fanden ihn nicht, und wenn sie dann mit leeren Händen und langen Gesichtern wieder abgezogen waren, so kam er aus sicherem Versteck hervor, lachte sie aus und sagte, dass müssten schlauere Füchse sein, die den Hahn von Schroffeck fangen wollten!

So wurden die Herren von der Obrigkeit zwar immer erbitterter, aber doch allmählich müde, dem Ritter nachzustellen, und dieser wagte sich denn wieder aus seinem Schlosse heraus. An einem schönen Spätherbsttag, da seine Knechte Dünger¹ auf die Äcker führten, wandelte ihn die Lust an, seine Fluren wieder einmal zu begehen. Langsam folgte er einem Düngerwagen. Als er hinter demselben eben vom Wege abgebogen und auf das Feld gekommen war, rief der Knecht, der vorn die Pferde lenkte, plötzlich:

„Gnädiger Herr, da vorm kommt das Landgericht gezogen zu Ross und zu Fuß!“

„Verfluchtes Volk!“, murmelte der Ritter. „Hier auf freiem Felde kann ich ihnen nicht entwischen! - Kerl, weißt du Rat? Es soll dich nicht gereuen!“

„Gnädiger Herr,“ entgegnet der Knecht, „gesehen haben sie Euch noch nicht. Werft Euch schnell zu Boden, so will ich von meiner

¹ Stallmist bzw. Stalldung

Ladung über euch breiten - hol' mich der und jener, wenn sie Euch darunter suchen! - Ist alles sicher, so grab' ich Euch wieder aus!“

Augenblicklich folgte der Schlossherr diesem Rate, wenn auch mit Zähneknirschen, und eben war er glücklich geborgen und der Knecht rückte ein Stück weiter, um das Abladen fortzusetzen, da zog daneben auf dem Wege das Landgericht vorbei zu Ross und zu Fuß.

Lange lag der edle Herr unter seiner Rettung, und es war kein angenehmes Liegen. Dazu gesellten sich Gedanken, die ihm das Blut in Wallung brachten. Er sagte sich selbst, dass er nur so zu retten gewesen, aber doch schien es ihm, als ob diese Art von Rettung ihn in den Augen feiner Leute entehren müsse. Dass überhaupt ein so gewaltiger Kriegsoberster wie er tagtäglich auf der Hut sein musste, um nicht den Dienern der öffentlichen Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, und das, weil er ein Paar widerspenstige Böttcher niedergestoßen - war das nicht empörend? Und nun lag er schon eine halbe Ewigkeit, und am Ende machte sich der Hallunke von Knecht gar den Spaß, ihn länger liegen zu lassen, als nötig. Hatte er ihm nicht gestern mit der Reitpeitsche den Rücken gebläut? Gewiss, jetzt rächte sich der Schuft auf diese Weise!

Ganz rasend gemacht durch diesen Gedanken springt er auf und schüttelt seine Deckung von sich. Indem kommt der Knecht auf dem Wege dahergerannt, und wie er den gnädigen Herrn sich schütteln sieht wie einen nassgewordenen Pudel, bricht er in ein schallendes Gelächter aus. Das bringt die Wut des Edelmanns auf's höchste - es ist nicht anders, der Schurke hat sich einen Scherz mit ihm erlaubt, und nun lacht er auch noch so unflätig!

Wie ein wütender Eber stürzt er dem Knechte entgegen, und ehe dieser, dem vom Rennen und Lachen aller Atem benommen ist, ein Wort vorbringen kann, schwingt er seine Klinge und mit den Worten:

„Fahre zum Teufel mit deinem Lachen, frecher Schuft!“, stößt er sie ihm durch den Leib.

Lautlos brach der Knecht zusammen. Der Ritter aber eilte in das Schloss, und nachdem er sich beim Vogt gründlich gesäubert, ließ er sich von diesem den Hergang der Haussuchung erzählen.

Noch sorgfältiger als sonst hatten die Schergen alles durchsucht; kein Raum, den sie nicht durchstöbert hätten; selbst an die Wände hatten sie geklopft, ob ein hohler Ton irgendwo ein geheimes Gelass verriete. Inzwischen war der Knecht vom Felde gekommen und hatte

dem Vogt zugeraunt, wo der gnädige Herr stecke. Er hatte dann im Hof wieder Dünger geladen, aber nur um den Abzug des Landgerichts zu sehn und dann seinen Herrn aus dem übeln¹ Versteck zu befreien. Länger als je waren die Spürhunde im Schlosse geblieben - endlich waren sie mit verdrießlichen Mienen auf einem andern Wege wieder abgezogen. Sofort war dann der Knecht dem Felde zugeeilt, und so werde er ja wohl - fügte der Vogt lächelnd hinzu - den gnädigen Herrn aus seinem Lager erlöst haben.

Als Melchior das Ende dieses Berichts hörte und begriff, welche himmelschreiende Schuld er auf sich geladen, da ward es ihm schwindlig zu Sinne; das Gesicht verging ihm, er fasste nach dem Tische, neben dem er gestanden, und sank zurück auf einen hölzernen Lehnstuhl.

„Herr Gott!“, rief der Vogt erschrocken, „gnädiger Herr, was ist Euch?“

Lange erhielt er keine Antwort. Wie gebrochen saß der Ritter auf dem Stuhle und starrte lautlos vor sich hin - wie in gewaltigem Kampfe hob und senkte sich seine breite Brust. Endlich brachte er abgerissen die Worte hervor: „Gott sei meiner armen Seele gnädig! - Ich habe meinen Retter niedergestochen!“

Erst als die Dunkelheit angebrochen, war er dazu zu bewegen, sich vom Vogt in das Herrenhaus führen zu lassen - er scheute sich vor dem Tageslicht, vor den Blicken seiner Leute.

Am folgenden Morgen war er mit dem Vogt verschwunden. Der alte Claus, ein Knecht, der alle Bluttaten Melchiors im Schlosse erlebt hatte, äußerte seine Meinung dahin, dass der Teufel endlich ein Einsehen bekommen und den Herrn bei lebendigem Leibe geholt haben müsse. Gern hätten das die andern Leute im Schlosse geglaubt. Allein da kein Grund erdenklich war, warum der Fürst der Hölle auch den biedern Heinz hätte mitnehmen sollen, da sich ferner ergab, dass im Pferdestalle die beiden besten Renner fehlten, so kam man zu dem Schlusse, dass die beiden Männer bei Nacht und Nebel davon geritten seien. Wenn man nur auch gewusst hätte, wohin! Das gab den ganzen Tag über den ergiebigsten Stoff zu Vermutungen, und da weder Herr noch Vogt zu Hause waren, so ist wohl nie auf Schrofbeck an einem Werkeltage so wenig gearbeitet worden, wie an jenem.

Gegen Abend kam der Vogt allein zurück; das zweite Pferd lief leer neben ihm. Er machte kein Geheimnis daraus, dass der Herr aus

¹ üblen

den Grenzen des Landes gegangen sei. Auch wusste er viel davon zu erzählen, dass der Ritter ganz und gar umgewandelt sei; er hätte zu mehreren Malen geweint und geschluchzt wie ein Kind und gesagt, die Tage, die ihm der Herr in Gnaden noch schenken werde, wolle er mit Reue und Gebet verbringen, ob er dadurch der ewigen Seligkeit noch teilhaftig werden könne.

Ob der Herr wiederkommen würde?

Das wusste der Vogt nicht, aber geäußert hatte er, dass er am liebsten da Buße tun möchte, wo er die schwerste seiner Sünden auf sich geladen.

Wieder wehte der Wind herbstlich über die leeren Stoppeln. Heinz und Käthe waren ein glückliches Paar und erfreuten sich seit kurzem eines kräftigen Stammhalters. Die Wirtschaft war unter dem wohlgelittenen Vogt einen guten Gang gegangen - die Dienstleute hatten ohne des gnädigen Herrn ungnädige Donnerwetter und Prügelregenschauer besser und williger gearbeitet, als je zuvor.

Da, gerade an dem Tage, wo des unglücklichen Knechts Ermordung jährig wurde, kehrte der Schlossherr zurück. Er hatte großer Herren und Potentaten Fürsprache und Unterhandlung gebraucht - hätte er aber nicht früher seinem erlauchten Markgrafen unschätzbare Dienste getan gehabt, jene allein würden ihm schwerlich Sicherung des Lebens und der Freiheit erwirkt haben.

Was der Vogt von der gänzlichen Umwandlung des Ritters erzählt hatte, dass bestätigte sich nun. Er blieb meist im Herrenhause und betete viel. Die Führung der Wirtschaft überließ er ganz dem Vogte, um allen Anlass zum Zorn zu meiden; nie hat man ihn wieder mit dem Schwerte umgürtet gesehn. Oft ging er zu jener Stelle, wo er seinen Retter erstochen hatte, und betete da kniend für das Heil seiner Seele.

Als bald nach seiner Rückkehr in das Schloss ließ er den alten Vater des Ermordeten zu sich rufen. Er gab ihm ein großes Bußgeld, und ihm und seinen Nachkommen hat er das Fährhaus bei der Stadt zugewiesen. Auch sonst war der bußfertige Herr darauf bedacht, seine vielen Übeltaten durch gute Werke zu sühnen. Den Armen hat er viel Gutes getan und bei seinem Ableben die Kirche mit Legaten bedacht,

deren Zinsen nun schon seit manchem Jahrhundert manchem kinderreichen Pfarrer und Kirchner ihre Sorgen erleichtert haben.

Ehe er aber das Zeitliche segnete, traf er die Bestimmung, dass er nicht, wie die andern seines Geschlechts, drinnen in der Kirche unter dem Altarplatz ruhen, sondern unter der Kirchtürschwelle bestattet sein wollte, damit die frommen Kirchgänger über ihn argen Sünder hinwegschritten, wie er so oft frevelnd andere untertreten hätte. Zum Zeugnis aber, wessen er würdig gewesen wäre, sollte über seiner Grabstelle ein Rad angebracht werden.

Und als er in Reu und Buße seine Augen für diese Welt geschlossen hatte, da haben sie ihm, wie er es gewollt, unter der Kirchtürschwelle seine Gruft bereitet, und noch heute zeugt über der Kirchtür in roten Sandstein gemeißelt ein Rad von Melchior von Schroflocks Sünden und Buße.

III. Eva - Aus Zeiten schwerer Not

1.

Das gute Graustädt - wie könnt' es bei einer so uralten Stadt anders sein? - hat im Laufe der Zeiten viel Jammer und Not gesehen; Jammer und Not, wenn in tiefer Nacht unheimlich der Feuerruf erscholl und die Sturmglocke mit rasch aufeinander folgenden Schlägen die Schläfer aufschreckte, wenn die hoch ausschlagende Lohe das Dunkel der Nacht grausig erhellte und unter dem Schreien und Rufen der Männer, unter dem Krachen der Balken und dem Prasseln der Flammen die Klagen und Seufzer derer sich verloren, die ihre Habe unrettbar zu Grunde gehen sahen; - Jammer und Not, wenn nach langem, grimmigem Winter der Schnee zerging und von allen Seiten die Wässer rieselnd dem Flusse zueilten, bis das Eis krachend barst und der Fluss mit jähem Steigen die Ufer überflutete und eindrang in die Stadt, so ungestüm manchmal, dass die Bewohner der niederen Häuser unter den Dachraum flüchten und von da mit bangem Hilferuf Rettung vor dem Tode in der kalten, unheimlich rauschenden Flut errufen mussten; - Jammer und Not, wenn ein großes Sterben durch die Lande ging und der Tod auch im Städtlein seinen Einzug hielt, unersättlich Opfer auf Opfer heischte und in so manchem Hause keines einzigen Lebens schonte, dass die Leute entsetzt von dannen zogen, die Stadt aber leer und öde ward, und auf Markt und Gassen das Gras wuchs und sie grün wurden wie eine Wiese; - und Jammer und Not, da Hussitenhorden plündernd, sengend und mordend das Land durchzogen, die auch in Graustädt schrecklich hausten und statt der freundlichen Gassen rauchende Trümmerstätten zurückließen.

So ein rechtes Not- und Jammerjahr war das Jahr 1637, und die Notanstifter und die Jammerbereiter waren die schwedischen Kriegsvölker.

Schon in den Jahren vorher hatten viele Durchzüge kaiserlicher und kurfürstlicher Scharen stattgefunden, und durch die Einquartierungen und starke Auflagen waren nicht wenige Hauswirte erschöpft worden, so dass sie nur mit Seufzen in die Zukunft sahen. Denn wo zeigte sich Aussicht auf Besserwerden?

„Das kommt noch viel schlimmer!“ Diese Rede ging von Munde zu Munde - der liebe Herrgott selbst hatte im Sommer 1636 ein sicheres Anzeigen gegeben, dass er das Land noch länger mit der blutigen Kriegsrute heimsuchen wollte; denn an Birken und andern Bäumen färbte sich das Laub blutig rot.

- - -

Es war drei Tage vor dem ersten Sonntag nach Epiphantias¹ des Jahres 1637. Den ganzen Tag über hatte es lustig geschneit, und noch am Spätnachmittag fielen die Flocken dicht nieder. Da kam durch das Naustädter Tor ein Mann im langen Mantel, der über und über beschneit war. Soweit es die Schneeflocken zuließen - denn sie flogen ihm zudringlich ins Gesicht, so dass er oft mit der Hand über die Augen wischte, - sah er sich die Häuser der Straße an wie einer, der sie noch nicht gesehen. Als er an der Marktecke an eine Rotte Jungen kam, die mit lautem Geschrei eine Schneeballschlacht lieferten, fasste er den einen am Arme, und nachdem er so seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, fragte er ihn nach dem Hause des Bürgermeisters. Der Junge, durch den plötzlichen Eingriff in die Freiheit seiner Bewegung erschreckt, meinte nicht anders, als der Mann sei von einem Balle getroffen worden und wolle ihn dafür zur Rechenschaft ziehen; er versicherte daher mit kläglichlicher Stimme, er sei es nicht gewesen - bis der Fremde seine Frage wiederholte. Da zeigte er über den Markt hinüber auf das Haus links vom Gasthof zum Goldenen Löwen. Der Mann folgte der angegebenen Richtung, ging zwischen dem Jungenschwarme hindurch, der sich dadurch zu einem unfreiwilligen Waffenstillstand genötigt sah, und näherte sich einem Kramladen, durch dessen angelaufenes Fenster ein etwa fünfzehnjähriger Bursche mit unverkennbarem Vergnügen der wieder begonnenen Schneebataille zusah. Als er aber bemerkte, dass der Mann im Mantel vor der Ladentür stehen blieb und den Schnee von sich abschüttelte, verschwand er schnell, und wie jener eintrat, saß er hinter dem Ladentische und pappte aufs eifrigste Düten². Flink sprang er auf und wollte eben fragen, womit er dem Herrn dienen könnte, als dieser ihm zuvorkam und fragte, ob der Bürgermeister zu sprechen sei. Der Dütenpapper sagte etwas unsicher, er wollte einmal nachsehn, der

¹ Epiphantias = 6. Januar (Drei-Königs-Tag)

² "pappte ... Düten" = klebte Tüten

Herr möge einstweilen nebenan in das Stübchen gehen; und nachdem er ihn in dasselbe geführt, verschwand er. Der Fremde nahm den Hut ab und schlug den Mantelkragen nieder - da kam ein jugendliches Gesicht zum Vorschein, das einem mittleren Zwanziger anzugehören schien. Er trat an ein Fenster und besah sich von da, soweit es ihm möglich war, den Markt und seine Umgebung.

„Das wäre also Graustädt!“, sagte er nach einer Weile vor sich hin. „Freilich ein gewaltiger Unterschied zwischen der kurfürstlichen Residenz und diesem Städtlein - aber ein freundlicher Ort scheint es zu sein!“

Während er still seine Betrachtung fortsetzte, war er selbst der Gegenstand aufmerksamster Beobachtung. Hinter ihm führte eine Glastür in die Küche, durch deren Fenster die hübsche Küchenmagd mit sichtlicher Neugierde bald von rechts, bald von links etwas mehr von dem Manne zu erspähen suchte als die ihr zugewendete Rückseite. Da drehte sich der Fremde plötzlich um, wie es schien, ungeduldig ob des langen Wartens - er hatte sie gesehen, was sollte sie tun? So trat sie denn ein, als wenn sie eben des Wegs daher gekommen wäre, und suchte Erstaunen über die Anwesenheit des fremden Mannes zu heucheln.

Ob denn der Bürgermeister zu Hause wäre, fragte jener ungeduldig.

„O ja, zu Hause ist er!“, sagte das Mädchen. „Er ist aber bei seiner Frau!“, setzte sie dann hinzu.

Was ist mit der? - Ist sie krank?“

„Krank? - Nein, krank nicht gerade, aber“ - dann schlug sie die Augen nieder und tat, als wenn sie sich genierte, weiter zu reden.

„Nun, aber?“

„Der Storch ist da!“, sagte sie halblaut vor sich hin und kicherte.

„Wer ist da?“

„Der Storch!“, antwortete sie laut und blinzelte den Frager an - „’s sind vorhin Zwillingen gekommen!“

„Zwillinge?“ - und sein Gesicht zeigte keine Spur von Ungeduld mehr. „Da kann der Bürgermeister freilich keine Zeit für mich haben. Ich komme morgen wieder!“

Dabei griff er nach seinem Hute und wollte wieder gehen, da tat sich die Küchentür abermals auf, und ein kleiner Mann von behäbigem Äußeren trat rasch ein, auf dessen Wink das Küchenmädchen sogleich verschwand. Es war der Bürgermeister. Er

ging auf den Fremden zu, begrüßte ihn und begann sich lebhaft zu entschuldigen, dass er den Herrn so lange hätte warten lassen, aber er hätte dringende Abhaltung gehabt.

„Ich weiß“, sagt der Fremde lächelnd, und spricht sein Bedauern aus, dass er zu so ungelegener Zeit gekommen, er möchte auch jetzt nicht weiter stören.

Aber der Bürgermeister bittet, er möge doch ja bleiben. „Sie schläft jetzt“, sagt er leise, als fürchte er, sie aufzuwecken, „und die kleinen Würmchen schlafen auch.“

Nachdem er dem Besucher einen Stuhl angeboten und sich zu ihm gesetzt hatte, begann jener:

„Ich freue mich, in so glücklicher Stunde Euer Haus betreten zu haben, das ich noch oft zu betreten hoffe. Ich bin vom Herrn Collator zum Pfarrer von Graustädt designiert.“

„Gott sei gelobt!“, ruft der Bürgermeister, springt auf und schüttelt dem künftigen Pfarrer erfreut die Hand. „Über Jahr und Tag ist die Gemeinde verwaist, und nur selten in dieser Zeit hat ein fremder Geistlicher in unsrer lieben Kirche gepredigt. Herr, es ist hohe Zeit, dass Ihr kommt! Die Zeiten sind schlecht - die Stadt hat viel gelitten, und es gibt wohl manchen, der vom lieben Gott nichts mehr wissen wolle!“

„Steht es so in der Gemeinde?“, fragt der junge Mann, und sein Auge blitzt. „So hoffe ich mit Gottes Hilfe, ihm die Herzen der Abgefallenen wieder zuzuführen.“

„Gott geb's!“, sagt der Bürgermeister. „'s ist wohl kein Wunder, dass es so steht. Hat doch nicht einmal zu Weihnachten ein Prediger auf unsrer Kanzel gestanden! Und was unser Herr Cantor vorm Altar liest, dass sehen die Leute nicht für voll an.“

„Keine Weihnachtspredigt? - Das ist ja die schönste im ganzen Jahr! - Zwar hab' ich meine Antrittspredigt fertig, aber da ich das höre - ja, da will und muss ich zuerst über das Christtagsevangelium predigen! - Herr Bürgermeister, sagt's, wem Ihr könnt: Wir wollen am Sonntag Weihnachten in der Kirche nachfeiern!“

„Seid gewiss, Herr!“, entgegnet der Bürgermeister frohen Gesichts, „die Gemeinde soll's erfahren! - Da fällt mir ein, wart Ihr schon in der Pfarre?“

„Nein! - Meines Vorgängers Witwe wohnt noch drin?“

„Ja, Herr, der Schlossherr hat ihr erlaubt zu bleiben, so lange es ginge. Der Herr ist doch noch nicht verheiratet? - Nein? Nun, da kann

sie ja wohl noch eine Weile bleiben. Sie hat sich noch nicht entschließen können, von hier fortzugehen, und in der Stadt findet sich kein passendes Unterkommen - eine seelensgute Frau! - Freilich, 's ist eine Tochter bei ihr. - Habt ihr eine Braut? - Auch das nicht? Na, man weiß ja nicht, was werden soll! - Ein sehr schönes Mädchen! Und das beste Herz!“

Der junge Pfarrer lächelte und schien eine Bemerkung auf den Lippen zu haben, aber der Bürgermeister ließ ihn nicht zu Worte kommen - er sagte:

„Entschuldigt mein Geschwätz - da droben alles gut gegangen ist, bin ich lustig gestimmt, obwohl“ - und dabei seufzte er tief auf - „'s ist keine Kleinigkeit, Herr, in diesen schweren Zeiten! Es sind Nummer sieben und acht - und lauter Jungen!“

„Viel Kinder, viel Segen! heißt es ja!“ , sagte der Pfarrer, über die Nummerierung lächelnd. „Ich nehme Eure Zwillinge mir zum guten Vorzeichen und wünsche Euch Gottes Segen dazu! - Aber eins muss ich noch fragen: Werde ich denn in der Pfarre wohnen können? Denn Tisch und Stuhl und dergleichen habe ich noch nicht.“

„O, da seid außer Sorgen!“, fiel der Bürgermeister ein. „Die ganze Pfarre steckt voll Sachen. Es waren wohlhabende Leute.“

„Gut denn! So werde ich jetzt in die Pfarre gehen und sehn, ob sie mich einnehmen wollen. Wenn Ihr erlaubt, hole ich mir morgen mehr Rats. Jetzt lebt wohl!“ Dabei stand er auf und reichte dem Bürgermeister die Rechte. „Grüßt Eure liebe Frau vom neuen Pfarrer und“, fügte er mit lächelndem Munde hinzu - „zu Nummer sieben und acht nochmals meinen Glückwunsch!“

Der Bürgermeister dankte beredt und geleitete den Herrn durch den Laden, wo der jugendliche Dütenpapper eifrig seiner Arbeit oblag.

„Das ist Nummer eins!“, sagt der Bürgermeister im Vorbeigehn auf ihnweisend.

Als der Pfarrer schon ein paar Schritte vom Hause entfernt war, kam ihm der kleine Herr nachgesprungen. „Verzeiht, Herr“, rief er, etwas außer Atem, „hab' ich doch ganz vergessen, nach Eurem Namen zu fragen! Darf ich bitten?“

„Konrad Ewald!“

„Konrad Ewald! - Danke, danke! Noch mal lebt wohl!“ Damit sprang er wieder in das Haus zurück.

2.

Bald darauf saß Konrad Ewald bei der Witwe seines Vorgängers, einer etwas leidend aussehenden älteren Frau. Diese erzählte von ihrem verstorbenen Manne und beklagte dessen Tod, der für sie und ihre Tochter viel zu früh gekommen wäre. Dabei rannen ihr die Tränen über das blasse Gesicht. Der junge Nachfolger suchte sie zu trösten und sagte ihr, er komme nicht, um sie aus den Räumen zu verdrängen, die ihr gewiss sehr lieb geworden seien. Er bäte sie vielmehr darum, zu bleiben und ihn bei sich aufzunehmen, denn er wüsste nicht, wie er allein wirtschaften sollte. Das träfe sich ja ganz gut, meinte jene; denn noch stehe die Studierstube ihres Seligen unverändert da, auch viele schöne Bücher habe ihr guter Mann besessen, die alle noch da seien.

Nun dankten sie sich gegenseitig und sprachen ihre Freude darüber aus, dass die Sache sich so machte.

Während ihrer ganzen Unterredung war im Nebenzimmer eine lebhaft Unterhaltung geführt worden; Männerstimmen und eine Mädchenstimme ließen sich unterscheiden - und jetzt drang mehrstimmiges lautes Lachen zu den beiden.

„Eva ist wieder einmal ganz ausgelassen!“, sagte die Witwe halb vor sich hin. „Ich hab’ Euch wohl lustigem Besuch entzogen?“, fragte der junge Geistliche.

„O nein!“, war die Antwort. „Lästiger Besuch ist’s. Wir haben zwei Capitäns als Einquartierung - das Städtchen steckt ganz voll Schweden. Aber seid außer Sorge, auch Ihr habt Platz im Hause! - Wir hoffen von Tage zu Tage, sie wieder ziehen zu sehn - die Herren selbst sind freilich anderer Meinung.“

Dann bat die Witwe den jungen Pfarrer, mit ihr in die Nebenstube zu gehen - er müsse ja doch diese Eindringlinge kennen lernen, und sie wolle ihre Tochter nicht länger mit ihnen allein lassen. „Sie ist zu lustig!“, fügte sie hinzu. „Sie hat es von ihrem seligen Vater!“

Im Nebenzimmer saßen an der einen Seite des Tisches die zwei schwedischen Offiziere - der eine ein ganz junges Bürschchen mit dem ersten Flaum auf der Oberlippe, der andre älter, mit einem Schnauzbart, - ihnen gegenüber ein junges, blühendes Mädchen. Die drei musterten den jungen Mann, der ihnen als der neue Pfarrer vorgestellt wurde, und dieser musterte die drei, dem Mädchen aber

reichte er die Hand und bat sie, ihn als neuen Hausgenossen freundlich aufzunehmen.

„O, Ihr seid uns sehr willkommen!“, sagte sie und setzte mit einem Blicke auf den jüngeren Offizier hinzu: „Nun haben wir doch einen Beschützer im Hause gegen die übermütigen Feinde!“

„Wie beneid’ ich den Herrn Pfarrer um seinen schönen Schützling!“, rief der junge Krieger. „Indes, was ist ein Pfarrer gegen einen Kriegsmann?“

„Herr Capitän!“, fiel ihm der Pfarrer ins Wort. „Es hieß dereinst, die schwedischen Kriegsvölker seien ein frommes Heer - da fragte man wohl: was ist ein Kriegsmann gegen einen Pfarrer? Die Zeiten sind, leider Gottes!, vorbei. Aber glaubt mir, Herr Capitän, wenn der große Doctor Martinus sich vor der ganzen Welt voll Teufel nicht gefürchtet hat, so wird wohl ein rechtschaffener lutherischer Pfarrer auch vor einem schwedischen Kriegsmann nicht in Angst geraten!“

Eva sah ihn überrascht an, und es spiegelte sich in ihrem Gesicht etwas von der Freude wieder, mit der sie bei sich dachte: Brav gesprochen, mein Herr Pfarrer! Stopft diesem Windbeutel nur das Maul!

Der abgetrumpfte Offizier ärgerte sich, machte aber gute Miene zum Spiel und sagte, sich zum Lachen zwingend:

„Ei, Herr Pfarrer! Ihr nehmt die Sache gleich verteufelt ernst! - Nur keine Sorge! Ich hoffe, ich werde mit Eurem schönen Schützling Frieden halten, dass es Eurer Hilfe nicht bedarf!“

Der guten Witwe aber wurde etwas ängstlich zu Mute: sie besorgte, die Männer möchten aneinander geraten, und deshalb machte sie dem Pfarrer den Vorschlag, ihm seine Studierstube zeigen zu wollen. Der ging gern darauf ein, und so saß denn Eva wieder mit den beiden Offizieren allein.

„Nun, mein Herr Capitän“, wandte sie sich an den, der vorhin stumm geblieben war, „was sagt Ihr zu unserm neuen Gesellschafter?“

„Er scheint mir ein unverschämter Bursche zu sein“, erwiderte jener, „der noch nicht weiß, wie ein Pfaff mit einem Capitän zu reden hat. - Und ich hätte wohl Lust, ihm zu zeigen, was wir zu bedeuten haben!“, fügte er hinzu und strich sich seinen Schnauzbart.

„Recht so, Herr Kamerad!“, rief der andre. „Wir wollen das Bürschlein ein wenig foppen - so haben wir unsern Spaß mit ihm, er mag wollen oder nicht!“

„Herr Capitän!“, sagte Eva, über deren Lippen bei seinen letzten Worten ein Lächeln gegangen war, „nehmt Euch in Acht, dass Ihr nicht noch eine Bataille gegen ihn verliert! Er sieht mir so aus, als wär’ ihm so leicht nicht beizukommen.“

„Potz Stern und Hagel!“, fuhr jener in aufschneiderischem Tone fort - „wir wollen’s diesem Studenten schon eintränken, mit wem er es zu tun hat!“

Eva sagte nichts weiter, aber es war ihr um den Pfarrer nicht bange. Er wird sie schon zum Schweigen bringen, dachte sie bei sich; vielleicht, dass sie dann aufhören, uns immer von ihren Heldentaten vorzureden und das große Messer zu führen. -

Inzwischen war die Frau Magistern mit dem neuen Hausgenossen in die Studierstube ihres Mannes gegangen. Das Zimmer gefiel dem jungen Pfarrer wohl: zwei Fenster nach Morgen, eins nach der Mittagsseite, wie freundlich würde da an sonnigen Tagen das Licht zu ihm hineinscheinen! Ein gewaltiger Kachelofen - wenn da drinnen ein lustiges Feuer brennte, wie behaglich würde sich’s im alten Lehnstuhl daneben über Predigtgedanken sinnen lassen, während die Schneeflocken an die Fenster schlugen und der Wind um die Ecke piffte. Und auf dem Bücherbrett, welche Freude für unsern Bücherfreund! Reihen großer und kleiner Bücher im Schweinsledergewande - alle so schön, wie sie der Größe nach zu einander passten, geordnet, dass der Beschauer unwillkürlich stutzte und nach den Titeln sah.

Da lachte er denn bald laut auf, denn er merkte, dass nur die Größe der Bücher für ihre Aufstellung maßgebend gewesen war; denn da standen Christen und Heiden bunt durcheinander.

Seine Begleiterin ahnte den Grund seines Lachens und sagte: „’s ist ein Werk der Magd, der alten Hanne! So lange mein guter Mann noch lebte, Gott hab’ ihn selig! da war es immer ihr Ärger, dass die Bücher untereinander standen, wie Kraut und Rüben, wie sie sagte; und sie konnte es doch nicht ändern. Denn mein guter Mann, Gott hab’ ihn selig! hatte streng verboten, ein Buch anzurühren. Kaum war er unter die Erde - Herr, das war der schwerste Tag meines Lebens!“ - (dabei wurden ihr die Augen nass) - „da kommt sie eines Tags mit triumphierendem Gesicht zur mir und sagt: So, Frau Magistern, nun wäre endlich einmal Ordnung oben! Schade, dass der Herr nicht mehr lebt, - er würde sich doch am Ende drüber freun!

„Alte Einfalt!“, sag’ ich, „was hast du gemacht?“

„Ordnung, Frau Magistern! Die Bücher - Ihr wisst schon!“
Seitdem stehen sie so.

In heiterer Stimmung war der Pfarrer wieder hinunter gekommen. Dort war inzwischen der Tisch gedeckt worden, die beiden Offiziere saßen auf den früheren Plätzen. Nicht lange, so wurde eine kräftige Suppe aufgetragen und danach ein leckerer Braten. Die Männer erhielten dazu ein Glas dampfenden Gewürzwein. Das alles erhöhte seine gute Stimmung: denn seit er am heutigen Nachmittag von Naustädt weggegangen war, hatte er noch nichts wieder genossen, und so ließ er sich zur Freude der beiden Frauen ein Stück Braten nach dem andern trefflich schmecken. Dabei erzählte er den Verlauf seiner Reise. In einem verdeckten Bauernschlitten war er auf der Residenz hinweggefahren, begleitet von sechs Reitern aus der Schwadron seines Freundes und Collators.

„Er ist Euer Freund?“, fragte die Witwe.

„Von der Schule her“, sagte der Pfarrer. „Er war immer ein lustiger, guter Bursche, und wir sind einander treue Genossen gewesen, bis ich zur Universität ging und er von seinem gestrengen Herrn Vater endlich die Erlaubnis erhielt, zum Schwert greifen zu dürfen. - In der Residenz haben wir uns wiedergefunden, nachdem wir uns fünf Jahre lang nicht gesehen hatten. Er ist der alte, gute lustige Bursche geblieben - hat mir auch Grüße an Euch Frauen aufgetragen; fast hätt' ich vergessen, die zu bestellen.“

Die Witwe dankte, während Eva den Blick auf ihren Teller geheftet hielt, als ob sie über einer interessanten Beobachtung, die sie dort anstellte, von den Grüßen gar nichts gehört hätte. „Früher“, sagte die Mutter, „ist er sehr viel in unsrem Hause gewesen; mein guter Mann, Gott hab' ihn selig! hatte ihn wegen seiner Lustigkeit sehr gern; in den letzten Jahren aber haben wir ihn nicht gesehn. Wie lange mag es her sein, Eva, dass er nicht bei uns gewesen ist?“

„Im Mai waren es drei Jahre!“, erwiderte die Tochter, ohne den Blick zu erheben, leicht errötend.

„In Naustädt“, fuhr der Pfarrer mit seiner Erzählung fort, „erfuhren wir, dass die Herren Schweden bis Graustädt vorgedrungen wären. Da machten meine Reiter mitsamt dem Schlitten rechtsumkehrt, und dort hab' ich denn auch meine Wäsche und Bücherkasten auf Abholung stehen gelassen.“

Die beiden schwedischen Capitäne hatten die ganze Zeit über fast stumm dagesessen; nur manchmal hatte Eva durch ihre fleißigen

Aufforderungen, zuzulangen, ihnen ein Wörtchen entlockt. Sannen sie noch darauf, wie sie „das Bürschlein“ foppen wollten oder warteten sie nur auf den günstigen Augenblick, um die Bataille zu beginnen?

Endlich war auch des Pfarrers Hunger gestillt, und trotz des eifrigen Zuredens von Seiten der Frauen - denn auch damals schon verstand man „das Nötigen“ in einem Pfarrhause am besten - trotz aller Versuchungen, in welche Mutter und Tochter ihn führten, wenigstens noch ein ganz kleines Stückchen zu nehmen, blieb er bei seiner Weigerung.

„Aber noch ein Glas Gewürzwein?“, fragte Eva.

Da könnte er nicht widerstehen, meinte der Pfarrer, so vortrefflich hätte er ihn lange nicht getrunken.

„Wieder ein Triumph meiner Kunst!“, sagte das Mädchen und warf den Kopf stolz zurück.

- „Der auch der Feind seine Bewunderung nicht versagen kann!“, ergänzte der Capitän mit dem Flaum auf der Lippe, dann leerte er und gleich ihm sein Kamerad das Glas.

Wieder duftete der kräftige Trank lieblich vor den Männern, da schien dem Schnauzbart der günstige Augenblick gekommen zu sein, dem Pfarrer über die Bedeutung eines schwedischen Capitäns die Aufklärung zu verschaffen, die er in so auffälliger Weise hatte vermissen lassen. „Sagt mir, Herr Pfarrer“, begann er, „wie gefällt Euch der schwedische Krieg?“

Der Gefragte sah ihn ernst an. „Schwedisch oder türkisch oder tatarisch“, entgegnete er, „der Krieg ist ein schweres Kreuz für die arme Menschheit, und ich, als ein Diener am Worte des Friedens, wie könnt’ ich anders, als Gott den Herrn tagtäglich bitten: Herr, gib Frieden deinem Lande?“

Der Capitän, dem er diese Antwort gegeben hatte, zeigte ein verduzttes Gesicht. Eine solche Erwiderung hatte er nicht erwartet; sie passte nicht in den Feldzugsplan, den er entworfen hatte, und so sah er wie Hilfe suchend seinen jüngern Kameraden an. Der eilte denn auch zum Succurs¹ herbei.

„Wohl gesprochen, Herr Pfarrer!“, sagte er. „Aber da der schwedische Krieg nun einmal da ist, was haltet ihr davon? Meint Ihr nicht auch, dass es zum Staunen ist, was für gewaltige Taten wir getan haben?“

¹ zur Hilfe

Nun fiel ein ernster Blick des Pfarrers auf den jüngeren Kriegsmann. „Nicht wahr, Herr Capitän“, fragte er ihn, „Ihr seid aus sächsischem Geschlechte?“ Der Gefragte sagte etwas verduzt ja.

„Und Ihr“, wandte sich der Pfarrer an den Schnauzbärtigen, „wo seid Ihr zu Hause?“

„In Franken.“

„In Euren Fähnlein, ich möchte drauf wetten, habt Ihr beide keinen einzigen Mann schwedischer Nation!“ Sie schwiegen. „Und wie viele Tausende deutscher Nation, meint Ihr wohl, stehen zu den Schweden und helfen ihnen die großen Taten tun? - Nun lasst mir alle die Deutschen das Schwert einstecken und nicht mehr wüten gegen das eigne Fleisch und Blut, alsdann wollen wir sehen, wie es mit den großen Taten der Schweden stehe. - Ich meine, sie würden gar bald den Weg nach Hause finden!“

Die beiden Capitäne schwiegen. Der ältere sah ernst und sinnend in sein Glas, der zweite war verlegen; man sah es ihm an, es war ihm so zu Mute, als wäre die Prophezeiung von der verlorenen Bataille eingetroffen. Eva weidete sich offenbar an seiner Verlegenheit, dann aber wurde ihr die eingetretene Pause unbehaglich, und um die Männer wieder zusammenzubringen, sagte sie:

„Ich meine, es ist das beste, Frieden zu schließen. Ihr Herren Capitäns habt euch gewiss schon großen Ruhm in Mordbataillen erworben, unser neuer Herr Pfarrer scheint mir ein Held in Wortbataillen - aber Bataille bleibt Bataille, und wir friedfertigen Frauen mögen davon nichts. Also Frieden, ihr Herren, wenn in diesen schlimmen Kriegszeiten die Frauen noch etwas zu sagen haben!“

„Ein Wort aus schönem Frauenmunde wird mir allezeit Befehl sein!“, sagte der jüngere Capitän sofort mit einer Verbeugung gegen Eva, die diese Huldigung lachend entgegennahm.

„Und der Herr Kamerad?“, fragte sie, den andern anflehend. Dieser erwachte aus seinem Sinnen und sagte: „Ich bin Euch dankbar für Eure Rede, Herr Pfarrer!“ Dabei streckte er demselben seine Rechte entgegen, in die jener erfreut einschlug. „Ihr habt mich an das erinnert, was mir mein Herr Vater sagte, da ich vor drei Jahren wider seinen Willen zu den Schweden ging - und dass Ihr mich an den erinnert habt, dank' ich Euch. Wohl habt Ihr Recht. Wenn jetzund nicht der Deutsche dem Schweden wider den Deutschen hülfe, so wäre er nicht mehr im Lande. Aber wer ändert's?“

„Ich wollte den Herren keinen Vorwurf machen“, entgegnete der Pfarrer, „aber verargt es uns andern nicht, wenn wir das mit Herzeleid ansehen! Ändern kann's nur unser Gott im Himmel, und der mög' es bald ändern!“

„Amen!“, flüsterte die Frau Magister vor sich hin und wischte eine Träne aus den Augen. „Mein guter Mann, Gott hab' ihn selig, würde akkurat so gesprochen haben.“

Darauf kredenzte Eva noch ein Friedensglas. Der Pfarrer wollte zwar anfangs Einspruch dagegen erheben, aber die beiden Kriegsmänner überstimmten ihn, und so saßen sie noch ein Stündchen ganz vergnüglich beieinander.

3.

Schon am nächsten Morgen genoss der junge Pfarrer all die Behaglichkeit seiner Studierstube, die er sich gestern bei der Besichtigung des Zimmers ausgemalt hatte. Der Wind pfiß hell um die Hausecke und ließ seinen Übermut an den fallenden Flocken aus, die er in wildem Spiele durcheinander warf; aber das lustige Feuer, das im großen, grünen Kachelofen wuwwerte, hatte die Stube mit behaglicher Wärme erfüllt, und je toller sich draußen das Schneewetter gestaltete, um so wohler ward es unserm Pfarrer in seinen vier Wänden. Er saß auf einem Schemel vor dem Bücherbrett; mit unbarmherziger Hand hatte er die Ordnung der alten Hanne zerstört. Ein gewaltiger Haufen von Büchern lag vor ihm; er nahm eines nach dem andern auf und sah nach dem Titel, und um zunächst die gröbste Scheidung vorzunehmen, warf er die Christen zu seiner Rechten und die Heiden zu seiner Linken. So war er eifrig beschäftigt, als es klopfte. Auf sein Herein! erschien die alte Hanne. Wie sie den Pfarrer bei seiner Arbeit sah, schien Schrecken und Entrüstung sie sprachlos gemacht zu haben. Sie starrte auf die wirren Bücherhaufen und hörte gar nicht, dass Ewald sie fragte, was es gäbe. Erst als er seine Frage wiederholte, kam sie wieder zu sich. Es wollte ein Brautpaar zum Herrn Magister, sagte sie.

„Das lässt sich ja gut an!“, rief der Pfarrer vergnügt. „Gestern kam ich zu Zwillingen, und heute kommt zuerst ein Brautpaar zu mir. Schicke die Leute herein, Hanne!“

Hanne ging, um seinen Befehl auszuführen, aber sie tat es mit einem sehr bösen Gesichte, und als sie wieder hinunter in die Küche kam, warf sie die Tür heftig hinter sich zu und murmelte vor sich hin.

„Was ist dir denn plötzlich durch den Sinn gefahren, Hanne?“, fragte Eva verwundert, die in der Küche beschäftigt war.

„Ich möchte heulen vor Wut!“, sagte die Alte in weinerlich ingrimmigem Tone; „dieses Mannsvolk sind doch lauter liederliche Kerle!“

„Aber Hanne!“, trat ihr jene verweisend entgegen, „was fällt dir denn ein?“

„Was mir einfällt?“, wiederholte jene, und ihre verhaltene Wut brach aus - „Was mir einfällt? - Frage doch, was dem da oben einfällt! - Nein, 's ist rein zum Totärgern! Hat kaum hineingerochen in die Studierstube!“

„Nun und -?“

„Nun und -? Droben sitzt er, vor ihm ein Haufen Bücher und rechts ein Haufen und links ein Haufen, und das scharwerkert und schäftert, als könnt's nicht zeitig genug fertig werden - und wie ich hineintreten, sieht er mich auch noch an wie die liebe Unschuld selber - der Unnutz!“

Eva lachte erst bei ihren Worten, aber als sie dem Pfarrer den Ehrentitel eines Unnutz anhing, wurde sie wieder ernst und sagte in strafendem Tone:

„Hanne, was unterstehst du dich? Unsern neuen Pfarrer gar zu schimpfen, weil er wieder in Ordnung bringt, was -“

„Wieder in Ordnung bringt? - Wieder in Ordnung bringt?“ Hanne fing an zu schluchzen. „So schnöde zu reden, nachdem ich das Kind vom ersten Tage an zwanzig Jahre in Liebe getragen.“

„Aber Hanne!“, fällt ihr das Mädchen in ruhigerer Weise in das Wort, und das Lächeln tritt ihr wieder auf die Lippen. „Wirklich zwanzig Jahre lang getragen?“

„Ja!“, entgegnete die Magd. „Und wenn ich hundert Jahre alt würde, ich würde dich immer tragen! - Auf den Armen nicht, Gott! die sind schwach geworden, und die kleine Eve groß und stark! - aber auf dem Herzen, Eve, und da wiegen die Kinder viel schwerer, als auf den Armen!“

„Du bist eine gute Seele, Hanne!“, sagte darauf Eva gerührt, ging zu ihr und streichelte ihr das faltige Gesicht. „Sei nur wieder gut! Aber“ fügte sie mit drohend erhobenem Finger hinzu, „nicht wieder - du weißt schon, was ich sagen will -, und droben nicht wieder Ordnung machen!“

Hanne suchte sich zu entschuldigen; sie wäre eben zu ärgerlich gewesen, sagte sie. „Und dabei“, schloss sie, „bleib’ ich doch, die Mannsleute sind alle liederl -“

„Hanne!“

„Ja so! die Mannsleute haben keine Ordnung im Leibe!“

„Das glaubst du vom neuen Pfarrer wohl selber nicht, Hanne. Sieh dir ihn nur an, wie nett und sauber Kleider und Wäsche sind - der keine Ordnungsliebe?“

„I, sieh doch, wie das Kind den Advokaten macht! Na, ’s ist ganz natürlich! Hübsch ist er - und ich habe so meine Gedanken für mich!“

„Natürlich hast du so deine Gedanken für dich!“, sagte das Mädchen halb lachend, halb ärgerlich. „Das ist wirklich kaum zum Aushalten mit dir, Hanne! Kaum kommt uns einmal ein junger Mann über die Schwelle, so machst du dir auch gleich deine Gedanken und denkst, er will mich heiraten, und das teilst du mir dann so im Vertrauen mit. Mich wundert’s nur, dass du nicht auch die beiden Offiziere im Verdacht hast!“

„Ist das ein Wunder, Eve? Geh doch zehn Meilen in die Runde und such mir eine, die so gut und so schön -“

„Hanne! jetzt werd’ ich gleich davon laufen!“

„Und mich wurmt’s immer noch, wenn ich daran denke, dass meine Eve eine gnädige Frau sein könnte, wenn sie nur gewollt hätte!“

„Hanne!“, rief da das Mädchen mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, auf den Wangen das Rot der Entrüstung und in den Augen blitzenden Zorn - „wo du dich nun je wieder unterstehst, darauf eine Anspielung zu machen, so sind wir für immer geschiedene Leute!“

Die alte Magd war des Todes erschrocken. In solcher Aufregung hatte sie das Mädchen noch nie gesehn, und sie wäre nicht im Stande gewesen, ein Wort zu sagen, auch wenn jetzt nicht durch das Erscheinen der Frau Magister der Unterhaltung ein Ende gemacht worden wäre.

Während so in der Küche die beiden Frauen, die sich herzlich lieb hatten, einander, ohne darauf auszugehen, erzürnt, einander weh getan hatten, war dem Pfarrer in seiner Studierstube eine arge Enttäuschung bereitet worden. Nach der Meldung der Hanne hatte er gemeint, es werde ein junges Paar zu ihm eintreten, durch herzliche Lieb eng verbunden, dass sie trotz der schweren Zeit einen Haustand gründen und fortan Freud und Leid teilen wollten. Aber als die Türe sich wieder auftat, trat ein hochgebautes Weib in die Stube, im Angesicht - einst möchte es schön gewesen sein - die Spuren der Leidenschaft, in den dunkeln Augen ein unheimliches Feuer, im Blick, in ihrem ganzen Gebaren etwas Freches; ihr folgte ein Mann, der den Fünfzigern nahe zu sein schien - denn das Haar und die buschigen Augenbrauen waren schon stark grau gesprenkelt, die Wangen hohl, der Blick im Gegensatz zu dem des Weibes ausweichend, die Erde suchend.

Dem Pfarrer erstarb der herzliche Willkomm, den er für das erwartete junge Brautpaar bereit hatte, auf der Zunge; nach kurzem Gruße winkte er den beiden sich zu setzen. Als bald begann das Weib mit großer Gewandtheit zu berichten, wer sie wären; sie sei eine Wittfrau¹; zwei Männer seien ihr schon weggestorben; (der Versuch dabei eine traurige Miene anzunehmen, misslang ihr, entging aber dem Pfarrer nicht, dessen Widerwille gegen sie dadurch nur gesteigert wurde) - ihre Wirtschaft sei zu groß, als dass eine Frau sie recht übersehen könne, und ihr Sohn sei noch nicht alt genug, sie zu führen; in den schweren Zeiten sei es für eine Frau doppelt schwer, allein zu sein; zudem seien die Menschen so schlecht und spionierten, ob sie nicht einer armen Wittfrau was am Zeuge flicken könnten - „gar zu alt ist man ja auch noch nicht!“, setzte sie mit widerwärtiger Ziererei hinzu - kurz, sie hätte sich entschlossen, mit dem gegenwärtigen Mann eine dritte Ehe einzugehen - sie hätten nur noch auf die Ankunft eines Pfarrers gewartet, denn über die Kanzel abgeworfen² wären sie vom Schulmeister.

„Meint Ihr damit das Aufgebot, Weib?“, fragte der Pfarrer entrüstet.

¹ Witwe

² von der Kanzel verkündigen, hier das übliche dreimalige öffentliche Aufgebot, d. h. Bekanntgabe einer Eheabsicht.

„Nun ja doch, Herr Pfarrer! Die Leute nennen das hier so!“, erwiderte sie, durch den Ton des Pfarrers nicht im mindesten eingeschüchtert.

„Wohl, die Leute!“, rief jener. „Nimmer aber hätte ich die Worte aus dem Munde einer Braut zu hören erwartet!“

„I Herr Magister“, entgegnete sie mit dreistem Blicke, „wenn man das Ding nun zum dritten Male mitmacht -“

„Schweigt, Weib!“, herrscht ihr der Pfarrer mit einem Blicke zu, dass selbst ihre Augen nicht Stand hielten.

„Ihr seid gewillt“, wendete er sich an den Mann, der bis dahin stumm dabei gesessen hatte, „diese Frau zu heiraten?“

- „Ja!“ - „Und auch Euer Wille ist es, dass ihr einander recht bald angetraut werdet?“ - „Ja!“ - „Wenn denn alles sich so verhält, wie ihr sagt, so werde ich euch am nächsten Sonntag trauen. Gott aber erleuchte eure Herzen, dass ihr nicht in sträflichem Leichtsinn euch aneinander ketten lasset und die Heiligkeit des Ehestandes schändet! - Nun geht!“

Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, als sie nach starkem Klopfen sich wieder öffnete. Nach dem eben erlebten Auftritt, der den Pfarrer in große Aufregung versetzt hatte, war es für ihn eine wahre Erquickung, in das freundliche, ehrliche Gesicht des Bürgermeisters zu blicken.

„Guten Morgen, Herr Magister!“

„Guten Morgen, Herr Bürgermeister! - Aber, beiläufig gesagt, Magister bin ich nicht!“

„Tut nichts! Aber wir sind einmal dran gewöhnt, unsern Pfarrer so zu nennen - müsst's Euch schon gefallen lassen!“

„Wie geht es der Frau Wöchnerin? Was machen Nummer sieben und acht? - da sie ja einen christlichen Namen noch nicht haben!“, fügte er wie zu seiner Entschuldigung hinzu.

„Alles wohl, danke, alles wohl!“, antwortete der Bürgermeister mit vergnügtem Gesicht. - „Eben Besuch von einem schönen Brautpaar gehabt?“, fragte er dann lachend und wies mit dem Daumen rückwärts über die Achse.

„Ach, Herr Bürgermeister“, entgegnete der Pfarrer mit einem Seufzer, „mir ist's nicht wie lachen!“ Und dann erzählte er dem kleinen Herrn, was er soeben erlebt, wobei jener von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe nickte, als ob das, was er hörte, ganz zu den Erfahrungen stimmte, die er über das Paar gemacht. Als des Pfarrers Bericht zu Ende war, sagte er:

„Herr, es ist ein grundschlechtes Weib! Mit siebzehn Jahren - sie war ein Bild von einem Mädel! - hat sie angefangen zu buhlen; wie sie achtzehn war, kam ihr Taugenichts von Jungen an, nachdem ihr erster Mann sie erst kurz vorher geheiratet hatte. Der war wie vernarrt in sie. Aber er wird bald dahinter gekommen sein, dass sie ihm nicht treu war. Der Gram darüber hat ihm das Herz gebrochen - ein Jahr oder zehn trieb er's, aber er war zum Schatten geworden. Es war eine Wohltat für ihn, als er seine Augen zutat. - Ein halbes Jahr drauf nahm sie ein andrer, ein leichter Strick, der schon bei Lebzeiten ihres Ersten ab- und zugegangen war. Es dauert nicht lange, war es mit der Liebesherrlichkeit vorbei - alle Tage Zank und Streit, bis er die meiste Zeit in der Schenke verlebt, und so hat er sich ins Grab gezechet. Sie trieb derweil ihr Wesen, wie früher, denn sie war auch da noch, in der ersten Zeit wenigstens, ein verführerisches Weib.“

„Schrecklich, schrecklich!“, rief der Pfarrer aus. „Und für solch ein Weib findet sich ein dritter Mann! Wie soll es ihm in der Ehe ergehen?“

„Der will nicht das Weib, der will Haus und Felder, Herr Magister! - Und wie's ihm ergehen soll? Ich und die ganze Stadt wetten drauf, dass er in den ersten acht Tagen entweder von der Frau oder von ihrem Schlingel die erste Tracht Prügel bekommt.“

„Aber hat der Mann nicht Freunde, die ihm die Sache ausreden könnten? Haben nicht wohlmeinende Männer Schritte getan, um solchen Frevel gegen den heiligen Ehestand zu verhüten? Hättet Ihr nicht, als Bürgermeister -“

„Werde mich hüten, so'n dummen Streich zu machen!“, rief jener lachend.

„Dummer Streich?“, wiederholte der Pfarrer verletzt.

„Ich begreife Eure Rede nicht, Herr Bürgermeister!“

„Verzeiht, Herr Magister, aber es ist so! Ich und die ganze Stadt freuen uns, dass aus der Sache was wird, und je mehr Prügel er bekommt, umso besser! Der geizige Schuft!“ - und der kleine Herr geriet mehr und mehr in Bewegung, dass er zuletzt ganz rot aussah - „Seine alten Eltern hat er halb verhungern lassen, als sie ihm auf sein ewiges Drängen die Wirtschaft übergeben hatten, und tausend Seufzer hat er in den schweren Zeiten als unbarmherziger Gläubiger bedrängten Herzen abgepresst. - Und dass er das Weib nimmt, ist's nicht auch der pure Geiz? - Nein, Herr, der hat seine Prügel verdient, und je mehr er bekommt, desto besser!“

Wie schwer auch dem Pfarrer die Sache auf das Herz gefallen war, so konnte er doch einem Lächeln nicht wehren, als er das Haupt seiner Gemeinde fast in Besorgnis sah, der Geizhals könnte am Ende den gegönnten Schlägen noch entgehn.

„Aber ich vergesse ganz, weswegen ich gekommen bin“, begann der Bürgermeister ruhiger nach einer kleinen Weile wieder. „Wegen Eurer Einkünfte, Herr Magister, wollt’ ich mit Euch reden.“ Er schien etwas in Verlegenheit zu sein, wie er die Sache anfassen sollte. „Die Zeiten sind so schlecht! Vor vierzehn Tagen haben uns die Schweden den ersten Besuch gemacht, den wir lange nicht werden verwinden können. Denkt Euch, vierhalbtausend Taler wollten die verfl - Gott verzeih mir meine Sünde! - wollten die Räuber von dem armen Städtlein haben, vierzehnhundert haben Rat und Bürgerschaft bar erlegt, und mussten wir es noch als eine besondere Gnade ansehen, dass die Herren uns nicht noch Kisten und Kasten ausräumten. Die Kassen sind leer, und wie es zuvörderst mit der Besoldung für den Herrn Magister stehen wird -“

„Darum macht Euch heute keine Sorge, Herr Bürgermeister!“, fiel ihm der Pfarrer in die Rede. „Zu Euch gesagt, ich habe mir ein hübsches Säcklein voll harter Taler mitgebracht, und wenn die auf die Neige gegangen sind, so wird Gott weiter sorgen!“

„Lieber Herr!“, rief jener sichtlich erleichtert. „Ich spüre mehr und mehr, Ihr seid der rechte Mann für uns, Euch hat Gott uns gesendet!“

„Das hoffe ich!“, sagte der Pfarrer voll Freudigkeit. „Und Gott gebe, dass mein Wirken in der Gemeinde von Segen sein möge!“

„Amen!“, schloss der Bürgermeister gerührt - dann nahm er Abschied. Der Pfarrer dankte dem Davongegangenen in seinem Herzen für sein Kommen. Denn hatte es ihm nach dem Weggehen des Brautpaars wie eine Zentnerlast auf dem Herzen gelegen, jetzt war sie verschwunden, und mit Freudigkeit sah er seiner Amtsführung entgegen.

4.

Der nächste Sonntag war für den neuen Graustädter Pfarrer so feierlich, so erhebend, so beglückend, wie er noch keinen erlebt hatte. Der Bürgermeister brauchte es sich nicht weiter angelegen sein zu lassen, bekannt zu machen, dass ein neuer Magister da sei; auch ohne sein Zutun war die Nachricht schnell durch die Stadt gegangen. Wohl aber war er beflissen, aller Welt zu erzählen, was für ein trefflicher junger Mann er zu sein schien, und da der Kantor, der zu dem Pfarrer alsbald in amtliche Beziehung getreten war, in gleicher Weise sein Lob sang und meinte, er erwarte von dem jungen Manne eine gute Predigt, so teilte sich diese Erwartung der Bürgerschaft mit - denn der Kantor verstand etwas von der Sache; hatte er doch während der langen Vakanz fast jeden Sonntag in der Kirche eine Predigt vorgelesen. Für die Frauen und Mädchen kam noch ein Umstand hinzu, der ihre Erwartungen steigerte. Bürgermeisters Küchenmagd, die dem jungen Manne zuerst gegenüber gestanden hatte, konnte gar nicht genug beschreiben, wie schön er wäre - und Bürgermeisters Küchenmagd verstand etwas von der Sache, denn von jeher - so sagten wenigstens die andern Küchenmägde - hatte sie den Männern gern in das Gesicht gesehen und so ein Urteil bekommen, wer hübsch und wer nicht hübsch. Dazu kam, dass Magisters Hanne die Tatsache bestätigte, obwohl nicht so freudig und so kräftig, wie es wohl der Fall gewesen wäre, hätte der junge Herr nach ihren Begriffen Ordnung im Leibe gehabt. So kamen gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft Freundinnen und Gevatterinnen zu den beiden Frauen in die Pfarre, um nur wieder einmal nachzusehen, wie es der lieben Freundin, der guten Frau Gevatter, dem Herzensmädchen erginge. Über die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit den schönen Mann zu sehen, vielleicht gar ihm vorgestellt zu werden, und dann anderen Freundinnen und Gevatterinnen Bericht erstatten zu können, diese Hoffnung erfüllte sich keiner. Denn der Pfarrer saß den ganzen Tag in seiner Studierstube über seiner Predigt. Die allgemeine Spannung war aber dadurch nur erhöht worden.

Was Wunder also, dass am nächsten Sonntag schon lange vor dem dritten Glockenläuten die Männer, Frauen und Jungfrauen, ja auch die Kinder Graustädts in Scharen nach der Kirche zogen, um sich einen Platz zu sichern? Und das war ein Zischeln in den

Frauenständen und auf den Emporen, wie vor irgend welcher großartigen Hochzeit, wenn vor dem Eintritt des Brautpaars man zum zehnten Male über das zu erwartende Glück oder Unglück der beiden Brautleute sich ausspricht, über die Hässlichkeit der Braut, über die lange Nase oder die krummen Beine des Bräutigams seinem Herzen Luft macht, Vermutungen darüber anstellt, wie wohl die Braut und die Brautjungfern geputzt sein werden, und was sonst für wichtige Fragen vor solch wichtigem Ereignis der Unterhaltung Nahrung zu geben pflegen.

Das Brausen der Orgel machte dem ein Ende. Der Kantor hatte zur Feier des Tages alle Register gezogen, so dass der alte Bälgetreter gar bald keuchte und einige Schuljungen zu Hilfe rufen musste, unter deren ungestümem Treten die alten Balken unwillig knarrten. Endlich war der Augenblick da, dass der Pfarrer zum ersten Mal vor dem Altar erscheinen musste. Die Tür der Sakristei, auf die alle Blicke gerichtet waren, tat sich auf, und aus ihr trat die hohe Gestalt des jungen Mannes. Mit freudigem Erstaunen ließ er seine Blicke durch das Gotteshaus wandern, und im freudigen Erstaunen vergaß er für einige Sekunden, vorwärts zu schreiten.

Der Kantor und der Bürgermeister rieben sich auf dem Chor vergnügt die Hände, denn sie sahen es dem Geistlichen an, ihre Überraschung war geglückt. Sie hatten die ganze Kirche schön mit Tannen- und Fichtenreisern ausschmücken lassen, und der dicke Gotteskastenvorsteher, ein wohlhabender Seifensiedermeister, hatte den Kronleuchter, der aus dem Schalloche hernieder hing, eigenhändig mit Lichtern besteckt und auch auf das Altar¹ vier hohe Kerzen gestiftet. Nötig war die Beleuchtung nicht - es war ein sonnenheller Tag - aber die vielen brennenden Lichter verbreiteten über das Gotteshaus einen festlichen, weihnachtlichen Glanz.

Nun begrüßte der Pfarrer mit voller, kräftiger Stimme zum ersten Male seine Gemeinde, und vom Chor erschollen die Antworten; dann verlas er das Evangelium. Und wie er wieder nach der Sakristei ging, da lief abermals ein Zischeln durch die Bänke und die Emporen -

„O, ist der schön!“ - „Nein diese Augen!“, zischelten Mädchen und Frauen - „Wie schön er singt!“ „Wie schön er liest!“, flüsterten die Männer einander zu.

Aber die Predigt war doch die Krone des festlichen Gottesdienstes. Mit einem kurzen, innigen Gebete wandte sich der

¹ auf dem Altar (Druckfehler)

Pfarrer zuerst an den Höchsten. Der Herzenskündiger wisse, dass er sich seinem Dienste mit ganzen Herzen geweiht habe - nun, wo er ihn zum Seelsorger einer Gemeinde bestellt, möge er ihn in Gnaden ausrüsten mit Kraft und Weisheit, dass er des heiligen Amtes walte zu Gottes Ehre und der Gemeinde und sich zum Segen. Dann dankte er der Gemeinde für ihr zahlreiches Erscheinen zu dieser seiner ersten Predigt vor ihr. Er sähe daraus, dass sie das Gotteshaus noch lieb hätten, und die festliche Ausschmückung des heiligen Hauses wäre ihm eine andre Bestätigung dafür. Möchten ihm alle mit Vertrauen entgegen kommen, er werde darnach streben, sich dessen würdig zu zeigen und ihre Liebe zu erringen.

Darauf verlas er das Christtagevangelium. Sie alle, alt und jung, hatten es schon manchmal gehört, und doch, mit welcher Andacht lauschten sie den Worten, wie sie aufgezeichnet stehn im Evangelium Lucä im zweiten Kapitel:

Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste, und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt.

Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum dass er von dem Hause und Geschlecht Davids war, auf dass er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger.

Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Herden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr.

Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.

Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Diesen Mut der Engel nahm der Pfarrer zum Thema seiner Predigt. Darin schlug er folgenden Gedankengang ein.

Ehre sei Gott in der Höhe! In guten Tagen, wenn Gesundheit, wenn Glück, wenn Gelingen des Werks die Herzen mit Freude erfüllt, da ist es dem Christen wohl leicht, das auszurufen. Anders, wenn der Herr Not und Jammer über das Haus, über die Stadt, über das ganze Land geschickt hat! (Gar beweglich führte er Bilder aus der Hütte der Armut, aus der Krankenstube, aus dem männermordenden, zerstörenden und verwüstenden Kriege vor.) Da verstummt der Ruf: Ehre sei Gott in der Höhe! Zweifel und Kleinmut kehren in den Herzen ein, und gar mancher wendet sich ab vom Herrn und spricht: Was sollen wir Gott ehren, der uns verlassen und verstoßen hat? Aber die Herrlichkeit des Herrn leuchtet nicht bloß im Sonnenglanze, sie leuchtet auch im Wetterschein - und nicht am hellen Tage, gerade in dunkler Nacht erscheint der Engel, der von des Herrn Klarheit umleuchtet den armen Menschenkindern die Himmelsbotschaft verkündet: Euch ist der Heiland geboren! Nur diese Botschaft nicht vergessen! Dann wird auch in Tagen des Kummers und der Not das Herz einstimmen in der Engel Ruf: Ehre sei Gott in der Höhe!

Frieden auf Erden! Frieden! Das edle Gut, das die deutschen Lande seit langen Jahren so schmerzlich missen und vergeblich ersehnen! (wie wusste er die Segnungen des Friedens gegenüber den Schrecken des Kriegs ergreifend zu schildern!). Wer aber kann den Frieden wieder geben, als Gott, der Herr Himmels und der Erden, der der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche? Und scheint es nicht, als wollte der ihn noch lange nicht wieder einkehren lassen in das arme deutsche Reich? - Wohl wissen wir nicht, wie lange der Herr uns noch heimsuchen will. Doch der Engel Ruf übertönt das Kriegsgetöse, und es gibt einen Frieden auch unter dem lautesten Waffenlärm. Das ist der Frieden im Herzen, der Frieden im Hause, der Frieden in der Gemeinde. Wo den finden, wie ihn erhalten? - Lauschen wir gläubig auf die himmlische Botschaft: Euch ist der Heiland geboren! Dessen Name ist Rat, Kraft, Friedefürst! Den nehme jeder in sein Herz auf, so wird mit ihm Frieden einziehen in das Herz; und wer friedfertigen Herzens ist, der wird für Frieden

sorgen auch in seinem Hause, und wenn Frieden in den Häusern waltet, dann wird er auch in der Gemeinde herrschen. Darum auch in der schweren Not des Krieges: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden!

Und den Menschen ein Wohlgefallen! Die Welt ist schön, und wer die Augen auftut und das Ohr erschließt, der kann tausenderlei sehen und hören, was ihm ein Wohlgefallen bereite. Und wie viel große und kleine Freuden und Wohltaten gewährt uns der gnädige Gott zu unsers Herzens Wohlgefallen! Aber was um uns und an uns ist, das vergeht, und das Wohlgefallen daran vergeht mit, und für jeden kommen die Jahre oder Monden oder Tage, von denen er saget: Sie gefallen mir nicht! Aber Gott hat uns nach seiner Gnade ein Wohlgefallen bereitet, das da bleibt über weltliches und zeitliches Wohlgefallen hinaus, und damit wir das finden, hat er den Engel gesandt, der in der Zeit, da wir uns fürchten, uns zuruft: Euch ist der Heiland geboren! Der muss unser Wohlgefallen werden! (Und nun wies er seiner Gemeinde den Weg, auf dem sie dazu gelangen könnte.) Wenn dieses Wohlgefallen im Herzen wohnt - und Gott gebe, dass es in aller Herzen Wohnung finde! - dann stimmt das Herz auch in den Stunden, die ihm nicht gefallen, auch in den Zeiten des Krieges, auch in der Heimsuchung durch Trübsal doch mit ein in der Engel Ruf: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen! - - -

Kaum war der Pfarrer nach dem Gottesdienste nach Hause zurückgekehrt und erfreute sich nach der Kälte in der Kirche seiner wohlerwärmten Studierstube, da kamen unter Anführung des Bürgermeisters die Ratleute der Stadt, die Kirchväter, der Kantor, der Kirchner und auch der dicke Gotteskastenvorsteher - fast die ganze Stube füllte sich mit Männern im Sonntagsrocke, - und sie kamen, wie der Bürgermeister in ihrem Namen sagte, als Vertreter der Gemeinde, um ihn zu begrüßen, zugleich aber auch, um ihm für seine Antrittspredigt zu danken. Weihnachtlicher, meinte er zuletzt, hätte es ihnen selbst am ersten Feiertage nicht sein können.

Die Rede war weder wohlgesetzt, noch lang, aber die Worte kamen vorn Herzen und gingen zu Herzen. Der Pfarrer dankte den Männern und durch sie der Gemeinde und sprach nochmals seine Freude über die Ausschmückung der Kirche aus, wobei denn die Gesichter des Bürgermeisters und des Kantors vor Freude glänzten und die Augen des Gotteskastenvorstehers leuchteten, wie ein Paar

seiner Wachslichter. Während er dann den Einzelnen die Hand reichte, (die er noch nicht kannte, stellte ihm der Bürgermeister dabei vor), kam die alte Hanne mit einem Brett voll gefüllter Gläser, in denen Gewürzwein dampfte, all den Nasen zu einem süßen Geruch.

„Brav, Hanne!“, rief der Pfarrer erfreut; „das war ein kluger Gedanke!“

Das Lob erfreute die alte Magd; beiläufig bemerkt, die Frau Gotteskastenvorsteherin hatte ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, dass nach dem Gottesdienst eine Begrüßungsdeputation in der Pfarre erscheinen würde, und so hatte Hanne den klugen Gedanken schon vor deren Erscheinen ausführen können. Aber trotz ihrer Freude über Ewalds Lob seufzte sie doch, als sie wieder in die Küche kam, um eine zweite Tracht Gläser zu holen, die Eva inzwischen gefüllt hatte.

„Ei Hanne!“, rief diese, „was gibt’s denn zu seufzen? Schade, dass du die Predigt nicht gehört hast, da würdest du froh sein, wie ich!“

„Wenn die verwünschten Bücher nicht wären!“, entgegnete Hanne mit abermaligem Seufzen. „Da liegen die drei Haufen noch wie den ersten Tag - ’s ist eine wahre Schande, heute wo die Deputation da ist! - Ich schäme mich bis ins Herze hinein!“

Eva lachte laut. - „Den Schmerz kann ich dir ersparen!“, sagte sie, nahm ihr das Brett ab, und weg war sie.

Die alte Hanne war erst verblüfft - dann aber trat ein verschmitztes Lächeln auf ihr Gesicht. „Schmerz ersparen?“, sagte sie vor sich hin. - „Ich weiß besser, warum du gehst! - Und da soll man nicht so seine Gedanken für sich haben!“

5.

Es war am zweiten Sonntag nach der Ankunft des Pfarrers. Der Gottesdienst war eben zu Ende, und der junge Pfarrer stand im Hausrock vor dem großen, grünen Kachelofen seiner Studierstube und wärmte sich frohen Herzens und vergnügten Gesichts, denn er hatte wieder vor einem vollen Gotteshause gepredigt. Die Graustädter waren in Scharen gekommen, Gott zu danken; denn gestern Abend war plötzlich Befehl an die schwedischen Truppen gekommen, die Stadt zu verlassen, und heute früh bei guter Zeit hatten die unliebsamen Gäste Abschied genommen.

Auch der Pfarrer war drüber erfreut. Denn die beiden Capitäne waren zwar seit dem Friedensschlusse am ersten Abend in seiner Gegenwart zurückhaltend, ja etwas kleinlaut gewesen, aber eine Last für das Haus blieben sie doch, und bei aller Zurückhaltung waren sie Störenfriede, die nicht in das Haus gehörten.

Aber es war nicht die Freude über ihren Abzug, die jetzt sein Gesicht belebte. Er sah im Geiste wieder seine Gemeinde vor sich, und aus dieser heraus schaute ein in Andacht verlorenes Gesicht so lieblich zu ihm auf, dass ihm das Herz schneller schlug. Es war Evas Gesicht, die der Kanzel gegenüber andächtigen Herzens seiner Predigt lauschte.

„Schroffeck hat Recht gehabt“, dachte er bei sich. „Nimm dich vor der Eva in Acht!“ - „Aber warum mich in Acht nehmen? - Wäre es so schlimm, wenn ...“

Und nun dachte er an ihr ganzes Schalten und Walten im Hause; ihr fröhliches Lachen, ihr lustiges Singen klang ihm im Ohre, ihr schelmisches Wesen gegenüber den beiden Offizieren, ihre ungezwungene Natürlichkeit im täglichen Verkehr stand ihm vor der Seele.

„Fühl' ich mich“, meinte er bei sich, „schon so wohl, wo ich mich sozusagen nur als Kostgänger an sie verdungen habe, müsst' es nicht eine Wonne sein, wenn ich sie mein Weib nennen könnte?“

Der gute Pfarrer war eben dabei, die Gedanken so recht durchzudenken, da wurde er durch Schritte auf dem Vorsaal aus seinem Sinnen gerissen. Gleich drauf klopfte es an seiner Tür, und auf seinen Hereinruf trat der Bürgermeister in das Zimmer. Nach gegenseitiger freundlicher Begrüßung sagte der Pfarrer:

„Ihr kommt mit fröhlichem Gesichte, Herr Bürgermeister!“

„Macht doch heute männiglich ein fröhlich Gesichte“, war die Antwort; „da muss der Bürgermeister wohl zehnfach froh sein. Gott sei Dank! Die Kerle fraßen, sofften und trieben viel Mutwillens, aber sie haben dem Städtlein doch kein Geld abgenommen! - Vor Freude darüber möcht' ich heute meine beiden Jungen taufen lassen! - Mein Weib ist munter - und wenn es Euch passt, Herr Magister - es braucht ja keine lange Rede zu sein, ein paar Worte ...“

„Ich denke, die werden sich finden!“, warf der Pfarrer dazwischen. „Wie wollt Ihr sie denn taufen lassen?“

„Wisst Ihr noch, wie ich Euch am ersten Tage auf dem Marktplatz nach Eurem Namen fragte?“ - Der Pfarrer nickte lächelnd. „Konrad Ewald!, dach' ich - die beiden Namen hast du noch nicht - mag der eine Konrad, der andre Ewald heißen, wenn Ihr nichts dawider habt.“

„Wie könnt' ich?“, rief der Pfarrer mit Lachen. „Wollt Ihr aber jedem nur einen Namen gönnen?“

„Bin froh, dass ich für jeden einen habe, der mir gefällt! - Wie Nummer eins gekommen war, da hatt' ich so viel schöne Namen auf Lager, dass ich ihm vier gegeben habe. Denkt Euch, die Verschwendung! Der nächste bekam nur noch drei - die andern haben mit zweien vorlieb nehmen müssen, und die Zwillinge mögen sehen, wie sie sich mit einem durch die Welt schlagen!“

Dann stimmte er herzlich in das Lachen des Pfarrers ein, der ihm mit großem Vergnügen zugehört hatte, bat ihn, die heilige Handlung nachmittags um drei Uhr vorzunehmen, und ging fröhlich von dannen.

Konrad und Ewald waren durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen. In der Oberstube des Bürgermeisters saßen die Gevattern, die Gevatterinnen und der Pfarrer mit den glücklichen Eltern zusammen; die Frauen aßen Kuchen, die Männer tranken Bier; die Frauen redeten angelegentlich von der Schlechtigkeit des gegenwärtigen Dienstmädchengeschlechts, die Männer sprachen von den trüben Zeiten.

Da kam ein Bote vom Torschließer an den Bürgermeister. Zwölf schwedische Reiter beehrten Einlass; ob er ihnen das Tor öffnen solle.

„Lasst sie in Gottes Namen herein!“, beschied ihn der Bürgermeister. „Ein Dutzend werden der Stadt ja wohl kein Leid tun!“

Bald darauf hörten sie die Reiter mit großen Lärm die Schlossgasse daher kommen. Nebenan vor dem goldnen Löwen stiegen sie ab; zwei blieben bei den Pferden, die andern zerstreuten sich in der Stadt.

Es währte nicht allzu lange, so wurde es lauter und lauter auf dem Markte. Der Bürgermeister trat an ein Fenster; da sah er, wie unten Gruppen von Bürgern standen, die angeregt miteinander sprachen; etliche hatten ihre Büchsen¹ mitgebracht.

„Es scheint, dass unsre Gäste Ungebühr treiben!“, sagte er, zu seinem Platze am Tisch zurückkehrend. „Die Bürger sammeln sich auf dem Markte, der und jener hat sein Gewehr mitgebracht. Ich werde dann gehen und zusehen müssen, dass nicht eine Unvorsichtigkeit begonnen wird.“

Kaum hatte er das gesagt, so hörten sie oben lautes Schreien von der Straße, das näher und näher kam. Bald wurde unten die Tür aufgerissen, der Lärm drang in das Haus, gleich darauf polterten schwere Tritte die Treppe hinauf. Da schrie die Wöchnerin in heftigem Schrecken auf, die Gevatterinnen stimmten ein und zogen sich in den Hintergrund der Stube zurück; die Gevattern sprangen auf und sahen sich ratlos an, der Bürgermeister lief besorgt zu seinem Weibe, das einer Ohmmacht nahe war, der Pfarrer aber eilte zur Tür hinaus. Dort kamen ihm vier Soldanten mit Schreien und Fluchen entgegen.

„Keinen Schritt weiter!“, rief ihnen der Pfarrer entrüstet mit einer Stimme entgegen, dass sie augenblicklich still standen und schwiegen. „Was treibt ihr für Frevel?“

„Sie wollten zum Bürgermeister - sie wollten Geld - sie wollten Pferde!“, riefen sie durcheinander.

Da schallten von neuem schwere Schritte durch das Haus. „Mir nach, Leute!“, rief eine gewaltige Stimme. „Und wenn sie nicht hinaus wollen, so schießt ihr sie nieder, wie Hunde!“

Die Reiter sahen sich betroffen um. Am Fuße der Treppe stand eine Riesengestalt mit bärtigem Gesicht, in der Rechten einen Schmiedehammer; neben ihm andre Männer mit Gewehren.

„Herunter, ihr Gesindel!“, rief der Riese die Treppe hinauf, „oder ich will euch mit meinem Hammer auf die Schädel trommeln, dass euch die Ohren noch in der Hölle davon summen!“

¹ Gewehre

Ohne ein Wort zu sagen, kehrten die Soldaten mit bestürzten Gesichtern um und gingen die Treppe hinunter; nicht ohne Blicke der Besorgnis auf den Schmiedehammer zu werfen, gingen sie an den Bürgern vorüber.

„Vorwärts, zur Türe hinaus!“, kommandierte der Schmied und zog mit den Seinen hinterher. Vor der Tür draußen rief er:

„Und nun aufgesessen und stracks zum Tore hinaus, oder es kommt euer keiner mit dem Leben davon!“

Auf dem Markte war ein großes Getümmel. Sieben der Reiter saßen schon auf ihren Pferden und waren von bewaffneten Bürgern umdrängt, die ihren Frevel am liebsten an ihrem Leben gerächt hätten. Denn überall waren sie in die Häuser eingedrungen, hatten nach Pferden gesucht, Schränke erbrochen und gegen Frauen und Mädchen Ungebühr begonnen.

Die vier waren schnell auf ihren Pferden. „Vorwärts in’s Teufels Namen!“, rief der Schmied. „Was trödelt ihr?“

Die Reiter sahen einander verlegen an. „Es fehlt noch einer!“, hieß es.

„Lasst ihn fehlen!“, hub der Schmied wieder an. „Der mag sehen, wie er euch nachkommt! - lasst sie durch, Gevattern!“

Der Kreis der Bürger tat sich auf, und unter dem Hohngeschrei der zusammen gelaufenen Jungen suchten die Reiter eiligst das Weite.

Inzwischen hatte sich die Frau Bürgermeisterin von ihrem Schrecken erholt und mit ihr die Gevatterinnen, die sich am Kuchen neue Kräfte holten und teils die Hoffnung aussprachen, der Schreck werde der Frau Gevatter nichts schaden, teils aus ihrer Erfahrung eine Fülle von Beispielen brachten, die von der Gefährlichkeit des Schrecks für Wöchnerinnen Zeugnis gaben und nicht geeignet waren, jene Hoffnungen zu unterstützen. Die Männer waren hinunter gegangen und hatten sich unter die Bürger gemischt. Da bemühten sich denn der Bürgermeister und der Pfarrer, die Gemüter zu beruhigen, und als sie erfahren hatten, dass man auf den einen noch zurückgebliebenen Reiter warte, an dem die Mehrzahl der Männer Rache zu nehmen wünsche, da boten sie all ihre Beredsamkeit auf, ihnen das auszureden.

Da erscholl plötzlich vom Gasthofs her Hilferuf; gleich drauf kam eine Magd schreiend aus dem Torwege hervorgesprungen, ihr nach der Reiter, offenbar bemüht, sie zu erhaschen. Augenblicks war er von Bürgern umringt. Indem er die Rechte an den Schwertgriff legte, rief er mit trotzigem Blicken.

„Macht mir Platz, ihr Hunde! - Wo sind meine Kameraden?“
„Wollt's Gott, beim Teufel, wo sie hingehören!“, rief der lange Schmied über die Köpfe der andern hinweg. „Will der Busche noch maulen? - Ziehe deine Pfeife ein, Geselle und reit deiner Wege! Durch die Stadt hast du sicher Geleit - wie du draußen fortkommst, da sieh du zu!“

Der Reiter band mit zitternden Händen sein Pferd von einem Ring in der Wand los, saß auf und sprengte dem Tore zu; das sichere Geleite gab auch ihm eine Schar johlender Jungen.

Sobald der letzte Soldat vom Markte verschwunden war, eilte der Pfarrer seiner Wohnung zu, besorgt, dass den Frauen ein Schrecken verursacht, wohl gar ein Leid geschehen sein könnte. Als er da ankam, bemerkte er erstaunt, dass die Fensterläden im Erdgeschoss geschlossen waren; auch fand er die Haustür verschlossen. Er pochte - pochte lauter, aber vergebens. Da besann er sich darauf, dass er ja den Hausschlüssel mit zum Bürgermeister genommen hatte; denn dort hatte er auch den Abend bleiben sollen. Bald war die Tür aufgeschlossen. Er ging hinauf nach seiner Stube, dort fand er die drei Frauen des Hauses. Die Frau Magister bat um Entschuldigung, dass sie in seine Stube eingedrungen seien. Er fiel ihr aber in die Rede, und fragte besorgt, ob sie eine Unbill erfahren hätten.

„Gott sei Dank, nein!“, sagte Evas Mutter. „Hanne kam nach Hause; geschrien, ein paar Hundert schwedische Reiter wären in die Stadt gedrungen und plünderten, erzählte sie; ob sie nicht den Herrn Magister nach Hause holen solle. Ich wusste mir keinen Rat, aber Eva - sie hat's von ihrem guten Vater, Gott hab' ihn selig! der war auch so entschlossen.

- Nein, sagte Eva, sondern mache schnell die Fensterläden zu und schließ die Haustür ab, dann werden sie meinen, hier ist nichts zu holen. Wir aber setzen uns mäuschenstill in unsre Stube! - Kaum war das getan, da hörten wir auch ein paar Soldaten auf der Gasse fluchen und mit dem Säbel rasseln, und es wurde bald ein großes Rennen draußen. - Da wurde es uns in der finstern Unterstube zu bange ...“

„Liebe Mutter“, warf Eva lächelnd ein, „ich habe mich nicht mit gefürchtet!“

„Nein, du nicht, mein liebes Kind!“, fuhr die Mutter fort, das hast du auch von deinem guten Vater. - Da meinte die Hanne, in der

Studierstube sei es heller und auch warm, und in der Hölle¹ hinter dem großen Kachelofen hätten wir alle drei Platz.“

„Und da sind wir in Euer Heiligtum eingedrungen!“, ergänzte Eva.

„Aus dem Ihr“, fuhr der Pfarrer fort, „zur Strafe nicht sogleich wieder entlassen werden sollt.“

Die Frau Magister lächelte dazu, Evas Gesicht sah auch nicht darnach aus, als wenn sie gegen diese Strafe Einspruch erheben wollte, die alte Hanne aber brummte vor sich hin: „Mich könnt ihr doch nicht dabei brauchen!“, und ging davon.

Dann setzte sich der Pfarrer zu Mutter und Tochter und wandte sich an das Mädchen:

„Zuerst, mein Fräulein, sagt mir doch, warum wolltet Ihr von meinem Schutze nichts wissen und liebet die Hanne nicht nach mir gehen?“

„Ich meinte, gestrenger Herr“, erwiderte Eva in schelmisch schnippischem Tone, „dass wir Eures Schutzes nicht bedürften!“

„Ei Kind!“, fiel da ihre Mutter ein, „wo hast du denn das Lügen gelernt?“

„Aber Mutter!“, unterbrach sie das Mädchen errötend, und zugleich rief der Pfarrer im Tone der Entrüstung, aber mit Lächeln:

„Wie, Ihr lügt?!“

„Ja, sie lügt!“, fuhr die alte Dame fort, während die Tochter in lieblicher Verwirrung zu Boden sah. - „Eva sagte: Wenn Ewald, entschuldigt, wenn Ihr nicht dabei seid, sagen wir nicht immer ‚der Herr Magister‘, wenn Ewald kann, sagte Eva, so kommt er, und kommt er nicht, so kann er nicht!“

Dem Pfarrer schlug das Herz hoch, als er diese Worte hörte; Eva aber sagte, ohne ihre Augen zu ihm zu erheben mit erregter Stimme:

„Verzeiht! Ich dachte nicht, dass Euch meine Worte zu Ohren kommen würden!“

„Was soll ich verzeihen?“, erwiderte er. „Ich danke Euch von Herzen für Euer Vertrauen, und ich hoffe, Ihr habt es ernstlich gemeint mit Euern Worten?“

„Das hab’ ich!“, sagte sie bald vor sich hin, ohne den Blick zu heben, denn es war ihr, als müssten ihr die Tränen aus den Augen rollen, wenn sie jetzt den Mann ansähe, so voll war ihr das Herz, sie wusste selbst nicht warum.

¹ Höhle

Die Frau Magister hatte inzwischen das Gefühl, als ob sie mit ihrem Bericht doch vielleicht mehr verraten hätte, als sie gewollt - einen Augenblick durchzuckte sie der Gedanke: Lieben die Kinder einander? - denn sie selbst liebte den Pfarrer schon wie einen Sohn. Aber sie fühlte auch, dass sie das Stillschweigen, das nun eingetreten war, brechen müsse, und darum forderte sie den Pfarrer auf, ihnen den ganzen Vorfall, soweit er könnte, zu erzählen. Das tat er denn auch, und so saßen sie noch eine gute Weile in der hereingebrochenen Dämmerung beieinander. Dann kam ein Bote vom Bürgermeister, der den Herrn Magister bitten ließ, das Abendbrot doch, wie schon früher bestimmt gewesen, bei ihm zu verzehren. Der Einladung folgend nahm Ewald Abschied von den beiden Frauen.

Nach seinem Weggange glaubte Evas Mutter, diese werde sie wegen ihrer Plauderei noch einmal zur Rede setzen¹; aber das Mädchen kam mit keinem Worte darauf zurück; nur stiller war sie als gewöhnlich. Denn es war ihr, als hätte sie eine Last auf dem Herzen, und erst, als sie zu Bett gegangen war und Träne auf Träne sich aus ihren Augen stahl, während die ihr Herz vor Gott ausschüttete und für sich und einen andern betete, da wurde es ihr wieder leichter zu Mute. Und wer mit seinem Blicke die Finsternis hätte durchdringen können, als sie über ihrem Abendgebet entschlummert war, der hätte auf ihren Lippen das süßeste Lächeln spielen sehen.

6.

Mitternacht war vorüber. Die Gebrüder Konrad und Ewald hatten vor kurzem den Schlaf ihrer Frau Mama unterbrochen, um sich eine Stärkung für die Fortsetzung ihrer Lebensreise zu holen. Die Mutter war eben im Begriff, wieder einzuschlafen, da war es ihr, als hörte sie Schritte durch die Stille der Nacht näher kommen. Das ermunterte sie wieder - kein Zweifel mehr, die Schritte näherten sich, jetzt, unten vor dem Hause hielten sie an; Stimmen von Männern, ein Klopfen an der Haustür. Schnell rief sie ihren Mann; der sprang an das Fenster und suchte es zu öffnen.

¹ stellen

„Um Gottes Willen, Mann!“, ruft die Frau, dass kein Zug auf die Kinder kommt!“

„Hast Recht, ich muss hinunter gehen! - Bist du erschrocken, meine Gute?“

„Diesmal nicht - ich hörte die Schritte kommen.“

„Gott sei Danke!“ - Unten wieder Reden und neues, stärkeres Klopfen. „Nur Geduld!“, brummt der Bürgermeister. „Kann ich euch im Hemd aufwarten bei der Kälte?“

Bald darauf verließ er das Schlafzimmer und ging hinunter. Nachdem er die Haustür geöffnet, sah er draußen einen Mann mit einer Laterne, der ihn begrüßte. „Ihr seid’s, Torschließer?“ - Daneben stand ein schwedischer Reiter.

„Kommt herein, Männer!“ Damit nahm der Bürgermeister den Torschließer die Laterne ab und ging leuchtend den beiden voran durch den Laden in die Unterstube, wo er die Laterne auf den Tisch stellte.

„Hier ist’s noch etwas warm“, sagte er, „wartet ein Weilchen, ich bin im Augenblick wieder da.“

Darauf sprang er hinauf zu seiner Frau und hieß sie ruhig schlafen - es sei eine schwedische Stafette; wahrscheinlich soll wieder Einquartierung kommen.

Zu den beiden Männern zurückgekehrt, nahm er von einem Regal eine Flasche und zwei Gläser und schenkte den beiden einen Brantwein ein, den sie mit Schmunzeln annahmen.

„Was bringt Ihr mir?“, fragte er dann den Reiter.

Dieser hatte eben den Brantwein auf der Zunge und ließ ihn mit Wohlgefallen im Munde herumgehn - so reichte er ohne ein Wort zu sagen dem Bürgermeister ein Schreiben dar, der es erbrach und beim Scheine der Laterne las. Sein Gesicht wurde dabei ernster und ernster.

„Das ist ja eine heillose Geschichte!“, murmelte er vor sich hin. „Bei Gott, ich weiß kein Wort davon! - Hanschrist“, wandte er sich, als er das Schreiben zu Ende gelesen hatte, an den Torschließer, „lauft, was Ihr könnt, und ruft den Rat zusammen! Erst weckt aber den Ratskellerwirt, er soll sogleich die Sessionsstube heizen! Geht und sputet Euch!“

Als der Torschließer fortgegangen war, sagte er zu dem Reiter: „Ihr werdet eine Weile warten müssen auf unsern Bescheid. Bleibt hier, bis ich meine Kleider angezogen habe!“

„Hab’ nichts dawider!“, entgegnete jener, „euer Branntwein ist gut!“

„Dann trinkt so viel Ihr wollt!“ Damit ging der Bürgermeister weg.

„Da wirst du nicht viel davon wiedersehen!“, brummte ihm der Reiter nach, hielt die Flasche gegen das Licht und prüfte, wie viel sie noch enthielte, als wollte er überlegen, wie groß er seine Schlucke einzurichten habe. Dann setzte er die Flasche an den Mund und leerte sie in einem Zuge aus. „Hol mich der Henker!“, rief er dann mit einem Blick auf die leere Flasche. „Das Zeug schmeckt nach mehr!“

Eine Stunde später saß der Rat von Graustädt in ernster Beratung um den großen Ofen der Sessionsstube. Der Bürgermeister hatte das Schreiben vorgelesen: ein schwedischer Oberst, der auf einem Dorfe in der Nachbarschaft im Quartier lag, beklagte sich darin über die unbillige Behandlung, die, wie ihm berichtet worden, tags zuvor etliche seiner Reiter von den Bürgern Graustädts erfahren hätten, und bedrohte die Stadt wegen eines nicht zurückgekehrten Mannes aufs heftigste; wenn die Bürger den nicht alsbald wieder verschafften, sollten sie mit dem Tage strenger Strafe gewärtig sein!

„Weiß euer einer“, hatte er dann gefragt, „wie es um den letzten Reiter steht?“

„Wie die elf zum Tore hinaus waren“, hub der lange Schmied an, der mit ihm Rate saß, „da sind etliche von den Bürgerschützen hinausgegangen in Schlosswald und haben zu ihrem Pläsier ein wenig geschossen. Ist der Reiter jetzt des Weges daher geritten kommen, und baff! hat er unten gelegen.“

Er erzählte das mit großem Vergnügen, aber der Bürgermeister kratzte sich verlegen hinter dem Ohre und sagte:

„Dies Pläsier kann dem Städtlein teuer zu stehn kommen! Was sollen wir nun berichten?“

Darauf hatte sich eine längere Beratung entsponnen. Endlich war man zu einem Ergebnis gelangt, das alle befriedigte. Es wurde im Namen des Rats ein Brief an den Obersten aufgesetzt, der von dem ungebührlichen Treiben der Reiter und deren unbehelligtem, wenn auch erzwungenem Abzuge berichtete. Wegen des vermissten Reiters entschuldigten sie die Stadt. In ihren Mauern sei ihm kein Leid widerfahren, des sei Gott Zeuge! Dass sie aber auf Wegen und Straßen des Lebens der Reiter hüten sollten, das könne billiger Weise wohl nicht verlangt werden, und so bäten sie denn, die Stadt mit unbilliger Gewalt zu verschonen.

Dann wurde der Bote vor den Rat gerufen. Es hielt schwer, ihn aus dem Schläfe aufzurütteln, der ihn in der Wirtsstube überfallen hatte. - „Das kommt von meinem Branntwein!“, dachte der Bürgermeister, als er den schlaftrunkenen Mann mit etwas unsichern Schritten in die Sessionsstube kommen sah. Er ermahnte ihn, spornstreichs heimzureiten und ja Acht auf das Schreiben zu haben, dass er es nicht verlöre. Dann geleitete ihn der Torschließer hinweg, um ihm wieder zu seinem Pferde zu verhelfen, dass er bei einem Nachbarn eingestellt hatte.

„Nun gebe Gott“, rief der Bürgermeister, als die beiden zur Türe hinaus waren, „dass der glücklich zu seinem Obersten kommt, sonst werden die Herren denken, wir haben auch dem den Garaus gemacht!“

Am frühen Morgen wurde die Bürgerschaft zusammengerufen; es galt bei Zeiten zu beraten, was weiter zu tun wäre. Denn daran zweifelte niemand, dass die Schweden die Gelegenheit wahrnehmen würden, ihr Mütchen an der Stadt zu kühlen. Es wurde hin- und hergeredet, bis endlich der lange Schmied als der Führer der Bürgerschützen um seine Meinung gefragt wurde.

„Wenn ihr mir folgt“, sagte dieser, „so schlagen wir darauf los und vertreiben Gewalt mit Gewalt. Wie viele werden ihrer denn kommen? Die Hauptarmee ist nicht in der Nähe und zieht weiter ab - unsers Städtlein halber wird sie wohl nicht Kehrt machen. Was wollen die Reiter mit unsern Mauern anfangen? Und wozu sind wir Bürger da und unsere Gewehre?“

Da riefen viele Stimmen, der Schmied-August hätte Recht, und besonders die jungen Leute hatten große Lust, dem Feinde die Zähne zu weisen.

„Wenn sie nun aber“, sagte der dicke Gotteskastenvorsteher, eine friedfertige Natur, „wenn sie nun in Güte verhandeln wollen und friedlich Einlass begehren, sollen wir da nicht das Tor öffnen?“

„Nein! sag' ich, und zwanzig mal nein!“, begann der Schmied von neuem. „Soll ich euch erzählen, wie es ehegestern den Naustädtern ergangen ist? - Da kommt eine Partei Reiter vor die Stadt und begehrt Einlass, und wie sie vor dem Tore still halten und auf den Bescheid der Bürger warten, spaziert ein früherer Oberst, der jetzt mit Frau und Kindern da lebt, hinaus, zu sehen, wer die Reiter führt. Sieh da, der Offizier ist ein alter Freund von ihm red't freundlich mit ihm und sagt: Ei Bruder, könnt' ich nicht durch dich erlangen, dass ich mit

meiner Schwadron dürfte in die Stadt rücken? Hol mich dieser und jener, es soll keinem auch nur ein Huhn gerupft werden! - Der Oberste redet seinem alten Freunde zu Liebe den Bürgern zu, die Reiter einzulassen und wohl anzunehmen; der Offizier sei ein ehrlicher Kavalier. Die Bürger tun ihm den Willen, der Oberste nimmt den alten Freund und Bruder mit zu sich und traktiert ihn aufs beste. Wie der Kerl sich vollgegessen und satt getrunken, steht er auf, bedankt sich für die angetane Ehr' und bittet, da der Oberste so ein schön Kleid anhätte, möge er's willig ausziehen und seinem guten Freund und Bruder, der dessen bedürftig sei, damit dienen. Der Oberste lacht darüber herzlich und meint, es sein ein Scherz. Aber der gute Freund und Bruder sagt ihm, es sei lauter Ernst, geht auch an das Fenster und gibt ein Zeichen hinaus. Darauf haben die Reiter schon längst gewartet und fangen nun an, in die Häuser zu dringen, brechen Kisten und Kasten auf und ziehen sonderlich den Reichen und Fürnehmen, Manns- und Weibsleuten, die Kleider vom Leibe aus. Und wie sie alles weidlich geplündert haben, ziehen sie wieder zum Tore hinaus. - Meint ihr, sie würden's mit uns besser machen, wenn wir sie einmal hereinließen? Und darum sag' ich noch einmal: wir lassen sie nicht herein, und wollen sie Gewalt brauchen, so brennen wir ihnen eins auf den Pelz!“

Die Meinung des Schmieds fand den Beifall der Mehrzahl. Es wurde beschlossen, keinen schwedischen Soldaten mehr einzulassen. Darauf gingen die Bürger auseinander, um sich zur Verteidigung der Stadt zu rüsten; auf den Kirchturm wurden Späher geschickt. Bald meldeten diese, dass vier Häuflein Reiter auf der Straße dahergeritten kämen. Die Bürger eilten auf die Mauern, der Bürgermeister rückte mit seiner Abteilung an das Schlosstor und verteilte seine Leute. Da merkte er, dass einer von seinem Zuge fehle.

„Ist der Weber-Franz nicht gekommen?“, fragte er.

„Nein!“, antwortete ein langer Bürgerschütze. „Den mag wohl das liebe Weibchen nicht fortgelassen haben - es könnt' ihm ja etwas widerfahren!“

Die Umstehenden lachten, denn der fehlende war derselbe Bürger, der den Pfarrer am ersten Tage mit seiner Braut besucht hatte. Sie waren ihrem Verlangen gemäß am ersten Sonntag getraut worden, und es war in der ganzen Stadt bekannt, dass noch bevor die ersten acht Tage verflossen waren, der Ehemann die ersten Schläge von seinem Weibe und ihrem Sohne bekommen hatte.

Als die Reiter unterdes nahe herangekommen waren, wurden sie angerufen, was ihr Begehrt sei. Sie wollten in die Stadt; war die Antwort. Da wiesen ihnen die Bürger ihre Rohre und riefen, sie sollten sich packen oder der Weg werde ihnen gewiesen werden. Baff! platzte einer der Reiter sein Gewehr ab, und die Kugel klatscht an die Tormauer an. Die Bürger bleiben die Antwort nicht schuldig - zwei Pferde stürzen, ein Reiter sinkt von seinem Tiere. Die Reiter ziehen sich etwas zurück und scheinen sich zu beraten. Da sie wohl einsehen mochten, dass sie nichts gegen die Bürger ausrichten könnten, hoben sie drohend ihre Fäuste, schrieten und zogen ab.

„Die wären wir bald losgeworden!“, sagte der Bürgermeister aufatmend zu seinen Leuten. Sie werden uns aber nicht lange in Ruhe lassen. Bleibt auf eurem Posten, ich bin bald wieder da.“

Er ging, um einmal nach seinem Weibe zu sehn. Unterwegs, da er am Hause des fehlenden Bürgers vorüber kam, fiel ihm ein, nach diesem zu fragen. Er trat bei ihm ein und fragte eine Magd, die in der Hausflur war, wo ihr Herr sei.

„Ich weiß nicht!“, sagte diese. „Diese Nacht hat es großen Zank gegeben, heute hab’ ich ihn noch nicht gesehen.“

Der Bürgermeister ging darauf in die Wohnstube, wo er die Frau vom Hause fand. Nachdem er sie begrüßt, erkundigte er sich nach ihrem Manne.

„Weiß nicht, wo er ist!“, entgegnete das Weib mit etwas erzwungenem Lachen.

„Wie, Ihr wisst’s nicht?“, fragte der kleine Mann erstaunt.

„Er kam gestern spät nach Hause“, erzählte sie, als wenn ihr die Sache sehr gleichgültig wäre, „nüchtern war er auch nicht, da hat es Zank gegeben. Wie er gar nicht still sein wollte, haben wir ihm eine Tracht gegeben.“

„Wir?“

„Nun ja, ich und der Junge, der mir zu Hilfe kam. - Dann ist er davon gelaufen und hat sich nicht wieder blicken lassen.“

„Das ist ja höchst sonderbar! - Wo soll er in der Nacht hingelaufen sein?“

„Was weiß ich? - Mein Ihr, dass ich ihm nachlaufen sollte?“

Der Bürgermeister wandte sich kopfschüttelnd um und ging, über das Benehmen der Frau empört, ohne Gruß davon. Sein erster Weg war nun nicht zu seinem Weibe, sondern zu dem Naustädter Tore. Er spricht mit dem Torschließer; der hat während der ganzen Nacht

niemand zum Tore hinausgelassen; auch nach dem Beginn des Tages, das wusste er ganz genau, war der Weber-Franz nicht durch das Tor gegangen.

„Sollt' er zum Schlosstor hinausgegangen sein?“, sprach der Bürgermeister bei sich selber und nahm seinen Weg wieder dahin. Dort nahm er den Hanschrist bei Seite und fragte ihn. Dieser sagte verlegen, hinausgelassen hätte er niemanden, aber wie er den schwedischen Reiter hereingelassen hätte, wäre er so verduzt gewesen, dass er das Tor nicht wieder verschlossen hätte - das sei erst geschehen, als der Bote wieder von dannen geritten. „Um Gottes Willen, Herr Bürgermeister“, schloss er, „lasst mich's nicht entgelten!“

„Hanschrist, Hanschrist!“, sagte dieser im Tone des Vorwurfs, „da hätten uns die Schweden gut über den Hals kommen können! - Also ist der Weber-Franz hier heraus gelaufen, aber wohin?“

Darauf ging er wieder zu seinen Leuten und erzählte, was er erfahren hatte. Etliche bestätigten, dass der Verschwundene am Abend vorher ganz gegen seine Gewohnheit im goldnen Löwen erschienen sei und dort mit beim Biere gesessen, auch fleißig getrunken habe, so dass die andern ihn geneckt und gemeint hätten, der junge Ehemann schiene doch recht bald froh darüber zu sein, dass das Volk im bunten Tuche nun aus seinem Hause fort wäre. Er sei aber nach seiner Art wortkarg und mürrisch gewesen. Trotzdem habe er lange gesessen, und als er nach Hause gegangen, möge er wohl etwas im Kopfe gehabt haben.

Dass er zu Hause Schläge bekommen, nahm keinen Wunder, nur darüber waren alle erstaunt, dass er den Mut gehabt habe, bei Nacht davonzulaufen. Indes der Rausch, den er gehabt, machte auch das erklärlich.

Kaum hatte der Bürgermeister das Weib verlassen, so trat zu einer andern Türe deren Sohn ein, ein junger, kräftiger Busche, an Gesicht und Augen seiner Mutter ähnlich; auch in seinen Zügen lag, wie in denen der Mutter, ausgeprägte Frechheit.

„Was wollte der Dütenkrämer?“, fragte er.

„Er wollte wissen, wo der Franz stäke, dass er nicht mit seiner Büchse gekommen wäre, wie die andern Bürger.“

„Und was hast du gesagt?“

„Nichts anders, als wir hätten ihm eine derbe Tracht gegeben und da wäre er fortgelaufen, wir wüssten nicht, wohin.“

„Was meint' er dazu?“

„Nichts meint' er. Er drehte sich um und schüttelte den Kopf, und den werden sie wohl schütteln.“

„Lass sie schütteln!“, sagte der Sohn mit widerlichem Lachen. „Herzuschütteln werden sie ihn nicht wieder und herausschütteln werden sie auch nichts. - Wie die Sache einmal steht“, fuhr er mit etwas gedämpfter Stimme fort, „könnt's nicht besser für uns sein. Der Hanschrist hat mir gesagt, wie ich ihn fragte, ob er den Alten in der Nacht hinausgelassen, dass das Tor stundenlang aufgestanden hat. Da ist er eben hinausgelaufen, wir werden ja sehen, ob er da auch wieder hereinkommt! Und kommt er nicht, so müssen ihn wohl die Schweden massakriert haben!“ Dabei lachte er wieder, wie vorhin, dann aber trat er dicht vor seine Mutter und sagte wieder mit gedämpfter Stimme:

„Das aber sag' ich dir, Mutter, nachdem es uns mit dem Franz so gegangen ist, heiratest du keinen wieder!“

Seine Mutter sah ihn überrascht an und rief: „Was fällt dir ein, Junge? - Wenn ein Jahr herum ist und es wollte mich einer haben, denkst du, ich soll dich darum fragen?“

„Ich sage, du heiratest keinen wieder!“, wiederholte er in bestimmtem Tone. „Wenn wir eine Zeit gewartet haben und die Leute sehen, der Franz kommt nicht wieder, dann gibst du die Wirtschaft mir! Ich bin nun Manns genug dazu!“

Das Weib hatte ihn während seiner Worte finster angesehen. „Was soll das heißen, Junge?“, fragte sie ihn dann in großer Aufregung.

„Das soll heißen, dass ich nun das Kommando führen will! - Ich habe es satt, das Betteln um jeden Groschen und Pfennig!“

„Hab' ich dir nicht immer gegeben, wenn du haben wolltest?“
„Ich will mir aber nichts mehr geben lassen - ich will mir nun selber nehmen, wie mir's beliebt! - Möcht' auch wissen, was du davon hast, wenn du solchen Tropfen zum Manne bekommst, wie den Weber-Franz!“

„Das verstehst du nicht, Junge!“ - „Ja“, fügte sie halb für sich hinzu, „wenn ich ein Mannsbild geworden wäre, da hätt' ich mein Lebtag nicht geheiratet!“

„Du?“, fragte der Sohn mit frechem Lachen.
„Ja ich! - Aber angeführt hätt' ich die Weiber, das kannst du mir glauben!“

„Das hast du mit den Männern wohl auch so gemacht!“, warf ihr der Sohn unverschämt entgegen.

„Wie kannst du das deiner Mutter sagen, Schlingel?“ - Aber dabei lachte das verworfene Weib doch. - „Geh du, und kümmer dich nicht um Dinge, die dich noch nichts angehen. Das aber bilde dir nicht ein, dass du nun den Herrn im Hause spielen kannst!“

„Und ich werde ihn doch spielen!“, entgegnete er und ging davon. Die Mutter saß eine Weile mit finsterem Gesicht in Gedanken da. Dann sagte sie vor sich hin:

„Du hast dich verrechnet, Bursche! - Ich habe nicht weiter zum Galgen wie du, und du wirst dich hüten, das Maul aufzutun! - Wir werden ja sehen, wer mehr Manns ist, ich oder du!“

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Neuigkeit von Weber-Franzen's Davonlaufen durch die Stadt verbreitet. Wohin ist er gegangen? Wann wird er wiederkommen? Diese Fragen beschäftigte jetzt alle.

Bald aber wurde die Aufmerksamkeit der Bürger wieder nach außen gelenkt. Die Späher auf dem Kirchturme meldeten, dass eine große Reiterschar im Anzuge sei.

Das wurde nun ein heißer Tag für die Städter. Die Reiter, mehr als dreihundert an Zahl, setzten alles daran, um in die Stadt einzudringen. Es war deren Rettung, dass sie auf der einen Seite durch den Fluss und ringsum durch den breiten, vom Flusse gespeisten Graben geschützt war - so konnten die Reiter ihren Angriff nur auf die beiden Tore richten. Bald setzten sie nun alle zusammen dem einen Tore zu, bald zu gleicher Zeit beiden, aber immer wurden sie von den Bürgern übel empfangen und erlitten viel Verlust. Dadurch wurden sie um so gereizter, und obwohl sie nach mehreren vergeblichen Versuchen einsehen mochten, dass sie ohne Fußvolk nichts ausrichten würden, so blieben sie doch den ganzen Tag um die Stadt. Sie zogen wohl einmal davon und kamen dann plötzlich wieder, aber sie fanden die Verteidiger immer auf der Hut. Als endlich die Dunkelheit hereinzubrechen begann, da steckten sie die Scheunen, die vor der Stadt gelegen waren, in Brand; sie blieben dabei, bis das Feuer so um sich gegriffen hatte, dass an ein Löschen nicht mehr zu denken war, dann zogen sie ab.

In Graustädt herrschte an diesem Abende große Niedergeschlagenheit. Denn wenn auch die Feinde glücklich zurückgewiesen waren, musste man nicht fürchten, dass sie am nächsten Tage mit einer Macht wiederkehren würden, gegen die aller

Widerstand vergeblich wäre? Vielen Bürgern sank der Mut. Etliche schickten in der Nacht Frauen und Kinder hinüber nach Naustädt - sie selbst aber blieben in der Stadt, um mit den andern die Feinde abzuwehren.

Während der ganzen Nacht blieb Mannschaft an den Toren. Aber Stunde um Stunde verrann ruhig. Der Tag brach an - er brachte neuen Schnee, - von Feinden war nichts zu sehn. Noch im Laufe des Vormittags lief aus den Nachbarorten die Nachricht ein, dass die Schweden bald nach Mitternacht abgezogen wären.

Da war in Graustädt große Freude. Scharenweise strömten die Männer und Frauen in das geöffnete Gotteshaus und dankten Gott auf den Knien für die gnädige Rettung aus drohender Gefahr.

7.

Der Frühling war in diesem Jahre zeitig angebrochen und hatte große Hitze mitgebracht, wie sie sonst nur im Sommer zu herrschen pflegt. Vor den Schweden hatte Graustädt seit jenem Tage der glücklichen Abwehr Ruhe gehabt. Andre Kriegsvölker freilich, kaiserliche und kurfürstliche, waren viele durch die Stadt gekommen, hatten wohl auch auf kürzere Zeit da Quartier genommen, aber so lästig auch die immer wiederkehrende Einquartierung war und so sehr die Bürger über die schweren Zeiten seufzten, Feindseligkeiten hatten sie nicht wieder erfahren.

Bald aber sollten die Herzen von Furcht vor einem Feinde ergriffen werden, der gewaltiger und schrecklicher war als Kriegerhorden. Kurz nachdem die ungewöhnlich warmen Tage begonnen hatten, waren dunkle Gerüchte aufgetaucht, hier und da im Lande sei die Pest ausgebrochen. Bald hieß es auch, die furchtbare Krankheit sei im benachbarten Naustädt eingezogen - jeden Tag konnte das Sterben auch in Graustädt beginnen.

Das hatte auch dem jungen Pfarrer das Herz schwer gemacht. Nicht, dass er den Tod für sich gefürchtet hätte - wie dürfte, sagte er, ein Pfarrer Furcht vor dem Tode haben, der sie seiner Gemeinde

benehmen soll? Aber er erkannte sofort, dass der Anfang der Krankheit das Ende des glücklichen Lebens sein würde, das er jetzt lebte. Im Laufe der Zeit hatte er sein Herz mehr und mehr an die reizende Eva verloren und zugleich die beseligende Gewissheit erlangt, dass er des Mädchens Liebe gewonnen. So lebten sie nebeneinander, jedes der Liebe des andern gewiss, und doch hatten sie sich noch nicht gesagt, dass sie einander liebten.

„Ich muss es als göttliche Fügung preisen“, sagte der Pfarrer nun, wo die Pest einzuziehen drohte, in seinem Herzen, „dass ich ihr Schicksal noch nicht an das meine gekettet habe! - Und nun darf ich's auch nicht tun, so sehr mein Herz darnach verlangt!“ - Längere Überlegung führte ihn zu dem Schlusse: „Sie müssen hinweg aus der Stadt, so schwer mir das auch werden wird - wie leicht brächte ich ihnen von den Krankenbetten den Tod in das Haus!“

Als er den beiden Frauen seine Gedanken mitgeteilt hatte, sagte die Frau Magister, wenn er es so beschlossen hätte, werde es wohl das beste sein; Eva sah vor sich nieder und schwieg.

„Und was sagt Ihr dazu, Eva?“, fragte er das Mädchen. „Ich hätte Lust, nein zu sagen!“, erwiderte sie mit schwachem Lächeln.

„Und warum das?“

„In der schwersten Zeit sollten wir Euch allein lassen, nachdem wir bessere mit Euch durchlebt haben?“ - „Habt Ihr nicht“, fuhr sie mit Eifer fort, so dass ihre Wangen sich röter färbten, „am Sonntag uns zu beherzigen gegeben, dass unser Leben in Gottes Hand steht in Frieden und Krieg, in gesunden und kranken Tagen, dass ohne seinen Willen auch in der größten Gefahr uns kein Haar gekrümmt wird, dass es aber auch kein Entrinnen vor dem Tode gibt gegen seinen Willen?“

„Ich danke Euch, Eva, für euren guten Willen!“, sagte darauf der Pfarrer warm. „Das alles, mein' ich, ist wahr, und dennoch wiederhole ich es, ihr müsst die Stadt verlassen. Mich wird die Pflicht an die Krankenbetten, in die Häuser des Todes rufen; brächt' ich euch den Keim des Todes mit in das Haus, glaubt ihr, dass ich je wieder Ruhe finden könnte?“

Wie gern hätte er ihr mehr gesagt! Ihr gesagt, dass es ihm gar schwer würde, sie von sich zu lassen, die er von ganzem Herzen liebe, aber er gewann es über sich, davon zu schweigen. Nur das fügte er

hinzu: „Also um meiner Ruhe willen bitte ich euch, an den Wegzug zu denken - sonst müsste ich die Pfarre verlassen!“

„Da sei Gott vor!“, rief die Frau Magister eifrig. „Mein Kind, wir müssen dem guten Ewald folgen. - Wie wäre es damit - eben kommt mir der Gedanke - wenn wir hinauf in das Schloss zögen? Der junge Herr ...“

„Nie und nimmermehr!“, fiel ihr die Tochter erregt in die Rede. „Und wenn wir hier bleiben und in der Stadt ein Unterkommen suchen müssten, in das Schloss zieh’ ich nicht!“

Der Pfarrer sah sie von ihrer Heftigkeit befremdet an, sie schlug vor seinem Blicke errötend die Augen zur Erde.

„Aber Eva!“, begann darauf die Mutter in etwas strafender Weise, „Wie kannst du gleich so heftig werden? - Freilich, das hast du auch von deinem guten Vater, Gott hab’ ihn selig! - Ich weiß gar nicht, was du gegen das Schloss hast! Die beste Luft von der Welt, und ohne allen Verkehr mit der Stadt könnten wir leben, und der junge Schrofbeck würde sich nur freuen, wenn er es erführe. Hat er uns doch schon nach deines guten Vaters Tode das Schloss zur Wohnung anbieten lassen - da wolltest du aber auch nicht! - Dann bleibt uns nichts übrig, als nach Waldau zu gehen zum guten Pfarrer Bernhard - er ist Geschwisterkind mit mir“, fügte sie als Erklärung für den Pfarrer hinzu, „die nehmen uns gern auf!“

„Ja, liebe Mutter, zu denen folge ich dir gern!“, sagte Eva aufatmend. „Gleich werde ich die Hanne mit einigen Zeilen zu ihnen schicken - in drei Stunden können wir Antwort haben.“

Sie ließ die beiden allein, um ihre Absicht auszuführen. Und als hätte sie keine Ruhe mehr im Hause, packte sie dann zusammen, was an Wäsche und Kleidern für den Umzug nötig erschien. Ungeduldig wartete sie auf die Rückkehr der alten Magd, und als diese endlich mit der Botschaft wiedergekommen war, sie würden jeden Tag willkommen sein, sagte sie zu ihrer Mutter:

„Liebste Mutter, lass uns morgen gehen - ich habe keine Ruhe mehr hier im Hause!“

Die Mutter entgegnete kopfschüttelnd: „Kind, Kind! Ich verstehe dich nicht! Erst wolltest du durchaus hier bleiben, und nun kannst du nicht schnell genug fortkommen! Was soll der gute Ewald dazu denken?“

Darauf sagte Eva nichts, kam auch nicht wieder auf ihre Bitte zurück. Aber sie blieb von da an bis zum Abend still und in sich gekehrt.

Am andern Morgen sollte ihr Wunsch doch in Erfüllung gehen. Mitten in der Nacht war der Pfarrer in eine Herberge geholt worden. Ein durchziehender Fremder war plötzlich erkrankt und hatte nach dem Pfarrer verlangt. Als dieser kam, lag er schon im Sterben; der Wirt und seine Leute schrieen entsetzt, er habe die Pest. Der Fremde starb. Inzwischen hatte der Wirt, ein vollblütiger, dem Trunke etwas ergebener Man sich in das Bett gelegt, wurde von Fieberschauern ergriffen und sprach bald irre, bald bat er den Pfarrer, ihm zu helfen, nicht von ihm zu gehen, sich seines Weibes und seiner Kinder anzunehmen. Noch ehe im Osten der Tag graute, war auch er eine Leiche. Nach seinem Verscheiden ging der Pfarrer nach Hause.

In großer Aufregung ging er in seiner Arbeitstube auf und ab. Dass nun die schreckliche Krankheit ihren Einzug gehalten, daran zweifelte er nicht. Demnach mussten die beiden Frauen das Haus so bald als möglich verlassen - ja er durfte nicht einmal persönlich Abschied von ihnen nehmen. Das fiel ihm schwer auf das Herz. Denn jetzt, wo die Trennung vielleicht für dieses Leben bevorstand, empfand er es erst ganz, wie sehr sein Herz an Eva hing. - Die schönen Träume, in denen er sie sein Weib genannt hatte, würden sie je in Erfüllung gehen? - Sollte ihn im Anfange seines ersehnten Wirkens ein jäher Tod aus diesem hinwegraffen? - Sollte vielleicht gar, ach! sein Herz erbebte bei diesem Gedanken, sollte das blühende Mädchen in all seiner Schönheit in das Grab sinken?

So wandelte er rastlos auf und ab, ein Spielball trauriger Gedanken. - Da drang auf einmal der erste Morgensonnenstrahl in seine Stube und in sein Herz und verscheuchte alle die bangen Gedanken. Die Hände faltend trat er an ein Fenster und die Blicke zum Himmel gewendet sprach er mit Innigkeit vor sich hin:

„In Gottes Schoß leg' ich mein Los,
Es soll mich nichts verstören;
Geh's wie es geh', wohl oder weh,
Es wird mir Heil bescheren.
Was mein Gott will, dem halt' ich still',
Nichts soll mich von ihm wenden!
In Gottes Schoß, leg' ich mein Los,
Er wird mir Hilfe senden!“

Damit war eine selige Ruhe und Freudigkeit über ihn gekommen. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb ein paar Zeilen zum Abschied für die beiden Frauen. Kaum war er damit fertig, so trat die alte Hanne in seine Stube, um, wie sie das an jedem Morgen tat, dort Ordnung zu schaffen. Sie war erstaunt, den Pfarrer schon wach zu finden und schlug sprachlos die Hände zusammen, als er ihr erzählte, was er in der vergangenen Nacht erlebt hatte.

„Jetzt, Hanne“, schloss er, „brenne Wacholder an und räuchere durch das ganze Haus - und diesen Brief gib den Frauen unten, sobald sie wach sind, und treib sie zur Eile!“

Hanne räucherte erst, wie er befohlen, im ganzen Hause, dann aber wartete sie nicht, bis die beiden Frauen aufgestanden waren, sondern ging in ihr Schlafgemach, weckte sie und erzählte ihnen, was sie vom Pfarrer gehört hatte.

„Das ist ja schrecklich!“, rief die Frau Magister mit Seufzen. „Was werden wir noch alles erleben müssen! Schnell, Kind, lass uns eilen, dass wir dem Verderben entrinnen!“

Eva hatte der Magd den Brief abgenommen. Sie saß jetzt aufgerichtet im Bett und sah unverwandten Blicks auf die Zeilen vor sich, während Träne auf Träne über ihre Wangen herabrann. In tiefes Sinnen verloren hatte sie nichts von den Worten der Mutter gehört.

„Eva!“, rief diese wieder - „hörst du nicht, liebes Kind? Was weinst du?“

Schweigend reichte ihr die Tochter den Abschiedsbrief des Pfarrers; bald rollten auch ihr Tränen aus der Augen, wie sie las:

Die bittere Stunde ist gekommen, dass wir uns trennen müssen. Lebt denn wohl! Ich bin der frohen Zuversicht, dass ich euch wieder sehen werden; dann will ich euch mit meinem Munde sagen, wie dankbar ich euch bin für die glückliche Zeit, die ich mit euch verlebt habe. Sollte aber Gott, der Herr über Leben und Tod, es anders über mich beschlossen haben, so empfehle ich euch seinem gnädigen Schutze. Dann mag Er euch vergelten, was ihr Gutes und Liebes an mir getan habt - das aber wisset, dass ich Euch, verehrte Frau, liebe gleich meiner Mutter, Euch, teures, bestes Mädchen, mehr als eine Schwester. Gott sei mit euch!

Konrad Ewald.

Eine Stunde später hatten die beiden Frauen das Haus verlassen. Der Pfarrer saß in seiner Stube, das Herz war ihm schwer. Als vorhin die Haustür gegangen war und er das Fenster geöffnet hatte, um den scheidenden Frauen noch einen Abschiedsgruß hinabzurufen, als die beiden zu ihm hinaufgeblickt, die Augen tränenumflort, Eva blass, wie er sie nie zuvor gesehen, da war es ihm so traurig zu Mute geworden, als wenn er das Liebste verlöre, was er auf Erden besäße, - und jetzt fühlte er sich so recht verlassen und allein. Da tat sich die Tür auf, und die alte Hanne trat ein.

„Und du, Hanne“, fragte der Pfarrer, zu ihr aufblickend, „wann wirst du gehen?“

„Ich gehe gar nicht!“

„Was soll das heißen?“, rief er erstaunt. „Du kannst doch die beiden Frauen nicht verlassen?“

„Das lasst nur unsre Sorge sein!“, entgegnete die Alte. „Wo die hinkommen, da brauchen sie die Hanne nicht. Ihr aber braucht sie! Oder meint Ihr, Ihr könntet allein hier hausen? Ihr wollt“, fuhr sie lebhafter und lebhafter fort, „in die Pesthäuser gehen und den Kranken Trost bringen, und wenn Ihr heimkommt, solltet Ihr hier allein sein und niemanden haben, der Euch versorgt - und wenn Ihr krank würdet, Herr, sollt Ihr hier allein liegen und verkommen? - Nein, Herr Magister, ich verlass' Euch nicht! - Dass die Frau Magister geht und die Eve, das liebe Herzchen, das ist ganz in der Ordnung, aber die Hanne geht nicht!“

„Aber, gute Hanne“, warf der Pfarrer gerührt ein, „denkst du nicht daran, in welcher Gefahr du bist, wenn du bei mir bleibst?“

„Bleibt Ihr nicht auch hier“, hielt sie ihm entgegen, „und wisst doch, dass Ihr im Rachen des Todes sitzt?“

„Das ist meines Amts, Hanne! - Ein guter Hirte lässet seine Herde nicht!“

„Und das ist auch meines Amts! Ich habe der Frau Magister gedient seit mehr als zwanzig Jahren, und was sie mir gesagt hat, hab' ich immer treulich getan, und nun sollt' ich hintreten und sagen: Nein, das tu' ich nicht!, wenn sie mir sagt: Hanne, wir brauchen dich nicht, bleibe du hier!?“

„Um ihres Geheißes willen also bleibst du bei mir?“

„Nein, Herr Magister, so steht die Sache auch nicht! Denkt Ihr, bloß die Frau Magister hat Euch lieb und die Eva, die Hanne aber nicht? - Meint Ihr, weil ich Euch in den ersten Tagen ein saures Gesicht

gemacht habe? Das war bloß wegen der verflixten Bücher, die habt Ihr ja aber auch wieder auf das Brett gestellt, - und dann hab' ich euch immer gerner gehabt, und wenn mich auch meine Herzenseve¹ nicht so schön gebeten hätte, ich wäre geblieben, weil ich Euch lieb habe!“

Da stand der Pfarrer auf, reichte der Magd die Hand und sagte mit innigem Tone: „Ich danke dir, Hanne - Gott mag dir deine Liebe lohnen!“

„Amen, Herr Magister! Und wenn die grausige Seuche glücklich vorbei ist, und mein Herzenskind - ach, da fällt mir ein ...“ Und bei diesen Worten griff sie in ihre Rocktasche und suchte darin herum: „Sie hat mir ja einen Zettel für Euch gegeben! - Da! Lest ihn, und wenn's nicht drin steht, so will ich's Euch sagen, dass Eve am liebsten selber bei Euch geblieben wäre!“

Nach diesen Worten ging sie hinaus. Ewald öffnete das Briefchen, darin stand:

Nicht Ihr habt uns zu danken, sondern wir Euch tausend, tausend Mal! Gott mag Euch ein reicher Vergelter sein! Meine Mutter grüßt Euch mit Mutterliebe, ich aber finde nach dem, was Ihr für mich geschrieben - es war mir eine Wonne, es zu lesen! - den Mut, Euch zu sagen, dass mir nichts auf Erden, auch mein eigen Leben nicht, so lieb und teuer ist, als Ihr! Gott segne Euch, herzlich geliebter, bester Mann!

Eva.

Wie glücklich war der Pfarrer schon manchmal gewesen, wenn ihm eine süße Ahnung gesagt hatte, dass Eva in der Stille ihres Herzens ihn ebenso innig liebe, wie er sie! Was war aber das Glück solcher Ahnung gegen die Seligkeit, die er empfand, als er jetzt das Geständnis des geliebten Mädchens las und immer wieder las. Endlich küsste er die Zeilen, die Verkünderinnen seines Glücks, und rief:

„Gott im Himmel, lass mich solchen Glücks würdig sein! - Hast du mich so reich mit Glück begnadigt, so lass mich nach besten Kräften anderer Unglück mildern! - Und darf ich menschlicher Weise dich bitten, so bitt' ich: Lass mich nach den schweren Tagen, die jetzt vor der Tür stehn, auch des Glücks genießen, die, die mich so herzlich liebt wie ich sie, mein Weib zu nennen!“

¹ Herzens-Eva

8.

Und es waren schwere, schwere Tage, die nun folgten. Die Nachricht von dem Tode des Fremden und dem plötzlich darauf erfolgten Sterben des Wirts lief am andern Morgen schnell durch die Stadt.

„Es ist der Pestmann gewesen! Wehe nun über uns!“
So ging es von Mund zu Mund, von Haus zu Haus. Der Gasthof zum blauen Stern, in dem die beiden Todesfälle vorgekommen waren, wurden von Stunde an ein Ort des Schreckens. Die Nachbarn schriean Ach und Weh und meinten, sie würden der Seuche zunächst zum Opfer fallen; wer es vermeiden konnte, kam nicht in die Nähe des Hauses, und wen der Weg notwenig vorüber führte, eilte mit scheuem Blicke auf das Gasthaus vorbei.

Keiner von denen, die sonst einen Morgentrunck im Stern zu nehmen pflegten, lenkte seine Schritte dahin; Freunde und Verwandte, wie sie sonst nach Todesfällen kommen, um Trost einzusprechen und Teilnahme zu zeigen, hielten sich fern - kein Fuß kam über die Schwelle des Hauses.

Doch nein! Einer kam, und das war der Pfarrer. Noch in den Vormittagsstunden sprach er bei der Witwe vor, um ihr, wenn es nötig wäre, Trost, Rat oder Hilfe zu bringen. Die Frau empfing ihn mit lauten Wehklagen; aber wie es schien, war sie weniger über den Tod ihres Mannes untröstlich, als darüber, dass ihr seit demselben noch keine Menschenseele nahe gekommen war. Ach, und wie hart wären die Leute! Da hatte der Bäcker erst kein Brot, und der Fleischer nur mit Brummen Fleisch gegeben, beide aber hatten sagen lassen, Sternwirts sollten nicht wieder zu ihnen schicken, denn sie vertrieben ihnen sonst die Kundschaft, wenn sie nicht gar die Pest mit in das Haus brächten.

Der Pfarrer sagte ihr, es sei ja natürlich, dass die Leute jetzt Scheu vor ihrem Hause und dessen Bewohnern hätten - was Bäcker und Fleischer beträfe, so solle sie ruhig sein; er werde dafür Sorge tragen, dass sie an nichts Mangel litte.

„Wie steht es denn sonst um Euch?“, fuhr er in Erinnerung an die Bitte des Sterbenden, seines Weibes und seiner Kinder sich anzunehmen, fort: „Könnt Ihr ohne Sorgen in die Zukunft sehn?“

„Da ist mir nicht bange!“, war die Antwort. „Freilich, wenn die Gäste wegbleiben ...“

„Das wird ja wieder anders werden!“, meinte der Pfarrer.

„Gott geb's! - Um das Geld hat sich mein Mann so schon nicht mehr gekümmert“, durch ihre Worte klang es hindurch wie eine Anklage des Toten, „das besorgt der Sohn - und meine drei Mädels sind ja nun auch herausgewachsen; wenn sich nur mit der Zeit Männer für sie finden!“

„Ihr könnt sie ja gut in der Wirtschaft brauchen!“

„I-ja, man hat aber doch seine Sorge mit ihnen: Wisst Ihr, wo so viele Männer ab- und zugehn, wie bei uns, da kommen sie gar zu leicht in ein Gerede. Na Gott sei Dank, die Älteste ist so gut wie versorgt!“

„So? - Das freut mich zu hören! Wer will sie denn heimführen?“

„Bis jetzt haben wir niemand davon gesagt, Euch aber kann ich's im Vertrauen sagen - 's ist der Weber-Franzen sein Stiefsohn.“

„Der?“, rief der Pfarrer erschreckt? „Wisst Ihr nicht, in welchem Gerede er gestanden hat?“

Der Weber-Franz, der in jener Winternacht verschwunden, war verschwunden geblieben. Wohin er gegangen, wo er verblieben, was aus ihm geworden, auf keine dieser Fragen, die von den Graustädtern hundert und aber hundert Male aufgeworfen und besprochen worden, war im Verlauf von Tagen, von Wochen Antwort gekommen. Da ging dann bald ein Flüstern durch die Stadt, der Weber-Franzen sei nicht davongelaufen, sondern von seinem Weibe und deren Sohne beiseite geschafft worden. So sehr man um den Beweggrund zu solcher Schandtats in Verlegenheit war, so wurde doch aus dem Geflüster allmählich ein Gerede, so dass endlich das Stadtgericht sich bewogen fand, die Witwe und ihren Sohn ins Verhör zu nehmen. Beide blieben bei dem Berichte, den der Bürgermeister damals von dem Weibe erhalten hatte, und leugneten mit frechem Hohne über den Mangel jeglichen Beweismittels. Da ihnen also nicht beizukommen war, ließ man sie wieder frei.

Auf die Frage des Pfarrers zuckte die Sternwirtin mit den Achseln und sagte: „Die Leute reden vieles, was nicht wahr ist! Hat man den beiden etwas beweisen können?!“

„Aber dass die Leute ihm eine solche Tat zutraun“, hob der Pfarrer wieder an, „das ist doch ein schlechtes Zeugnis für ihn. Meint Ihr, dass Eure Tochter mit dem Manne glücklich sein wird?“

„Ach je, Herr Magister“, erwiderte die Frau mit einem Seufzer, „wie viel Frauen sind denn glücklich - Einen Mann wollen die Mädels nun einmal haben, und da denk' ich: Wenn die Gustel ihn nehmen will, da mag sie zusehen, wie das Ding dann geht. Die Hauptsache ist doch, dass das Mädels sich gut versorgt - und der Friedrich hat ein schönes Erbe!“

Der Pfarrer schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe, aber er sagte nichts, denn er glaubte, gegen ihre Anschauung von der Sache nichts ausrichten zu können. Verstimmt verließ er die Witwe. „Trostes bedarf sie nicht“, sagte er bei sich selbst, „Rat fruchtet da nicht, und Hilfe? - Ja doch, der Fleischer und der Bäcker! - Nun, so kann ich doch etwas für sie tun!“

Als er aus dem Torwege des Hauses trat, sah er an einigen Fenstern der gegenüberliegenden Häuser Gesichter, deren Augen auf den Eingang des Wirtshauses gerichtet waren. Als er ihrer ansichtig wurde, verschwanden sie plötzlich.

„Aha“, ging es ihm durch den Sinn, „die geben Achtung, wer in das Pesthaus geht! Nun werden die Leute auch vor mir Angst haben!“

Noch unterwegs kam er zu dem Entschlusse, um niemanden zu erschrecken, in kein Haus zu gehen, er müsste denn gerufen werden oder erfahren, dass die schreckliche Krankheit da ihren Einzug gehalten habe. Als er wieder in die Pfarre gekommen war, gab er der alten Hanne Auftrag, wenn sie beim Bäcker oder Fleischer etwas kaufen wollte, erst bei der Sternwirtin nachzufragen, ob sie für diese mit kaufen solle. „Denn du fürchtest dich doch nicht?“, fügte er hinzu. „Behüte Gott!“, sagte die Alte. „Wo Ihr hingehet, da getraue ich mich auch hin!“

Hanne ließ darauf den Pfarrer wieder allein, was diesem sehr lieb war. Er verspürte heute einen Hang zum Alleinsein, wie noch nie im Leben. Da saß er nun, in den alten Polsterstuhl zurückgelehnt, und sah durch das offenstehende Fenster über die Dächer hinweg starr in den blauen Himmel, als stellte er über die weißen Wolkenflöckchen, die sich von dem dunkeln Blau abhoben, die tiefsinnigsten Betrachtungen an. Und doch sah er weder die Wölkchen noch den Himmel; er wusste es wenigstens nicht, dass er Wolken und Himmel sah. Denn vor seinen Augen stand das blasse, ernste Gesicht, mit dem Eva heute früh beim Abschied zu ihm hinaufgesehen hatte, und es war ihm, als läse er in den dunkeln, tränenumflorten Augen die Worte: Ich liebe dich mehr, als mein eigen Leben!

Da knarrte die Tür - das Bild verschwand vor seinen Augen. Unmutig wandte er den Kopf. Die alte Magd trat ein, im Gesicht ein geheimnisvolles Lächeln, in der Rechten einen Teller und darauf - der Pfarrer öffnete die Augen weit, um sich zu vergewissern, ob er auch richtig sähe; aber es war so - auf dem Teller stand ein Glas voll dampfenden Gewürzweins. Sprachlos sah er von dem Glase auf das geheimnisvoll lächelnde Gesicht und von dem geheimnisvoll lächelnden Gesicht wieder auf das Glas.

Inzwischen war Hanne bis zu ihm gekommen, und indem sie das Glas neben ihn hinstellte, sagte sie:

„Dachte mir's wohl, dass Ihr ein verwundertes Gesicht machen würdet! Aber Ihr müsst trinken, Herr!“

„Aber Hanne!“, rief nun der junge Mann, „wie kommst du bei dem warmen Wetter auf diesen Gedanken?“

„Trinkt nur, Herr!“, erwiderte sie mit dem früheren Lächeln; „'s ist das beste Mittel!“

„Wofür?“, fragte er und ein Lachen zuckte auf seinen Lippen.

Mit gedämpfter Stimme, als wenn sie ihm ein Geheimnis anvertrauen wollte, das selbst die Wände nicht hören sollten sagte sie: „Wofür? - Für die Pest!“

Er lachte laut auf, was Hanne, ihrem Gesicht nach zu schließen, sehr übel aufnahm. „So ist das junge Volk!“, brummte sie vor sich hin. „Das weiß alles besser als wir Alten!“

Als er merkte, dass er sie durch sein Lachen verletzt hatte, sagte er begütigend: „Nur nicht böse, Hanne! - Wir beiden müssen uns miteinander vertragen, was sollte sonst daraus werden! - Aber wenn das Mittel hülfe, da stürbe wohl niemand mehr an der Pest!“

„Die Leute wissen's nur nicht!“, entgegnete sie ihm, immer noch schmollend.

„Und woher weißt du's?“

Sie verfiel wieder in den gedämpften Ton: „Mir hat's die selig Leichenfrau verraten!“

„Die hat ja die Pest gar nicht erlebt!“

„Die Pest nicht, aber die Pocken, Herr, sind auch eine Pest, und wie die in unsrem Städtchen gewütet haben, da ist sie in die Pockenhäuser gegangen und hat die Pockenleichen gewaschen, als wär's weiter nichts, und 's hat ihr nichts getan, wo doch selber der Totengräber hat dran glauben müssen! Wie sie einmal zu uns kam, Leichen anzumelden, da fragt' ich sie, wie sie's machte, dass ihr die Krankheit

nichts anhaben könnte; und da hat sie mir's gesagt. „Hanne“, sagte sie, „'s ist zwar eigentlich ein Geschäftsgeheimnis, aber dir will ich's sagen - der Branntwein tut's, der Branntwein! Und je mehr ich davon trinke, um so sichrer bin ich vor all dem Teufelszeug; und wenn ich das erschwingen könnte“ - es war im Winter, und ich machte für den seligen Herrn gerade ein Glas Gewürzwein, auf den zeigte sie, und es läpperte sie darnach - „wenn ich das erschwingen könnte“, sagte sie, „da wäre ich ganz sicher!“

„Und sie hat doch sterben müssen!“, warf der Pfarrer ein. „Leben tut sie nicht mehr, aber an den Pocken ist sie auch nicht gestorben! Und wenn sie nicht einmal zu tief in die Flasche geguckt hätte und im Schnee sitzen geblieben und erfroren wäre, da lebte sie heute noch, und an der Pest stürbe sie auch nicht! Wollt Ihrs nicht mit dem Gewürzwein versuchen, Herr Magister?“, fragte sie zuletzt mit demselben Schmeicheln in ihrer Stimme, mit dem sie wohl dereinst ihre Eve dazu vermocht hatte, eine bittere Arznei einzunehmen.

Aber sie erreichte ihre Absicht nicht. Der Pfarrer erwiderte ihr: „Nein, gute Hanne, ich weiß wohl, du meinst es gut mit mir, aber ich glaube doch, wider die Pest gibt's kein Tränklein. Spare den Wein für die Kranken - ich denke, wir werden ihn brauchen!“

Mit enttäuschem Gesicht nahm Hanne schweigend das Glas wieder weg und ging damit hinaus. Draußen machte sie ihrem Unmut Luft, und wie sie die Treppe hinunterging, sagte sie ärgerlich vor sich hin: „'s ist doch nichts anzufangen mit diesen Mannsleuten! - Da ist auch einer wie der andre, und Dickköpfe sind sie alle!“

- - -

Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Von Stunde zu Stunde hatten die Graustädter erwartet, dass die Krankheit im Gasthofs zum Stern ein neues Opfer fordern würde, Aber ihre Erwartung erfüllte sich nicht. Da verbreitete sich gegen Abend die Nachricht durch die Stadt, der Radler gegenüber vom Stern sei erkrankt. Noch vor dem nächsten Mittag war er samt seinem Weibe gestorben.

Die Leute schüttelten die Köpfe und sagten, dass sei sehr merkwürdig! Früh war der Radler beim Bürgermeister gewesen, um dem zu sagen, dass er das Städtlein verlassen und zu einem Bruder aufs Land ziehen wolle - dahin werde die Krankheit ja wohl nicht kommen.

Darauf hatte der Bürgermeister versetzt: Das könne er leicht tun, da er weder Kind noch Kegel habe; wer aber, wie er, mit acht Kindern gesegnet sei ...

„Wer heißt Euch so viel Kinder haben?“, war ihm jener ins Wort gefallen. „Wohl dem, der in diesen schlechten Zeiten kein Kind hat!“

Dem Bürgermeister war die Rede so frevelhaft erschienen, dass er sie nicht hatte für sich behalten können, und so war sowohl des Radlers Absicht, vor der Krankheit zu fliehen, als seine Äußerung bekannt geworden.

Nun erschien sein Tod den Leuten als Gottesgericht; zugleich verbreitete sich die Meinung, - wer sie zuerst ausgesprochen, das wusste niemand, - dass der Bürgermeister, der vom Radler wegen seines Kindersegens gehöhnt worden, mit all den Seinen vor der Krankheit sicher sein werde.

Die nächsten Tage waren schreckliche Tage. Die Zahl der Häuser, die mit scheuen Blicken angesehen wurden, wuchs von Tage zu Tage, und wo die Krankheit selbst noch nicht eingezogen war, da mistete sich das bleiche Gespenst der Furcht ein. Gute Freunde und getreue Nachbarn wurden rar; scheu wichen die Leute einander aus, selbst die sonst nicht aneinander vorüber gekommen waren, ohne ein paar Worte zu wechseln. Die Wirtshäuser standen verödet; selbst ins Gotteshaus waren am nächsten Sonntage nur wenige gekommen, hätte nicht der Nachbar oder die Nachbarin das Gift in sich tragen können? Viele, die noch rein von der Ansteckung und gesund zu sein meinten, zogen von dannen.

Aber das wurde bald wieder anders. Denn auch die nicht in Pesthäuser gegangen waren, starben dahin, und die dem Nachbarn, dem Freunde ihre Hilfe versagt hatten, lagen selbst hilflos da; die sich am meisten gefürchtet, raffte der Tod am ehesten hinweg, und von denen, die davongezogen, waren die einen unterwegs erkrankt, andre an dem Orte, da sie sicher zu sein meinten, plötzlich gestorben - die beiden Männer aber, die vom ersten Tage an ohne Furcht und Scheu zu den Kranken gegangen waren, um Rat, Hilfe, Trost und Erquickung zu spenden, - es waren der Pfarrer und seinem Beispiele folgend der Bürgermeister - die waren frisch und gesund, und je mehr die ihres Samariterdienstes pflegten, um so freudiger wurden sie unter all dem Jammer, den sie sahen, und je mehr ihre Dienste beansprucht wurden, desto mehr schien ihre Kraft zu wachsen.

Wie die Leute das alles sahen, da wich die Furcht mehr und mehr. Die Guten gingen in sich, und es gab wieder gute Freunde und getreue Nachbarn. Auch das Gotteshaus füllte sich wieder, und wer nur kam, der fand, was er suchte: die Traurigen wurden getröstet, die Zaghafte gestärkt, die Zweifelnden mit neuem Gottvertrauen erfüllt, so trostreich, so ermutigend, so gottvertrauend predigte der junge Pfarrer.

Und die Furcht wich auch von den Schlechten; die da früher ungläubig gewesen waren, die ließen jetzt Frevelreden laut werden und lästerten Gott ohne Scheu, und die sonst gern in das Wirtshaus gegangen waren, die lagen jetzt tags und nachts darin - die Leidenschaft sprengte die Fesseln der früheren Scheu, und die Schande floh nicht mehr vor dem Tageslicht.

Ja, es war eine schreckliche, traurige Zeit! Vier Wochen schon dauerte das Sterben an, und noch hielt der Tod als unermüdeter Schnitter seine grause Ernte unter Alten und Jungen, unter Schwachen und Starken, unter Gottlosen und Frommen, dass sechs Totengräber tagtäglich gruben und schaufelten und es doch nicht ergraben und erschaufeln konnten. Längst war jenseits der Kirchhofsmauer ein neues Totenfeld abgegrenzt worden, und auch auf dem erhoben sich schon ganze Reihen von Hügeln. Namen um Namen trug der Pfarrer in sein Kirchenbuch ein, und Seite um Seite sah er mit Seufzen sich füllen. Hätten, wie anfangs, der Pfarrer und der Bürgermeister noch allein Werke der Barmherzigkeit tun müssen, so würde es manchem an Hilfe gemangelt haben. Aber aus denen, die glücklich wieder vom Pestlager erstanden waren, - viele waren ihrer nicht! - hatte sich eine Helferschar gebildet, die wie jene von Haus zu Haus gingen und herbeischafften, was für Gesunde und Kranke an Speise und Trank und Labsal nötig war. und so wurde doch dem und jenem das Leben gerettet, der sonst elendiglich verkommen wäre.

Da wurde eines Nachmittags der Pfarrer wieder in den blauen Stern gerufen, in dem seit dem Tode des Wirts keine Erkrankung stattgefunden hatte. Die Magd, hieß es, sei krank geworden und habe nach ihm verlangt. Er kam und wurde in das Hinterhaus nach ihrer Kammer geführt.

Als er nach einiger Zeit wieder in das Vorderhaus kam, sah er sehr erregt und angegriffen aus.

„Kann ich mit Eurer ältesten Tochter ein paar Worte unter vier Augen sprechen“, fragte er die Wirtin.

„Herr Gott, was gibt's?“, rief die Frau erschrocken.
„Lasst's Euch von ihr selber sagen?“
Sie führte ihn in die Wohnstube und ließ ihn allein. Bald kam ihre älteste Tochter in das Zimmer, ein hübsches Mädchen, aber der Leichtsinn stand ihr im Gesicht geschrieben.
„Setzt Euch zu mir!“, sagte der Pfarrer zu ihr, der auf einem alten Kanapee Platz genommen hatte. Als sie seiner Weisung nachgekommen war und ihn fragend ansah, begann er:
„Ist Eure Brautschaft noch von Bestand?“
Eine jähe Röte stieg in ihrem Gesicht auf. Sie schlug die Augen nieder und sagte leise ja.
„Dann müsst Ihr ihr ein Ende machen!“
Erschreckt sah sie zu ihm auf, aber sie vermochte seinem ernsten Blicke nicht Stand zu halten; sie verbarg den Kopf in ihren Händen und sagte schluchzend: „Es ist zu spät, Herr Magister!“
„Armes Kind! - Aber Ihr müsst ihr ein Ende machen! Eure Magd, die von Todesangst gepeinigt wird, hat mir gebeichtet: er ist Euch schon seit Wochen ungetreu gewesen!“
Ein Schrei entrang sich ihr. Kaum war er verhallt, als die Wirtin hereingestürzt kam - sie hatte an der Tür gehorcht - und in Aufregung und Angst fragte, was es gäbe. Als der Pfarrer seine Mitteilung wiederholt hatte, begann das Weib förmlich zu rasen. Sie erging sich in maßlosen Verwünschungen gegen die leichtfertige Magd und den ungetreuen Liebhaber ihrer Tochter. „Aber er soll es büßen“, fügte sie hinzu. „Der verruchte Schlingel!“
Da sprang das Mädchen auf und rief: „Um Gottes willen, Mutter, seid still!“
„Schweig, Mädels!“, fuhr jene die Tochter wütend an. „Denkt er, er kann dich und mich nur so in Schanden bringen?“ - „Wisst Herr“, rief sie, das Mädchen von sich abwehrend, mit wutverzerrtem Gesicht, „er hat mit seiner Mutter den Weber-Franz erschlagen!“
Das Mädchen warf sich mit einem lauten Schrei zu Boden und verbarg ihr Gesicht, der Pfarrer aber sprang entsetzt auf; kaum fand er die Kraft, mit bebender Stimme zu fragen:
„Seid Ihr bei Sinnen, Weib? - Wisst Ihr, was Ihr da sagt?“
„Er hat mit seiner Mutter den Weber-Franz erschlagen!“, wiederholte sie, als wenn die Worte ihr Freude machten, und in unverminderter Wut fuhr sie fort: „Und wenn Ihr wollt, so stelle ich mich auf den Markt und ruf' es so laut, dass die ganze Stadt es hört!“

Dem Pfarrer war es, als müsste ihm der Kopf zerspringen, in solche Aufregung war er geraten.

„Sorgt für Euer Kind!“, rief er der Frau zu, auf das Mädchen weisend, das schluchzend am Boden lag; dann stürzte er hinaus - hinaus durch die Gasse ins Freie, hinaus in den Wald. Aber immer und immer klangen ihm im Ohre die Worte wieder: Er hat mit seiner Mutter den Weber-Franz erschlagen.

Über eine Stunde war er draußen umhergelaufen, aber noch immer meinte er, der Kopf wolle ihm zerspringen, so hämmerte es in den Schläfen, so schmerzte es in der Stirn.

Es trieb ihn wieder in die Stadt zurück; da kam er am Hause der Witwe vorbei - die Tür stand offen, es zog ihn hinein. Er klopft an die Stubentür; niemand ruft ihm, einzutreten, aber er öffnet die Tür. Da sitzt das Weib, und neben ihr ein Mann, der verrufensten einer; sein Arm liegt über ihrer Schulter.

Die beiden springen mit überraschten Gesichtern auf, der Mann geht mit einem finstern Blicke auf den Pfarrer durch eine Seitentür davon. Das Gesicht der Witwe zeigt Erstaunen und Zorn.

„Was wollt Ihr hier?“, ruft sie.

Mit dumpfer Stimme erwidert der Pfarrer: „Tue Buße, Weib, dein Verhängnis naht!“

Mit frechem Lachen entgegnet sie: „Lasst mich in Ruhe mit Euren Possen!“ Da bemerkt sie die Fieberglut in seinem Gesicht und ein unheimliches Feuer in seinen Augen, und wie von Sinnen schreit sie:

„Hinaus mit Euch, Ihr bringt mir die Pest!“

„Verworfenen Kreatur!“, ruft ihr der Pfarrer mit derselben dumpfen Stimme zu. „Meinst du, dass du dem Zorne Gottes entrinnen könntest? - Wahrlich, das Blut deines erschlagenen Mannes schreit schrecklich zum Himmel!“

Da sah er, wie das Gesicht des Weibes fahl wurde und sich grässlich verzerrte - dann wandte er ihr den Rücken und verließ das Haus. Er fühlte das Fieber in seinen Adern toben; mit Mühe kam er bis in das Haus des Bürgermeisters, der bei seinem Anblick heftig erschrak.

„Bester Mann“, rief er ihm entgegen, „Ihr seid krank!“

„Ich weiß es - hört mich an!“ Nun gab er mit fliegendem Atem einen kurzen Bericht von dem, was er erfahren - den Bürgermeister kam ein

Grausen an, während er zuhörte, dann schloss er: „Nun bringt mich nach Hause!“

Schnell war ein Nachbar herbeigeholt; mit dem führte der Bürgermeister den Pfarrer in sein Haus. Bald lag er in Fieberfantasien im Bett. Die alte Hanne saß weinend neben seinem Lager und murmelte vor sich hin: „Hab’ ich’s nicht gedacht? - Hab’ ich’s nicht gedacht? - Warum hat er den Gewürzwein nicht getrunken? - Arme Eve - Armes Kind!“

9.

In der Frühe des andern Morgens gelangte die Nachricht von des Pfarrers Erkranken nach Waldau. Evas Mutter saß im Garten, der an dem Pfarrhause lag, und war mit Nähen beschäftigt. Ihr zur Linken auf der steinernen Bank saß der greise Pfarrer, in ein kleines Buch mit Schweinslederband vertieft.

Da kam der Junge, den die alte Hanne mit der traurigen Botschaft entsendet hatte, schier atemlos an, denn es war ihm Eile anbefohlen worden, und meldete den beiden hastig, der Herr Magister sei nun auch krank geworden.

„Du mein Gott!“, rief die Witwe und ließ die Hände in den Schoß sinken - „was wird Eva dazu sagen?“

Ohne auf ihre Frage etwas zu erwidern, sagte der alte Pfarrer zu dem kleinen Boten gewandt:

„Geh hinein, mein Sohn, und lass dir etwas zu essen geben!“ Und als der Junge seiner Aufforderung nachgekommen war, fuhr er fort: „Es wird das gute Mädchen schwer treffen!“

„Was meinst du dazu, Christoph“, fragte die besorgte Mutter wieder, „wenn ich ihr gar nichts sage? - Sie ist kaum wiederzuerkennen, das arme Kind, so still und ernst ist sie geworden, seit wir hier sind - und du weißt ja, was für ein lustiges Ding sie war!“ - Der Pfarrer nickte schweigend mit dem Kopfe. - „Wie soll das werden, wenn sie erfährt, dass der gute Konrad krank geworden ist?“

„Seit du mir gesagt hast, dass die beiden sich lieben“, hub der Pfarrer an „ist mir’s begreiflich geworden, wie aus dem lustigen Kinde eine stille, ernste Jungfrau geworden ist. Aber eben, weil sie sich lieben, musst du ihr’s sagen. Schon wegen des schlimmen Endes, das, Gott woll’ es verhüten, die Krankheit nehmen könnte, muss sie die Nachricht erfahren, so traurig sie ist. - Wo mag sie sein?“

„Sie wird in den Wald gegangen sein.“

Während die Mutter das noch sagte, tat sich die Haustür auf, und Eva trat in den Garten. Es war allerdings nicht mehr die lachende, rosige Eva, wie sie den jungen Pfarrer bezaubert hatte. Die Wangen waren etwas bleich geworden, und die Augen blickten ernst, aber schön war das Mädchen nicht minder. Sie setzte sich ihrer Mutter zur Rechten nieder.

„Weißt du schon?“, frage diese zaghaft, und die Tränen traten ihr in die Augen.

„Ja, liebe Mutter, ich weiß es!“, entgegnet Eva ruhig. „Meine Stunde ist gekommen.“

„Was willst du damit sagen, Kind?“ Mit Befremden sah ihr die Mutter ins Gesicht.

„Dass ich zu ihm gehen will!“, lautete die ruhige Antwort.

„Mein Gott!“, rief die Mutter erschreckt aus - „Was ist das für ein Gedanke! - Erst sind wir vor der schrecklichen Krankheit geflohen, und jetzt, wo sie im Hause ist, willst du zurückkehren?“

„Du weißt, Mutter“, versetzte Eva, „ich bin nur gegangen, weil Konrad es durchaus verlangte. Nun er krank geworden ist, glaubst du, dass Hanne allein ihn pflegen und Tag und Nacht seiner warten kann?“

Da keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort: „Wer soll ihr aber beistehn? - Und selbst, wenn sich jemand fände, wer steht ihm jetzt näher als ich? - Siehst du, darum habe ich’s der Hanne auf die Seele gebunden, uns gleich Nachricht zu geben, wenn ihm etwas zustoßen sollte - und jeden Tag bin ich darauf gefasst gewesen, nach der Stadt zurückzukehren.“

„Aber denkst du gar nicht an die Gefahr, in die du dich begibst?“, warf die Mutter in ihrer Herzensangst ein. „Denn was die Leute sagen werden, kümmert dich doch nicht!“

„Mutter!“, erwiderte Eva mit sanftem Vorwurf in ihrem Tone - „Du weißt, ich hab’ ihm geschrieben, dass ich ihn mehr liebe wie mein eigen Leben - soll ich nun an meinen Worten zur Lügnerin

werden? Mögen die Leute denken und sagen, was sie wollen; mein Herz sagt mir, dass ich zu ihm gehen muss! - Und dann, Mutter!“, bei diesen Worten färbten sich ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten - „wenn Gott es fügt, dass ich ihn retten helfe, rett' ich ihn nicht für mich und für dich?“

„Ach Kind!“, sagte die Mutter mit einem Seufzer, „wenn wir das hoffen dürften! Aber ich fürchte, ich fürchte, ich werde auch dich noch verlieren - denkst du gar nicht an deine Mutter?“

Dabei fing sie an zu schluchzen. auch in Evas Augen stiegen die Tränen auf. Sie nahm den Kopf der Mutter sanft in ihre Hände und bettete ihn an ihre Brust; dann küsste sie das teure Haupt und sagte: „Liebeste, beste Mutter, du weißt es, wie lieb ich dich habe!“

„Ja, Kind, ich weiß es!“

„Und Gott weiß, wie schweren Herzens ich von dir gehe, aber ich kann nicht bei dir bleiben! Und ist es Gottes Wille“, fuhr sie leiser fort, „dass ich sein Leben mit meinem Leben erkaufe, so weißt du ja, er liebt dich wie ein Sohn und wird für dich sorgen wie ein Sohn.“ - Dem greisen Pfarrer, der dem Zwiegespräche stumm zugehört hatte, rannen große Tränen über das gefurchte Gesicht. - „Und wenn dir Gott uns beide nimmt...“ Ihre Stimme erstickte in leisem Schluchzen, ihre tränenvollen Augen richteten sich auf das edle Angesicht des Pfarrers. Als fühlte dieser ihren Blick, sah er ihr ins Auge und sagte sanft: „Verlass dich drauf, Eva, dann hat deine gute Mutter an mir einen Bruder und an meinem Weibe eine Schwester und an meinem Sohne einen Sohn!“

„Wie, Christoph?“, fragte die Mutter etwas befremdet, indem sie ihr Haupt vom Herzen ihrer Tochter aufrichtete - „du trittst auf ihre Seite? Du meinst, sie soll gehen?“

„Dein Kind hat Recht!“, lautete die Antwort. „Geh nur hinein, Eva, und bereite dich zu deinem Helfergange vor!“

Das Mädchen erhob sich, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke dir von Herzen!“ Und der warme Blick, mit dem sie ihm das sagte, zeugte von der Wahrheit ihrer Worte.

Als sich die Haustür hinter ihr geschlossen hatte, begann der Pfarrer: „Ehrlich, Martha, du hast ein herrliches Kind! Welch ein Herz voll Liebe, Welch ein mutiges Herz!“

„Sie hat es von ihrem Vater, Gott hab' ihn selig!“, schaltete die Witwe ein.

„Und du darfst ihr den Abschied nicht so schwer machen! - Wohl ist's ein ungewöhnlicher Schritt, den sie tut, aber leben wir nicht in ungewöhnlichen Zeiten? Ich meine, es wär' eine Sünde, solcher Liebe in den Weg zu treten! - Und der Mann, den dieses Herz so liebt, kann des Opfers nicht unwert sein!“

„Nein - Konrad ist ein trefflicher Mann! - Ich lieb' ihn ja auch von ganzem Herzen! - Ach! Gott kann mir die Kinder nicht nehmen wollen!“ Und wieder fing sie an zu schluchzen.

„Liebe Martha!“, entgegnete ihr der Pfarrer. „Du weißt, Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken! - Was hängen wir so fest an diesem Leben, das doch voll Jammer und Not, voll Trübsal und Elend ist, als wenn wir keine Hoffnung hätten, aus diesem Jammertale berufen zu werden in des Herrn Reich, wo kein Leid und Jammer und keine Tränen mehr sein werden! - Hoffe auf den Herrn, Martha! Er mag es machen, wie er will, er wird's wohl machen!“

„Du hast Recht, lieber Christoph“, sagte die Witwe, und mehr für sich fügte sie hinzu: „Was bin ich für ein kleinmütiges Weib geworden, seit ich ihn nicht mehr habe!“

Eine Weile hatten die beiden in Gedanken versunken stumm nebeneinander gesessen. Da tat sich die Haustür abermals auf, und Eva erschien wieder auf der Schwelle - sie kam, um Abschied zu nehmen.

„Hast du's so eilig, Kind?“, rief die Mutter ihr entgegen und kämpfte wieder mit Tränen. Der Pfarrer ersparte Eva die Antwort, indem er aufstand und sagte: „Komm, Martha! Wir alle wollen ihr ein Stück das Geleite geben, - lasst mich meine Frau rufen! Die Luft des Waldes wird uns allen wohl tun! Unter den alten Eichen nehmen wir Abschied von unserm mutigen Mädchen, woll's Gott, auf baldiges glückliches Wiedersehn!“

Als Eva in das Graustädter Pfarrhaus eingetreten war, befand sie sich in großer Aufregung. Je näher sie dem Städtchen gekommen war, um so mehr hatte sie ihre Schritte beeilt. Jetzt stand sie in der Hausflur, und bei dem Gedanken: Was für Nachricht wirst du erhalten, schlug ihr Herz so stark, dass sie unwillkürlich die Rechte drauf legte.

Da guckte die alte Hanne aus der Küche heraus, um zu sehen, wer gekommen sei.

„Kind!“, rief sie und sprang auf das Mädchen zu. „Herzenseve!“ - und dabei drückte sie ihren Liebling an das Herz. „Dacht’ ich mir’s doch, dass du kommen würdest!“

„Wie geht’s mit ihm?“, fragte Eva ängstlich.

„Schnell herein!“ Damit drängte sie sie nach der Küche zu.

„Es ist wie eine Fügung Gottes, dass ich das Glas noch nicht hinaufgetragen habe!“

„Um Gottes Willen, Hanne, wie geht’s ihm?“

„Nichts davon! Erst trinkst du mir das Glas Gewürzwein, das ich eben dem Bürgermeister hinauftragen wollte!“

„Quäle mich nicht, beste Hanne - bitte, bitte: wie steht’s um ihn?“

„Du erfährst kein Wort, bis du das Glas ausgetrunken hast! Es ist das beste Mittel, und wenn er mir dazumal gefolgt hätte, da läg’ er jetzt nicht oben!“

Eva verstand nicht, warum sie trinken sollte, aber um endlich Antwort auf ihre Frage zu bekommen, ergriff sie das Glas und nippte daran.

„Mehr Kind, mehr!“, drängte Hanne.

Eva trank noch einen Schluck, dann sagte sie: „Bei Gott, Hanne, ich bringe keinen Tropfen mehr über die Lippen - martre mich nicht länger: lebt er noch?“

„Ja, Eva, er lebt noch!“

„Gott sei gelobt!“, rief Eva erleichterten Herzens.

„Nun trinke weiter, Kind!“

„Aber wozu, Hanne?“

„Dass du mir gesund bleibst!“ Und dann ließ sie nicht ab, das Mädchen musste das Glas wenigstens zur Hälfte austrinken.

„So, mein Herze“, sagte sie dann befriedigt, „mit dir ist doch etwas anzufangen! - Jetzt geh hinüber in die Stube und komm zu Atem - derweil mach’ ich dem Bürgermeister das Glas wieder zurecht und trag’s ihm hinauf!“

Eva war noch nicht lange in der Stube, als die Tür aufging. Aber herein trat nicht die alte Hanne, sondern der Bürgermeister.

„Gott grüß Euch, Fräulein!“, rief der dem Mädchen herzlich entgegen, eilte auf sie zu, drückte ihr herzlich die Hand, und ohne sie zu Worte kommen zu lassen, fuhr er fort: „Das sieht Euch ähnlich, dass Ihr kommt! - Setzt Euch zu mir! - Haben Euch die Ohren geklungen von seinem Rufen?“

„Hat er nach mir gerufen?“, fragte Eva, und ein liebliches Rot stieg in ihrem Gesicht auf.

„Wohl hundert Male! Und in welchen Tone!“

„So liegt er im Fieber?“

„Ja - ja, es ist ein starkes Fieber!“

„Verhehlt mir nichts - steht es schlimm um ihn?“

„Das weiß Gott! Aber ängstigt Euch nicht, das wär' Euch nicht gut!“

„Ich habe keine Angst! - Er war ja ein so kraftvoller Mann!“

„Liebes Mädchen, darauf hofft nicht! Wer hatte mehr Kraft, als unser Schmied, den die Leute den Riesen nannten? - Und er war vermessen genug, mit seiner Riesenstärke zu prahlen, und in all dem Jammer hielt er Kindtaufe und hatte ihrer zehn zu Gaste geladen, die dem Elend zum Trotz einen lustigen Tag haben wollten - es waren lauter starke Männer! Tags darauf erlag der Riese samt seinem Weibe der Krankheit, und nach drei Tagen lebten von den Kindtaufsgästen keiner mehr!“

Eva schauderte.

„Es ist kein Tag vergangen“, fuhr der Bürgermeister fort, „an dem ich nicht an Sterbebetten gestanden hätte - ich sag' Euch, da habe' ich gesehen, wie wahr es heißt: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, und ein Starker rühme sich nicht seiner Kraft! Und ich hoffe nichts mehr von Jugend, nichts von Stärke, nichts von Gottesfurcht und Frömmigkeit ...“

Eva sah ihn durch Tränen an und sagte mit bebender Stimme: „So meint Ihr, dass keine Hoffnung für ihn sei?“

„Weint nicht, liebes Mädchen!“, erwiderte er, und die Tränen waren ihm selbst nahe. „Nicht so meint' ich's! - Nur sag' ich Euch, klammert Euch mit Eurem Hoffen an nichts, was des Menschen ist, - hofft aber alles von Gott, zu dem auch ich noch die gute Zuversicht habe, er werde uns dies edle Leben erhalten!“

„Ich danke Euch!“, sagte Eva leise und trocknete die Tränen aus ihren Augen. „Nun bitte, sagt mir, was kann ich für den Kranken tun?“

„Gedenkt Ihr hier zu bleiben?“

„Gewiss! - Wie wäre Hanne allein im Stande, den Kranken zu pflegen?“

„Allein ist sie nicht! Als wir gestern den guten Mann auf das Krankenbett gelegt hatten, hab' ich mich sogleich nach Männern umgetan, die ihn mit mir pflegen wollten - und so sind wir unser

sechs, die wir abwechselnd bei ihm sitzen Tag und Nacht. Wollt Ihr dennoch bleiben ...“

„Gewiss bleib ich!“

„... so, das ist schön von Euch, denn wir brauchen Speis und Trank und bedürfen auch der Handreichung, und die Hanne allein, so zäh sie ist, wäre es doch nicht im Stande, Tag und Nacht ohn' Unterlass zu Diensten zu stehn. Es wird euch zu zweien noch genug zu schaffen machen!“

„Gott wird uns zum guten Willen auch die Kraft geben!“, sagte Eva zuversichtlich.

„Ab und zu wird mein Weib einmal bei euch vorsprechen. Ihr wisst ja, sie kann nicht gut vom Hause fort.“

„Euer Haus ist aber verschont geblieben?“

„Gott sei gelobt! Bis jetzt sind wir alle frisch und munter, und doch bin ich - ich sag's Euch nicht, um mich damit zu rühmen, sondern um Gottes wunderbare Gnade dran zu erweisen! - vom ersten Tage an bin ich an die Krankenbetten gegangen und habe geholfen, so viel ich konnte.“

„Gott wird's Euch an den Euren weiter vergelten!“

„Ich dank' Euch - 's ist aber nicht mein Verdienst; wer weiß, ob ich's getan hätte, wenn nicht unser guter Pfarrer, Gott lass' ihn genesen! zu mir gekommen wäre und gesagt hätte: Jetzt müssen wir beiden den Leuten zeigen, was Christenpflicht ist - geben wir ihnen kein Beispiel, wer soll es sonst tun? Seid Ihr bereit? - Und ich schlug ein in die Hand, die er mir bot, und ich werde die Stunde immer segnen, in der ich es getan habe. Denn ich sag' Euch: Es ist ein köstlich Ding um den Dienst der Barmherzigkeit! - Doch jetzt lebt einstweilen wohl, die Hanne wird vor Ungeduld brennen, ein paar Wörtlein mit Euch zu reden!“

Mit diesen Worten ließ er Eva allein. Sie blieb es aber nicht lange, denn bald kam Hanne zu ihr, der sie gleich die Frage entgegen rief: „Wie geht es jetzt mit ihm?“

„Jetzt liegt er still - nur der Atem fliegt, und die Brust keucht. Aber das wird nicht lange mehr dauern; dann fängt er wieder an unruhig zu werden; Eva - Eva - Eva!, ruft er dir fünf, sechs Mal nacheinander, richtet sich auf und streckt die Arme aus, als wenn er dich davonlaufen sähe. - Oder er will aus dem Bett springen und schreit grässlich: Mord - Mord - Mord!“

„Mord?“, wiederholt Eva und sieht die Hanne fragend an. „Wie mag er darauf kommen?“

„Du hast vom Bürgermeister nicht gehört, was ihn krank gemacht hat? Denn dabei bleib’ ich, ohne das wär’ er gesund geblieben, und wenn er den Gewürz ...“

„Ich weiß noch gar nichts, Hanne!“, unterbrach sie Eva ungeduldig. „Erzähle, erzähle!“

Hanne erzählte ihr denn die Vorgänge des gestrigen Nachmittags bis zum Erkranken des Pfarrers. Eva ward durch das, was sie hörte, tief erschüttert.

„Und die Sternwirtin und ihre Tochter haben um die Sache gewusst“, sagte sie und schüttelte den Kopf, „und doch hat ihn die Mutter zum Sohne und das Mädchen zum Manne nehmen wollen?“

„Ich bin heute früh dort gewesen“, berichtete ihr die Hanne, „und da hat mir die Sternwirtin erzählt, wie das so gekommen ist. Dem Friedrich hat das Mädchen gefallen; sie hat ein Weilchen ihr Spiel mit ihm getrieben, dass er immer mehr Feuer gefangen hat. Dann hat er ihr gesagt, er wollte sie heiraten. Das Mädchel erzählt’s ihrer Mutter - dem Alten, der damals noch lebte, haben sie aber nichts davon gesagt. Die Sternwirtin nimmt den Friedrich darüber ins Gebet, dass er ihrem Mädchel vom Heiraten vorredete - er könnte daran doch noch gar nicht denken; wer wüsste denn, ob nicht der Weber-Franz doch noch wiederkäme. Da hat er gelacht und gesagt: Wenn alles so sicher wäre, wie das, dass der nicht wiederkäme. Auf ihre Frage: Woher er das wissen könnte, hatte er geantwortet: Mehr könne er ihr nicht sagen, aber sie solle ihm die Tochter versprechen, mit dem Sternwirt wolle er später schon fertig werden. Da hat die Sternwirtin die Liebschaft zugelassen, denn des Friedrichs Erbe hat ihr ins Auge gestochen - die beiden haben’s aber heimlich genug getrieben, denn die Leute haben nichts gemerkt,

„Nun ist aber die Sternwirtin neugierig gewesen, wie das mit dem Weber-Franzen sein möchte, hat auch ganz sicher gehen wollen; da hat sie ihrer Guste gesagt, sie sollte es herausbringen. Die hat ihrem Schatze angelegen, er möchte’s ihr doch sagen. Wie er nicht damit heraus will, schmolzt sie; da glaube sie auch nicht, dass er sie heiraten wolle, sagt sie; übrigens wüssten sie auch noch gar nicht, was seine Mutter dazu meinte.

Die dürfte keinen Mucks sagen! war es ihm entfahren.

Wieso? - Das erste Mal sagt er nichts darauf, aber er ist nun einmal wie toll auf das Mädels gewesen, und wie sie genörgelt und genörgelt hat, hat sie's doch eines Abends aus ihm herausgebracht.

Der Mann war spät nach Hause gekommen und nicht nüchtern gewesen. Da hatte es gleich Streit gegeben. Das Weib schlägt ihn, er schlägt sie wieder - 's wundert mich nur, dass er so viel Mut gehabt hat! - das bringt sie in die Wut, der Sohn kommt ihr zu Hilfe, und nun schlagen sie beide mit Fäusten auf seinen Kopf los, bis er auf einmal niederstürzt und keinen Laut von sich gibt. Er ist tot gewesen - eins von beiden muss ihn an die Schläfe getroffen haben, wer, das wissen sie selber nicht. - Sie sind beide des Todes erschrocken, in ihrer Angst wissen sie nichts Besseres, als ihn in der Scheunenbanse unter dem Stroh zu begraben. Den Leuten wollen sie sagen, er hätte Prügel bekommen und wäre davon gelaufen.“

“Und darauf hat die Sternwirtin dem Menschen nicht die Tür gewiesen?“, rief Eva entrüstet.

„Das ist leichtes Volk!“, erwiderte Hanne. „Sie sagt, sie hätten's tun wollen, aber wie sie sich die Sache überlegt hätten, da wär' es doch eigentlich nicht so schlimm gewesen - sie hätten ihn ja nur aus Versehen erschlagen, und dass die Sache herauskommen würde, daran wäre ja nicht zu denken gewesen! Und das Mädels - nun das hat auch gewusst, warum sie nicht mehr hat zurücktreten wollen - umsonst hat's ihr der Schatz auch nicht erzählt!“

„Entsetzlich!“, rief Eva. „Wer hätte gedacht, dass in unserm Städtchen so etwas möglich wäre! Und wie steht's nun um die beiden?“

„Das Stadtgericht hat sie gleich gestern noch eingesperrt. Das Weib hat sich wie rasend gebärdet und geschrien, es wäre ein Hirngespinnst des kranken Pfaffen - das Schandweib! unsern Herrn Magister einen Pfaffen zu nennen! Dann haben sie ihr aber die ganze Geschichte erzählt. Keine Ahnung hat sie von der Liebschaft ihres Jungen gehabt, den hat sie einmal über das andre verwünscht und verflucht. Jetzt liegen sie beide in Ketten; wenn's nach den Leuten ginge, dann würden sie beide gerädert. Heute früh hat das Gericht auch den Weber-Franz ausgraben lassen; er hat richtig unter der Scheunenbanse gelegen! Aber nun komm, Kind! Du trinkst mir erst noch ein paar Schlucke Gewürzwein, dass dir die Alteration nichts schadet - dann überlegen wir uns, wie wir unsere Wirtschaft

einrichten wollen.“ Darauf ging sie voran und Eva folgte ihr in die Küche.

- - -

Neun Tage lang schwebte der Pfarrer zwischen Leben und Tod, neun Tage rasenden Fiebers. Keiner der pflegenden Männer, die in den schwersten Stunden bei ihm gesessen, hatte geglaubt, dass er dem Tode entrinnen könnte; selbst der Bürgermeister hatte seine gute Zuversicht eine Zeitlang aufgegeben und es trotz großer Anstrengung nicht ermöglicht, Eva gegenüber noch guten Mut zu zeigen - Eva selbst aber blieb ruhig und stark. Seit sie kurz nach ihrem Eintritt in das Pfarrhaus die Mahnung des Bürgermeisters beherzigend aller Hoffnung auf das, was des Menschen ist, entsagt und ihr ganzes Hoffen bloß auf die Hilfe Gottes gesetzt hatte, war ihr dieses Hoffen eine Quelle der Kraft geworden. Nicht, dass sie nun darauf gebaut hätte, Gott müsse ihr den teuren Mann erhalten - sie lebte der festen Zuversicht, dass der Herr über Leben und Tod auch aus der größten Gefahr erretten könne, und dass, was er auch schicke, das beste sein werde. Und so war sie es, die den verzagenden Männern neue Hoffnung gab, indem sie sagte: So der Herr will, kann er ihn auch aus den Klauen des Todes erretten!

Wenn er nur den neunten Tag glücklich übersteht! Wie oft hatte der Bürgermeister das ausgesprochen!

Und nun hatte er ihn glücklich überstanden. Als die zehnte Nacht hereingebrochen war, lag der Kranke in ruhigem Schlummer. Mitternacht war vorüber. Seitab vom Bett saß im Lehnstuhl der Bürgermeister, der gekommen war, um die zweite Hälfte der Nacht beim Kranken zu wachen; ihm gegenüber saß Eva, die ihm Gesellschaft leistete.

Aber trotz der Gesellschaft war er eingenickt, und Eva gönnte ihm die Ruhe. In ihre Augen aber kam kein Schlaf, das Herz war ihr zu freudig erregt.

Von Osten her begann die Helle des Morgens schon am Himmel aufzusteigen. Da tat der Bürgermeister langsam die Augen wieder auf und schielte nach Eva hinüber. Die sah ihn freundlich lächelnd an.

„Hab’ ich ein wenig genickt?“, fragte er leise, als wenn er darüber in Zweifel sein könnte.

Sie nickte schweigend. Da wurde auf dem Dache gegenüber das Rotschwänzchen lebendig.

„Lässt sich schon das Rotschwänzchen hören?“, fragte er wieder leise. Wieder nickte Eva mit lächelndem Gesicht. „Wie anders das klingt“, fuhr jener leise fort, „als in den Sorgennächten! - wie Lebensgrüße! Seit langer Zeit hat mich das Tierchen nicht so erfreut, wie jetzt! Dass Gott der Herr uns dieses Leben geschenkt hat“, er warf einen Blick nach dem Krankenlager, „dafür werden ihm viele Herzen warm danken und doch wohl keines wärmer als das Eure!“ Dabei sah er sie etwas schelmisch an.

Evas Gesicht überzog eine dunkle Röte, sie wusste nicht, sollte sie etwas darauf sagen oder nicht.

„’s kann ja auch nicht anders sein!“, begann er wieder, „wer soll sich mehr freu'n, als die glückliche Braut?“

„Ich bitt' Euch, Herr Bürgermeister“, sagte Eva hastig in flüsterndem Tone, mit lieblicher Verwirrung im Gesicht.

„Wozu wollt Ihr Euch verstellen?“, unterbrach sie jener. „Der, der am besten darum wusste, hat mir's in der schweren Zeit selbst anvertraut, dass er Eure Liebe gewonnen und ich hab' ihn glücklich darum gepriesen!“ Dieser Zusatz treibt dem Mädchen wieder das rasche Blut in die Wangen. - „Wenn Ihr wüsstest, wie oft wir von Euch gesprochen, und wie glücklich er war, wenn ich die Rede auf Euch brachte! - Und das hab' ich oft genug getan, denn ich merkte wohl, Kraft und Mut schöpfte er aus dem Vertrauen auf seinen Gott, aber die Freudigkeit in all dem Jammer, die kam ihm aus dem Gedanken an Euch!“ Das Herz schlug ihm höher vor Freude, als er Evas glückliches Gesicht sah.

„Nun aber muss ich Euch eine Beichte ablegen!“, fuhr er fort. „Ich bin an Eurem Geheimnis zum Verräter geworden!“ Und dabei schlug er wie ein armer Sünder die Augen nieder.

„Wie?“, fragte Eva, und ihre Augenbrauen zogen sich etwas zusammen, „Ihr hättet anderen davon erzählt?“

„Ja!“ - Er tat noch immer, als könne er ihr nicht ins Auge sehn. - „Wochenlang hab' ich das Geheimnis getreu bewahrt. Da wurd' er krank, und Ihr kamt ins Haus; nun konnt' ich's nicht länger für mich behalten, ich erzähl' es so vielen, dass es noch vor Abend die ganze Stadt wusste, Ihr wäret des Herrn Magisters Braut! - Könnt Ihr mir verzeihen?“, schloss er, indem er seine Augen wieder zu ihr aufschlug.

Eva war über die Zartheit, mit der er ihr mitteilte, wie er für ihren Ruf besorgt gewesen war, tief gerührt. Sie reichte ihm über den Tisch hinüber ihre Rechte, und mit herzhaftem Handdruck sagte sie innig: „Ich danke Euch von ganzen Herzen!“ - Nach kurzem Schweigen fügte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu: „Aber Ihr wusstet doch, seine Braut bin ich noch nicht, und wenn er nun ...“

„Wenn er nun ...“, unterbrach sie der Bürgermeister, „über seiner Krankheit die ganze Geschichte vergessen hat, meint Ihr?“

Kaum war er mit seiner Frage zu Ende, da regte sich der Kranke auf seinem Lager - beide wandten ihren Blick nach ihm. Er öffnete langsam die Augen; darin leuchtete keine Fieberglut mehr. Er sah wie verwundert auf die beiden, die regungslos auf ihn blickten, dann ruhte sein Blick auf dem Gesicht des Mädchens, aus dem plötzlich alles Blut entwichen war.

Ein Freudenschimmer verklärte sein bleiches Gesicht. - „Eva!“, klang es halblaut von seinen Lippen, mit einem Tone, der dem Mädchen das Blut wieder in die Wangen trieb. Aber sie regte sich nicht. Da schloss er die Augen wieder.

Nach einer Weile flüsterte der Bürgermeister Eva zu: „Ist Euch das Antwort genug auf die Frage von vorhin?“

Sie stand geräuschlos auf und sagte leise: „Lebt wohl, bester Herr Bürgermeister! Aber erst versprecht mir, ihm zu sagen, er habe geträumt! Hört Ihr? Er darf es nicht erfahren, dass ich hier gewesen bin!“

„So soll ich lügen?“

„Ihr müsst lügen! - Versprecht Ihr mir's?“

„Was könnte man Euch abschlagen!“

„Und werdet daran nicht zum Verräter werden?“

„Ich versprech' Euch, zu lügen, wie der frechste Lügner!“

„Ich dank' Euch! Lebt wohl!“ Sie reichte ihm die Hand und verschwand geräuschlos aus dem Zimmer. Sie ging in die Kammer der alten Hanne, weckte sie auf und erzählte ihr auf dem Bettrand sitzend, was sich im Krankenzimmer soeben zugetragen hatte. Die Alte freute sich von Herzen mit ihr. Dann teilt ihr Eva mit, dass sie in der Frühe des Morgens zurückkehren werde, und nun sollte auch sie das Versprechen ablegen, dem Pfarrer zu verschweigen, dass sie während seiner Krankheit im Hause gewesen. Darüber aber wurde Hanne unwillig.

„Ei was, Eve“, sagte sie, „wozu denn solche Zierraten? - Du weißt doch, dass du seine Frau wirst - wozu willst du dich nun davonschleichen, wie die Katze vom Taubenschlag? - Brauchst du dich etwa vor ihm zu schämen?“ -

„Hanne, das versteht du nicht!“

„Oha! - Ist das Ei wieder einmal klüger als die Henne?“

Aber ihr Herzensevchen bat und bat und drohte endlich so ernstlich mit ewiger Ungnade, dass sie sich zu dem Gelöbnis verstand. Aber sie gab es nur widerwillig. Wie hatte sie sich auf den Augenblick gefreut, in dem der Pfarrer erkennen würde, welch ein gutes und mutiges Mädchen ihre Eva wäre; und nun lief sie davon und verbot ihr noch dazu aufs strengste, dem Kranken auch nur ein Wort von ihrer Hilfe zu sagen.

„’s muss doch was dran sein“, murrte sie vor sich hin, „dass bei Verliebten nicht alles richtig im Kopfe ist!“

Wenige Stunden später war Eva auf dem Wege nach Waldau. Sie dachte daran, mit wie ganz anderen Gedanken und Gefühlen sie vor kurzem desselben Weges gegangen war, und dann dankte sie Gott in ihrem Herzen so warm, als ein liebendes Mädchen für das Leben des Geliebten nur danken kann.

10.

Drei Wochen waren vergangen, seit Eva wieder nach Waldau zurückgekehrt war, und es war wieder die alte lustige, rosige Eva der früheren Zeiten. Einen Tag um den andern war Nachricht aus Graustädt gekommen, und jede hatte fortschreitende Besserung gemeldet.

Wieder war der Tag da, an dem eine Botschaft zu erwarten war. Die Zeit, um welche der kleine Bote zu kommen pflegte, war vorüber - Eva wurde unruhig. Sie ging zu wiederholten Malen vor das Haus und sah die Dorfgasse hinunter; immer vergebens.

„Ängstige dich nur nicht, Kind!“, sagte ihr bald die Mutter, die wieder fleißig nähte, bald die wohlbeleibte Frau des Hauses, die Salatstauden entblätterte.

„Aber du weißt doch, liebe Tante“, - so nannte Eva die Pfarrerin, obwohl sie ihr nicht so nahe verwandt war - „sonst hat der Junge sich immer so beeilt!“

Und das hatte der Junge allerdings immer getan, denn er wusste, dass er von Eva ein Butterbrot zu erwarten hatte, so groß und mit so viel Butter bestrichen, wie ihm das sonst nicht zuteil wurde.

„Es ist aber höchstens eine halbe Stunde über die gewöhnliche Zeit, Eva!“, bemerkte die Pfarrerin.

„Wirklich, Tante? - Mir kommt es vor, wie ein halber Tag!“
O du ungeduldiges Herz!“, schalt die Tante lächelnd. „Komm, hilf mir Salat lesen, bei der Arbeit vergeht die Zeit schneller!“

Eva setzte sich zu ihr, nahm eine Salatstaude und fing an, die Blätter abzubrechen.

„Siehst du, Kind?“, rief da die Tante plötzlich und wies über Evas' Kopf in die Luft.

„Was, Tantchen?“

„Eine Spinne! - Jetzt setzt sie sich auf deinen Kopf! - Lass sie ruhig laufen! - Das bedeutet Glück, Eva!“

Und noch lief das glückbedeutende Tierchen über Evas dunkles Haar dahin, da hörten die drei einen Wagen näher kommen. Eva warf die Salatstaude schnell wieder in den Korb und sprang an das Fenster.

„Das ist Konrad!“, rief sie gleich drauf und eilte hinaus. Ja! Auf dem Wege drüben hielt ein Wäglein - und von dem Wäglein stieg ein junger Mann - und der junge Mann war Konrad. Noch war ihm anzusehn, dass er zum Tode krank danieder gelegen hatte.

Er trat in den Garten vor der Pfarre. Nun sah er Eva vor sich, die mit freudegeröteten Wangen auf der Haustürschwelle stand; dort hatte sie in jungfräulicher Scheu ihre Schritte gehemmt und die Augen niedergeschlagen.

„Eva!“, klang es ihr da ins Ohr, wieder mit dem süßen Tone, wie in jener Nacht. Da eilte sie in die Arme, die er sehnd nach ihr ausgebreitet hatte; und er drückte sie an sich und küsste ihr Stirn und Mund, und sie weinte an seinem Herzen süße Tränen des Glücks und der Freude.

Inzwischen waren auch die beiden Frauen hinausgekommen. Konrad umarmte auch Evas Mutter herzlich und fragte sie:

„Wollt Ihr mir Euer Kleinod geben, teure Frau?“

„Ich fände keinen bessern Sohn als Euch!“, erwiderte die Witwe unter Tränen. „Gott geb’ Euch beiden seinen Segen!“

Die Tante wurde herzlich begrüßt und wünschte herzlich Glück. In der Haustür empfing sie der greise Pfarrer, der aus seiner Studierstube herabgekommen war.

„Wahrlich!“, rief er, „heute ist meinem Hause Heil widerfahren! Herein, Kinder, herein! Und Gottes reichsten Segen auf Euch!“ - „Herr Amtsbruder!“, wandte er sich dann an den jungen Pfarrer, dem er herzlich die Hand drückte, „Euch wird in Eurer Braut ein seltener Schatz zuteil!“

Aus Evas Augen traf ihn ein warnender Blick. Der alte Herr wusste, der sollte ihm sagen: „Nichts verraten!“ Und er lächelte.

„Vor Euch, Herr Amtsbruder“, war Konrads Antwort, „vor Euch allen gelob’ ich es heilig: Sie soll auch mir teurer sein wie mein eigen Leben!“

Eva stutzte und sah ihn wie prüfend von der Seite an, ihre Mutter aber rief: „Ach, dass mein guter Mann, Gott hab’ ihn selig! diese Stunde erlebt hätte!“

Die nächste Sorge der Frauen betraf Konrads körperliches Wohlbefinden. Er hatte Hunger! Das stand fest, denn er hatte es selbst zugestanden. „So ein Genesender isst für drei!“, sagte die Frau Pfarrerin zu den beiden andern Frauen in der Küche, und so stieg sie denn hinauf in ihre Vorratskammer, um eine Rauchwurst zu holen, während Eva eilig ein paar frischgelegte Eier sott¹ und ihre Mutter mit einem etwas stumpfen Messer, das sie nach jedem Schnitte auf dem Tellerrande wetzte, einen halben Schinken um große Stücken verringerte.

Während sie dann ihre Labsale auftrugen, entfernte sich der alte Pfarrer, der Konrad bis dahin Gesellschaft geleistet hatte. Bald darauf kehrte er mit einer Flasche zurück und erklärte dem jungen Amtsbruder, er hätte da einen Wacholder, den er jedem Wein vorzöge - seine Frau bereite ihn nach einem Rezepte, das sie als junge Frau von einem steinalten Förster erhalten habe; vielleicht nirgends in der Welt gäbe es mehr einen solchen Wacholder, er werde dem Herrn Amtsbruder gewiss die besten Dienste tun!

Konrad war über das gute Zutrauen, das die Frauen zu seinem Hunger hatten, in hohem Grade erstaunt, und wenn er ihren

¹ kochte, siedete

Lockungen, doch noch etwas von dem Schinken oder von der Wurst oder von der den Eiern zuzulangen, nicht endlich widerstanden hätte, so würde er sich unfehlbar wieder krank gegessen haben.

Als er sie davon überzeugt hatte, dass sein Appetit gestillt wäre - er bedufte dazu der kräftigsten Versicherungen, die es, abgesehen vom Eide, gibt -, und als er es auch abgeschlagen hatte, von dem ganz vorzüglichen Wacholder noch ein Schlückchen anzunehmen, da erklärte der greise Amtsbruder mit einem schelmischen Lächeln, er habe nun eine sehr dringende Arbeit abzutun, und seine wohlbeleibte Gattin erklärte mit demselben schelmischen Lächeln, sie könne, so leid es ihr tue, - dabei lächelte sie besonders - auch nicht einen Augenblick länger in der Stube bleiben, und endlich erklärte auch Evas Mutter - nicht mit schelmischem Lächeln, das hätte sie in ihrem Glücke nicht fertig gebracht, aber mit einem freudeglänzenden Blick auf die geliebten Kinder, da Eva keine Anstalten treffe, der Tante wie sonst zu helfen, so müsse sie es selber tun.

So waren denn nun die beiden allein, und sie waren es kaum, so sprang Konrad auf und rief:

„Komm an mein Herz, liebstes, bestes Mädchen!“ Und während er sie mit seinen Armen fest umschlossen hielt, flüsterte er ihr zu: „Du gute, liebe, schöne, mutige Eva, wie soll ich dir nun vor allen Dingen danken?“

„Wofür?“, fragte Eva und erhob hastig den Kopf, der bis jetzt an Konrads Schulter gelehnt hatte. Dabei zeigte das rosige Gesicht eine unangenehme Überraschung.

„Ich war auf dieses Gesicht gefasst!“, sagte Konrad, indem er sie mit bewundernden Blicken ansah. „Weg mit der Verstellung, Eva! - Für deine Hilfe!“

„Also weißt du es doch?“, rief sie unmutig.

„Erst weg mit dieser Falte zwischen den Brauen!“, entgegnete er und küsste sie ein, zwei Mal auf Stirn und Augen; das hatte den gewünschten Erfolg.

„Aber wer hat Dir's verraten?“, fragte sie wieder. „Hat Hanne geplaudert?“

„Setz' dich zu mir, da will ich Dir's erzählen!“ Und als sie nun auf dem Kanapee saßen, wie zwei Liebende beieinander zu sitzen pflegen, da wiederholte sie ihre Frage; denn die erste Frage schien er über ihren Lippen und Augen vergessen zu haben.

„Nicht wahr“, fragte sie also, „von der Hanne hast du's erfahren?“

„Nein, Liebste!“

„Dann gar von dem Bürgermeister?“

„Ja, Liebste!“

„O der Verräter! Und da heißt's, wir Frauen seien schwatzhaft! - Wie fest hat er mir versprochen ...“

„Er hat sein Versprechen auch gehalten!“

„Wieso - das kann ich mir nicht zusammenreimen!“

„Du wirst's gleich können! Als ich an dem Frühmorgen deiner Flucht erwachte, sah ich abseits vom Bett im Lehnstuhl den Bürgermeister sitzen; der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, er schlief. Sogleich wurde in mir das Bild wieder lebendig, dass ich vorher gesehen, wie er dasaß und du ihm gegenüber. Ich räusperte mich; der Bürgermeister erwachte.

„Wo ist Eva?“, fragt' ich ihn.

Als er mich sprechen hörte, sprang er mit frohem Gesicht an mein Bett, drückte mir die Hände, dankte Gott und gab seine Freude auf die rührendste Weise zu erkennen. „Aber“, schloss er, „nun fein still liegen und am liebsten gar nichts sagen und gar nichts denken, so kommen die Kräfte am schnellsten wieder, das wisst Ihr ja! - Ich werde gleich die Hanne rufen!“ Damit wollte er hinweglaufen. Ich hielt ihn zurück und fragte wieder:

„Wo ist Eva?“

„Eva?“, wiederholte er in einem Tone, als hätte er sein Lebtage von keiner Eva gehört. „Was für eine Eva?“

„Meine Eva!“, sagte ich. „Die Eva, die neben Euch saß!“

„Neben mir gesessen? - Wann denn?“, fragte er wieder verwundert.

„Diese Nacht!“, erwidert' ich. Vor kurzem wohl noch!“

„Nein, Herr!“, begann er und sah mich kopfschüttelnd an. „Das müsst Ihr geträumt haben!“

Ich wurde zweifelhaft. - sollt es wirklich ein Traum gewesen sein? - „Sprecht Ihr die Wahrheit?“, fragt' ich und sah ihn dabei an.

Da blitzte es schelmisch in seinen Augen. „N - n - nein, Herr Magister“, versetzte er, „die Wahrheit sprech' ich nicht!“

„O der Schalk!“, warf Eva dazwischen, aber böse sah sie dabei nicht aus.

„Aber die darf ich Euch auch nicht sagen!“, fügt' er dazu. Ich fragte ihn, warum nicht?

„Weil ich's vorhin ihr selber versprochen habe!“, entgegnete er, und mit einem Ernste, als hätte er keine Ahnung davon, dass er damit

zum Verräter wurde, fuhr er fort: „Versprecht mir, ihm zu sagen, dass es ein Traum gewesen ist!, sagte sie zu mir. Ihr müsst lügen! Sagte sie, und das mit einem Gesicht, dass man sich hätte fürchten können, wenn's dabei nicht so allerliebste ausgesehen hätte!“

„Der Schalk!“, wiederholte Eva lächelnd.

„Ihr seht also, Herr Magister“, fuhr er weiter fort, „von mir könnt Ihr nichts erfahren, und wenn Ihr mich tausend Male nach der Hilfe fragt, die sie während der schweren Tage daher geleistet hat, so wird' ich tausend Male ebenso frech lügen wie das erste Mal - denn ich hab's ihr nun einmal versprochen!“

„Schönes Versprechen, wenn man's zu gleicher Zeit erfüllt und bricht!“, rief Eva mit einem Versuche, entrüstet zu erscheinen. Aber der Versuch missglückte. Denn sie konnte dem Manne, der auf diese Weise seinem Versprechen und dem Drange des Herzens zugleich genügt hatte, nicht böse sein - sie musste lachen.

„Du siehst, meine Eva“, begann der glückliche Konrad nach einer Weile wieder, „ich weiß, was ich dir zu danken habe. Denn nachdem der Bürgermeister einmal zum Verräter geworden war, machte die Hanne keine Schwierigkeiten weiter, mir alles ausführlich zu berichten.“

„Das glaub' ich gern!“, meinte Eva.

„Und da wär' ich denn wieder bei meiner Frage angelangt: Wie, Eva, soll ich dir danken?“

Das Mädchen sah eine Weile stumm vor sich hin, dann hob sie ihren Blick zu ihm und sagte, indem sie ihm die Rechte darbot:

„Ich hab's gefunden, Konrad! Schlag ein!“

Konrad schlug nicht ein, sondern sagte lächelnd: „Willst du mir nicht erst sagen, was ich dir versprechen soll? Wenn du mich, wie den guten Bürgermeister, zu einer ...“

„Böser Mann!“, unterbrach sie ihn, und in sehr entschiedenem Tone fuhr sie fort: „Gleich schlägst du ein, oder ich habe nun auch eine dringende Arbeit abzutun!“

„Da muss ich wohl!“, sagte Konrad und gab ihr seine Rechte. Nachdem sie diese fest in die ihrige genommen, sagte sie:

„Durch diesen Handschlag versprichst du mir also, diese Frage nie wieder an mich zu richten!“

Konrad versuchte, ihr schnell seine Hand zu entziehen, aber sie hielt sie fest und nahm dazu auch ihre Linke mit zu Hilfe.

„Halt, mein Händchen“, sagte sie lachend, „wir sind noch nicht ganz fertig!“

Konrad erhob Protest: das half ihn nichts - er brachte Ausflüchte, die verfangen nicht - es blieb ihm endlich nichts übrig, als das Versprechen zu geben. Aber zweierlei Gegenforderungen setzte er durch: erstens wollte Eva gestatten, dass er sein Versprechen nicht bloß durch den Handschlag, sondern auch durch einen Kuss bekräftige, zweitens verpflichtete sie sich, ihm den Grund ihrer Forderung auseinander zu setzen.

Das tat sie denn, nachdem die Besiegelung des Versprechens durch Konrads Lippen beendet war; (jedenfalls um ihr zu zeigen, wie ernstlich er's mit seinem Versprechen meine, ließ er's nicht bei dem einen Kusse bewenden.) Und sie tat es auf folgende Weise:

„Geliebt, Konrad, hab' ich dich, ich glaube, vom ersten Abend an - aber anfangs, ohne es zu wissen oder mir zu gestehen. Als ich es wusste und mir gestand, hab' ich mich selbst gescholten und mit mir gekämpft, denn wie konnt' ich hoffen, deine Liebe zu erringen?“

„Natürlich konntest du das gar nicht hoffen!“, sagte Konrad dazu und betrachtete das schöne Mädchen voll Bewunderung.

„Pst, keine Unterbrechung! - Allmählich kam mir die süße Ahnung: Er liebt dich auch!“

„Ah! - Du konntest doch aber gar nicht hoffen ...“

„Ruhe, mein Herr, oder ich höre auf“ - So ließ ich davon ab, mich zu schelten und mit mir zu kämpfen; auch wenn er dich nicht liebt, sagt' ich mir, du musst ihn lieben - das ist ja doch keine Sünde! - So war ich mit meinem Herzen ganz die deine, als wir uns trennen mussten, und offen gestanden, ich wiegte mich in der seligen Hoffnung, dass auch du mit deinem Herzen ganz der meine seist!“

„Soll ich dir mit einem Kusse bekräftigen, dass du Recht hattest?“

„Nein, nein! Du hast mir's ja geschrieben! - Ach, welche Wonne dank ich jenen Zeilen! - Und doch musst' ich fort von dir!“

Er küsste sie, ich weiß nicht, um was zu bekräftigen.

„Du wurdest krank - ich kam, um zu helfen, soweit ich könnte, aber, Konrad“, das sprach sie so ernst, dass er ihren Worten glauben musste, „ich bin nicht bekommen, weil ich dich liebte!“

„Wie?“, rief er erstaunt, fast etwas verwirrt. „Und weshalb wärest du sonst gekommen?“

„Ich bin gekommen, Konrad, weil ich nun von dir selbst wusste, dass du mich liebtest!“ - Er zog sie an sein Herz und küsste sie.

Nachdem sie ihn sanft zurückgedrängt hatte, fuhr sie fort: „Hätte nur ich dich geliebt oder hätt' ich bloß Hoffnung auf deine Liebe gehabt, - wäre die Hoffnung auch noch so stark gewesen, ich wäre nicht gekommen! Weshalb bin ich also gekommen? Weil du mich liebtest! Ist das mein Verdienst?“

„Ja, ja, ja!“ Versuch der Bekräftigung durch die Lippen, sanftes Zurückdrängen ihrerseits.

„Nein, Konrad, nein! Ich weiß es nur zu gut, wie wenig ich dies große Glück verdiene! - So ist mein Kommen dein Verdienst - wie dürfte ich mir dafür danken lassen?“

„Wenn ich aber ganz anderer Meinung wäre wie du?“

„Würde an der Sache nichts mehr ändern“, sagte sie verschmitzt lächelnd; „Das Versprechen ist gegeben und sogar feierlicher besiegelt worden als ich es selbst verlangt hatte - von einem Herrn Pfarrer ist wohl auch zu hoffen, dass er sein Versprechen hält!“

„Ich wird' es halten! Doch ich fürchte, ich fürchte ...“

„Was gibt's zu fürchten?“, fragte sie und zog die Brauen etwas zusammen, was ihr Gesicht nicht im mindesten entstellte.

„Ich fürchte“, vollendete er lächelnd, „wenn ich Kraft behalten soll, das Versprechen zu halten, werd' ich es oft wieder einmal besiegeln müssen!“

Sie lächelte auch und sagte: „Du sollst mich immer bereit finden, dir den Handschlag wieder abzunehmen!“

„O der Handschlag wird genügen, aber ...“

„Liebster Schelm!“ Und mit einen Kusse, dem ersten, den sie ihm gab, schloss sie ihm die Lippen.

Vierzehn Tage ließ Konrad sich in Waldau halten. Gefallen hätte es ihm da auch noch länger, denn die dort verlebten Tage waren die schönsten seines Lebens. Aber er fühlte sich dann wieder so gekräftigt, dass er es für eine Sünde gehalten hätte, sich seiner Gemeinde länger zu entziehen. Denn Hilfe tat auch jetzt noch Not in Graustädt; das Sterben wütete fort, und die Hilfe des Pfarrers, dass sagten alle, die ihn während der Krankheit hatten helfen sehen, war unersetzlich.

Der Abschied machte allen das Herz schwer. Die beiden Liebenden fanden in einem Gedanken Trost: zu Mariä Himmelfahrt sollte Konrad wiederkommen, um Eva als sein Weib heimzuholen.

„Aber Kinder, Kinder!“, sagte Evas Mutter sich sträubend, als Konrad darum bat, den Hochzeitstag sobald als möglich anzusetzen. „Was wollt ihr so damit eilen?“

„Beste Mutter!“, entgegnete Konrad. „Sollen wir nicht der Erfüllung unseres Glücks entgegen eilen?“

„Wenn ihr mir folgt“, hob sie wieder an, „so wartet ihr, bis die schreckliche Krankheit nicht mehr im Städtlein haust!“

„Aber, liebe Mutter“, ergriff nun Eva das Wort, „bedarf nicht Konrad in Not und Drangsal meiner am meisten?“

So wurde sie wie von dem zwiefach überlegenen Gegner so in die Enge getrieben, dass sie endlich sich gefangen gab; und so stand es bei Konrads Scheiden fest, am 15. August sollte das junge Paar vom Waldauer Pfarrer eingesegnet werden. Evas Mutter aber wollte in Waldau bleiben, bis die Krankheit in Graustädt aufgehört hätte.

Als am Tage Mariä Himmelfahrt die Sonne untergehen wollte, da hielt vor der Graustädter Pfarre der Wagen, der den Pfarrer mit seiner jungen Frau in die Stadt gebracht hatte. Kaum hatte Konrad seiner Eva herabgeholfen, da stürzte Hanne aus der Haustür, um die beiden zu empfangen.

„Guten Abend, liebe Hanne!“, rief ihr Eva strahlend Gesichts zu. „Der Herr segne euren Eingang!“ entgegnete die Alte und wischte mit dem Schürzenzipfel über die Augen. „Ach, Eve - Frau Magistern!“, verbesserte sie sich schnell.

„Bleib nur bei der Eve!“, sagte die junge Frau lachend. „Nein, damit ist's aus, Eve - Frau Magistern, wollt' ich sagen; siehst du - seht Ihr, wollt - ich sagen ...“

Die beiden fingen an zu lachen. „Komm nur jetzt herein, Hanne“, sagte Konrad, „das andre wird sich schon finden!“

Drinnen begrüßte sie der Bürgermeister im Namen der Gemeinde und wünschte Glück und Segen in Fülle.

„Und dass ihr auch ein äußeres Zeichen unserer Liebe hättet“, fuhr er fort, „so haben wir an Küche und Keller gedacht; 's ist wenig genug, aber die Zeiten sind so schlecht, so gut auch der Wille ist!“

Dabei wies er auf die Säcke und Kisten, Düten und Flaschen, die im Hintergrunde der Stube in langer Reihe nebeneinander standen.

Der Pfarrer reichte ihm mit Worten herzlichen Dankes die Hand. Als ihm auch Eva die Rechte bot, zögerte er sie anzunehmen, schlug mit der Armesündermiene, die er sehr gut anzunehmen verstand, die Augen zu Boden und sagte:

„Könnt Ihr, junge Frau, an Eurem Hochzeitstage einem reuigen, armen Sünder vergeben?“

„Ich glaube zwar nicht,“, erwiderte Eva lachend, „dass es Euch mit der Reue so recht Ernst ist; aber Vergebung soll Euch werden!“

„Habt Dank!“, sagte er und nahm nun ihre Rechte an. „Gott segne euch, Gott behüte euch! - Guten Abend!“

Ehe sie imstande waren, ihn zurückzuhalten, hatte er die Stube und das Haus verlassen.

Die Dämmerung war hereingebrochen; auf dem Tische brannte ein Licht. Traulich saßen die beiden beieinander, da hörten sie die Haustür gehen und Schritte in der Hausflur schallen - bald drauf waren die Stimmen der Hanne und eines Mannes zu hören.

Hanne kam in Aufregung herein. „Herr Magister“, sagte sie, „ein fremder Mann will mit Euch reden!“

„Wer ist er?“

„Er sagt's nicht! 's ist ein militärischer Mann!“

„Führ' ihn in die Studierstube hinauf, Hanne! - Nimm auch Licht mit!“

Hanne tat, wie er befohlen. Bald ging der Pfarrer den beiden nach. In noch größerer Aufregung als vorhin kam die alte Magd wieder zu Eva.

„Was gibt's, Hanne?“, fragte diese.

„Ach Eve - Frau Magistern, wollt' ich sagen - ich habe solche Angst vor dem Kerle! Er hatte den Mantelkragen so aufgeschlagen und das Gesicht so verummelt - er wird doch unserm Herrn nichts zu Leide tun?“

„I, Hanne, was sollt' er Konraden zu Leide tun wollen?“

„Wenn's nur einer von den Marodeuren wäre, so ein Spitzbube, der unsern Herrn niederschießen und sein Geld rauben will?“

„Was das für Gedanken sind - horch, da kommt Konrad schon wieder die Treppe herunter - es ist sein Schritt!“

Mit frohem Gesicht trat der Pfarrer in die Stube. „Mach Wein zurecht, Hanne,“, rief er, „und wenn ich den Fremden heruntergeholt, bringe ihn herein!“ Hanne ging.

„Ein unerwarteter, lieber Gast, Eva!“

„Wer ist's?“

„Schroffeck ist's!“ In Evas Gesicht steig dunkle Glut auf. - „Heute ist er zufällig auf dem Schlosse angekommen und hat das von unsrer Hochzeit gehört.“

„Was will er?“, fragte sie in einem Tone, der deutlich sagte, dass sie sich über sein Kommen nicht besonders freute.

„Sonderbare Frage!“, rief Konrad. „Glück wünschen will er uns. Nur mag er nicht herunterkommen, bis ich ihm deine Verzeihung gebracht - wofür, dass sollst du mir selbst sagen!“

„Dann muss ich dir eine Beichte ablegen, Konrad!“, sagte Eva. „Komm, setze dich zu mir, und lass mich meinen Kopf an deinem Herzen verbergen, denn ich schäme mich vor dir!“

Als sie nebeneinander auf dem Kanapee saßen, begann Eva:

„In früherer Zeit war Schroffeck bei uns wie zu Hause - es mochte wohl daher kommen, dass er lange Jahre von meinem guten Vater unterrichtet worden ist. So kam er auch später immer mit zu uns, wenn er von der Schule aus einmal zu Hause war. Als ich wohl sechszehn Jahre alt war, da fiel mir's auf, dass er mich anders ansah als früher, auch öfter zu uns kam als sonst. Er hatte damals die Schule verlassen und blieb eine Zeitlang zu Hause, ehe er Soldat wurde. Ich machte mir so meine Gedanken und ...“

„Und?“, fragte Konrad, als sie zögerte fortzufahren.

„Ich kann Dir's nicht verhehlen, ich glaubte, er wäre in mich verliebt.“

„Das wird er wohl auch gewesen sein!“

„Und ich bildete mir etwas drauf ein und freute ich darüber.“

Konrad lächelte und küsste ihr die Stirn. „Das würde andern Sechszehnjährigen wohl auch so gegangen sein!“

„Bald hatte er die Hanne ins Vertrauen gezogen - du kannst dir denken, was die sich gleich für Gedanken machte und mir in den Kopf zu setzen suchte. Sie war fest überzeugt, dass ich über Jahr und Tag gnädige Frau sein würde. Von Zeit zu Zeit brachte sie mir Briefchen von ihm, darin er von seiner Liebe sprach und ewige Treue gelobte!“ - Konrad lachte laut auf. - „Geantwortet hab' ich ihm nicht, aber ich habe die Briefchen doch angenommen und habe mich darüber gefreut.“

„Da ich ein Kind war“, warf Konrad dazwischen, "so tat ich wie ein Kind.“

Als er den Soldatenrock schon angezogen hatte, kam er eines Nachmittags, als ich allein in der Laube war. Ich habe die Hanne im

Verdacht, dass sie es ihm mitgeteilt hatte, die Eltern wären nicht zu Hause. Er setzte sich zu mir und war sehr lustig; es kam mir bald der Gedanke, er habe zu Hause etwas zu viel Wein getrunken. - Bald fing er an, von Liebe zu sprechen. Statt fortzulaufen, sucht' ich ihn davon abzubringen, aber er kam immer wieder darauf zurück und wurde wärmer. Plötzlich legte er seinen Arm um mich und ehe ich mich entwinden konnte, küsste er mich, ich weiß nicht, wie oft; aber das weiß ich noch, dass ich ihn von mir zurückgestoßen und ihm gesagt habe, er solle nie wieder wagen, unsre Schwelle zu überschreiten! - Er ist uns auch nie wieder nahe gekommen!“

„Ist deine Beichte zu Ende?“

„Ja, mein Lieber!“

„Dann kannst du der Vergebung sicher sein!“

„Jetzt bin ich froh, dass ich dir noch habe beichten müssen - mit ist zumute, als wäre mir eine große Sünde vergeben. Wenn du wüsstest, Konrad, wie viel bittre Stunden ich darum gehabt habe! Wenn nur vom Schlosse die Rede war, so empfand ich immer und immer wieder neue Scham; und als ich mit meiner Liebe zu dir kämpfte, wie oft hab' ich mir da gesagt: du bist seiner nicht wert - du bist unreiner Lippen! - Endlich, als mir eines Abends mein Herz recht schwer war, da hab' ich's vor Gott ausgeschüttet. Seitdem bin ich ruhiger darüber geworden, mir war's, als ob mir Gott verziehen hätte!“

Konrad drückte sie herzlich an sich und küsste sie. „Hab Dank für deine Beichte“, sagte er dann, „hätte ich es nicht schon gewusst, so hätte ich aus ihr erfahren, wie reines Herzens du bist! - Was soll ich aber dem reuigen Sünder für Bescheid bringen?“

„Sag' ihm, es sei alles vergeben und solle von nun an auch vergessen sein! - Und er sollte mir herzlich willkommen sein!“

Konrad ging und kehrte bald mit Schrofbeck wieder zurück, einem langen, kräftigen schönen Offizier. Mit vollster Unbefangenheit grüßte er Eva und sagte:

„Verzeiht, junge Frau, dass ich so spät noch eingedrungen bin! Aber da mein Freund und guter Bruder hier mich nicht zur Hochzeit gebeten hat, so muss ich *post festum* kommen! Ich wünsch' euch beiden von ganzem Herzen Glück! - Einem andern als dir, Bruder“, wandte er sich an Konrad, „würd' ich ein so schönes und so gutes Weib nicht von Herzen gönnen können.“ - Eva schlug errötend den Blick zu Boden. - „Keinem Weibe aber gönnt' ich mehr als Euch,

junge Frau, einen so trefflichen Mann, wie es mein lieber Bruder Konrad ist!“

„Hör’ auf, Schrofleck!“, rief Konrad, „sonst möcht’ ich auch noch rot werden!“

Da trat Hanne mit weingefüllten Gläsern herein. Scheu blickte sie nach Schrofleck hinüber. Der erkannte sie gleich und rief lachend:

„Sieh da, Freundin Hanne! - Kennst du mich noch?“

„Jesus Christus!“, rief die Magd. „Ist das nicht der junge, gnädige Herre?“

„Sie hat Euch in schönem Verdacht gehabt!“, rief Eva lachend.

„Um Gottes Willen, Eve - Frau Magistern, wollt’ ich sagen, du wirst doch nicht - Ihr werdet doch nicht - Gnädiger Herr, Ihr hattet Euch so verummelt ...“

„Du solltest mich nicht verraten!“, sagte Schrofleck.

„Da kam sie ängstlich herein“, fuhr Eva fort, „und sagte mir, dass sie glaubte, es sei einer von den Marodeuren, der gekommen wäre, Konrad niederzuschießen und ihm sein Geld zu stehlen!“

Die beiden Männer lachten herzlich; Schrofleck aber sagte zu Hanne, die Worte der Entschuldigung stammelte: „Das ist ein schönes Zutrauen, Hanne! Aber sei nur ruhig, es tut der Freundschaft keinen Schaden!“ Dann ergriff er eines der vollen Gläser und rief: „Glück, Heil und Segen euch beiden und eurem Hause!“

„Amen!“, sagte Hanne und ging hinaus. Draußen aber sprach sie vor sich hin und meinte: „’s ist am Ende gut so, wie’s ist - aber ich glaube doch, wenn nur die Eve gewollt hätte, da wär’ sie heute gnädige Frau!“

IV. Drei Vrinken - Eine Müllergeschichte.

1.

Talaufwärts von Graustädt - es mögen fünf oder sechs Stunden sein - mündet von recht in den Fluss ein hübsches Wasser, hell und klar wie Bergkristall. Es kommt aus einem engen Tale hervor, dunkel bewaldete Lehnen begleiten es auf beiden Seiten, auf den Höhen aber zeigt sich wellenförmiges Ackerland.

Vor ungefähr achtzig Jahren - wenn Ihr später meinen solltet, die Geschichte könne sich ebenso gut vor acht Jahren zugetragen haben, so ist das Eure Sache; meine Sache aber ist es, recht nachdrücklich zu betonen, dass es vor ungefähr achtzig Jahren gewesen ist, und wäre es nur darum, Euch zu zeigen, dass sich vor achtzig Jahren eine Geschichte zutragen konnte, wie sie heutzutage auch möglich wäre, es ist aber nicht bloß darum. Also, vor ungefähr achtzig Jahren, da bog an einem sonnigen Frühjahrmorgen ein Scherenschleifer mit seinem Karren von der den Fluss begleitenden Straße ab in jenes Tal hinein.

„Wist, Sultan, wist!“, rief der Mann dem ziehenden großen Hunde zu und zog an der Leine, und Sultan schlug die angegebene Richtung ein. Der Weg wurde schlechter, als er bisher gewesen war, aber Sultan war ein strammer Bursche und hatte seinen Karren schon auf schlechterem Grunde gezogen.

“Bist ein braver Kerl, Sultan!“, sagte der Schleifer, indem er die Leine wieder vorn an der Wagenleiter festband, „Sind wir in der Grundmühle, soll's ein tüchtiges Frühstück setzen. Jungfer Vrinke wird für dich und mich einen guten Bissen haben.“

Rasch kamen sie vorwärts. Der Hund ließ die rote Zunge lang aus der gesenkten Schnauze heraushängen und keuchte, wie je ein braver Zughund bei einem schweren Stück Arbeit gekeucht hat; der Mann schritt rüstig nebenher und piffte ein lustiges Stückchen; hier und da half er den Hinterrädern aus einer Delle des holprichten Weges, von Zeit zu Zeit griff er einmal in die Leine und gab mit Ziehen und Wist und Hotte dem Hunde die Richtung an, in der er den Karren weiter ziehen sollte.

Eine Stunde Wegs etwa mochten sie taleinwärts vorgedrungen sein, da wurde vor ihnen der Wald lichter. Das Rauschen eines Wehres und das einförmige Klippklapp einer Mühle ließ sich hören, und bald zeigte sich inmitten einer Lichtung ein kleines Gehöft mit Strohdächern.

„Siehst du, Sultan“, sagte der Mann zu seinem Hunde und lenkte ihn nach dem offenen Hoftore zu - „da hast du die Grundmühle, wo das letzte Mal ein so schöner Schinkenknochen für dich abfiel!“ - „Ruhe da!“, schrie er mit drohend erhobener Linken einem Kettenhunde zu, der in der Nähe des Tores laut bellend aus einer Hütte herausfuhr und die Ankommenden unfreundlich begrüßte. Da half auch kein „Ruhe da!“ Er bellte, wie es Pflicht eines ehrlichen Kettenhundes ist, eine Weile weiter und sprang, soweit es die Kette zuließ, gegen die Fremden an. Erst als diese ein Stück an ihm vorüber waren, legte er sich vor seiner Hütte in den Sonnenschein, streckte den Kopf nieder auf die Vorderbeine und knurre noch zum Nachspiel.

Der Schleifer war mit seinem Hunde an den Röhrtrug gefahren und spannte da die Strenge ab, während Sultan mit dem abfließenden Wasser seinen Durst stillte. Eben waren die Strenge gelöst und der Mann hatte sich wieder aufgerichtet, da rief aus der offenen Sägemühle herüber eine Stimme:

„Guten Morgen, Schleiferlob¹! auch wieder einmal da?“ Der Angerufene drehte sich nach der Sägemühle zu. Das Sägewerk war in Bewegung; zischend fraß die auf- und abgleitende Säge in einen Tannenstamm hinein, der in langsamer Bewegung gegen ihre Zähne vorrückte; auf dem Ende des Stammes saß behaglich ein junger Müllerbursche, über und über mit Mehl bestäubt, und nickte dem Schleifer zu.

„Guten Tag, Karl!“, sagte der - „ihr Müllervolk habt's doch gut! Das sitzt gemütlich da und kutschiert so sachtchen vorwärts und hat sich um nichts zu scheren, als dass ihm die Säge nicht in den Buckel rast!“

„Na, na!“, erwiderte jener lachend, „wir wollen nicht gleich zum Willkomm auf das alte Kapitel kommen, aber nicht wahr, Schleifer, spazieren gehen ist auch eine Arbeit?“

„'s hat sich was mit spazieren gehen!“, antwortete der Schleifer. Dann fuhr er, mit der Hand nach der Haustürweisend, fort: „Ich will erst einmal hineinsehn, dann helf' ich dir ein bisschen kutschieren.“

¹ Schleifer Gottlob

Darauf nahm er von seinem Karren ein Reff auf den Rücken, wie es die Landzieher und Hausierer zu tragen pflegen, und ging damit zur Haustür hinein. Der Müllerbursche ging ab und zu in die Mühle nebenan und sah da nach dem Rechten; war es nötig, so brachte er die Säge zum Stillstehen und richtete ihr neue Arbeit vor, dann aber setzte er sich wieder auf das Ende des vorrückenden Stammes, ließ sich gemächlich weiterfahren und guckte vergnügt in den schönen Tag hineine. Drüben auf dem Wohnhausdache sonnten sich die Tauben; auf dem First schnäbelte sich ein Paar, und ein verliebter Tauber lief gurrend und mit aufgeblasenem Kropfe um seine Schöne herum; auf dem Hofe aber in der Nähe der Mühle zankte sich lärmend ein Volk von Spatzen; hin und wieder ließ sich eine Schwalbe zwitschernd auf einem der Strohdächer nieder. Dazu zischte die rastlose, blanke Säge, und die Mühle klapperte ihr eintöniges Lied.

Nach einer Weile trat aus der Haustür eine Magd mit einer Schüssel, deren Inhalt zum Frühstück für den hungrigen Sultan bestimmt war. Es war ein hübsches, rundliches Mädchen mit freundlichen Augen. Nachdem sie mit einem raschen Blicke die Anwesenheit des Burschen in der Sägemühle erspäht hatte, stellte sie sich, um dem Hunde die Bissen vorzuwerfen, so, dass sie jenem das Gesicht zukehrte, und nickte ihm freundlich zu. Der Bursche nickte wieder und rief:

„Ein Stückchen mitfahren, Hanne, 's ist noch Platz für ein hübsches Mädchen!“

Die Hanne entgegnet freundlich lachend, so gut hätten sie's freilich nicht, dass sie bei der Arbeit fahren könnten, und dabei denkt sie in ihrem Herzen, wenn sie nur könnte, so führe sie mit dem hübschen, mehlbepuderten Blondkopf bis an das Ende der Welt. Dann knüpft sie eine Unterhaltung mit dem Hunde an, dem sie die Wohltaten, die er aus ihrer Schüssel erhält, einzeln vorzählt, wie sie sie ihm hinwirft, - Blicke und Gedanken aber schweifen immer wieder zu dem Mann auf dem fahrenden Stamme, der ihr, leise vor sich hinpfeifend, zusieht.

Endlich war ihre Schüssel leer. Sie machte der Sägemühle einen kurzen, kecken Knicks, welchen die Sägemühle durch ihren Vertreter mit einem herablassenden Kopfnicken erwiderte. In der Haustüre aber musste sie doch noch einmal den Kopf wenden und nach dem Müller sehn. Und das tat sie mit einem Blicke, - Karl!, wenn du den Blick

gesehen hättest, so würde dir ein Licht aufgegangen sein, gegen das du bisher mit voller Blindheit geschlagen gewesen bist.

Inzwischen hatte in der Wohnstube der Schleifer den Müller und seine Tochter begrüßt, die Jungfer Vrinke, wie die Leute die Veronica nannten. Der Schleifer hatte es bis jetzt noch immer so getroffen, dass er um die Frühstückszeit in der Grundmühle ankam, und auch heute hatte er sich mit der Zeit nicht verrechnet. Er sträubte sich auch nicht gegen die Einladung, daran Teil zu nehmen, und als die Tochter mit Teller, Messer und Gabel für ihn aus der Küche zurückkam, waren die beiden tief in der Unterhaltung über das Wetter dieses Frühjahrs und alles, was auf Wiese und Feld mit dem Wetter in Verbindung steht. Doch fand der Schleifer Zeit, während der Müller sich über den Wasserstand erging, dem Mädchen seinen Dank für die gebrachten Esswerkzeuge zu sagen und mit den Augen zwinkernd ihr zu versichern, sie würde von einem Male zum andern schöner. „Ist's nicht wahr, Müller?“, wandte er sich an ihren Vater, der über das Kompliment laut lachte.

Das Mädchen aber sah ihn mit erheuchelter Entrüstung an und sagte:

„Er ist ein alter Unverschämt! Seht' er sich lieber Schinken und Brot an, sonst wird abgeräumt, ehe er so viel in seinem Magen hat, dass er nicht in einer Stunde wieder knurrt!“

Der Müller lachte wieder laut auf, der Schleifer aber sagte wie vor sich hin, er könnte nichts dafür, dass sie so hübsch aussähe. Dann aber hantierte er flink mit Messer und Gabel.

Das also waren Vater und Tochter? Wahrlich, größte Gegensätze wird man nicht leicht finden! Er war ein mittelgroßer Mann von starkem Körperbau und dickem Gesicht, aber Haltung und Züge waren schlaff, die Augen wässrig und von etwas stierem Blick, das graue Haar, auf der Stirn bereites dünn geworden, lag ungescheitelt auf dem Kopfe; die Hände zitterten ihm etwas. Mangel an Willens- und Tatkraft sprach aus der ganzen Erscheinung. Sie war ein Mädchen von schlankstem Wuchse, die Formen schön entwickelt, mit lebhaftem Ausdruck in den Zügen des Gesichts, dem eine etwas dunkle Hautfarbe, schwarze Augenbrauen und schwarzes Haar etwas Südländisches gaben; der Schnitt der Lippen und die dunkeln, blitzenden Augen zeugten von starkem Willen und entschiedenem Sinne.

Während die Männer frühstückten und plauderten und dem kräftigen Kornbranntwein zusprachen, der beim Frühstück des Müllers nie fehlen durfte, hatte sich das Mädchen mit einer Näherei an das Fenster nach dem Hofe hinaus gesetzt. Die Arbeit aber ging nicht recht vorwärts. Vrinke sah meist in den Hof hinaus und beobachtete aufmerksam das Gebaren der Hanne, der sie vorhin in der Küche die Versorgung Sultans aufgetragen hatte. Der Blick, den dieselbe noch von der Tür aus dem Müllerburschen hatte zuwandern lassen, hatte von ihr nicht bemerkt werden können. Aber auch ohne dies war sie nun mit sich ins Klare gekommen: die gute Hanne, dachte sie, ist in unsern Krauskopf schrecklich verliebt; wüsst' ich nur, wie es bei ihm aussieht! Hübsch ist das Mädchel, und er sieht mir auch nicht so aus, als wenn er von Eis wäre! Er hat so etwas Zutuliches und Gemütliches und etwas so - so - ja, es lässt sich nicht leugnen, etwas so Einnehmendes in seinem Wesen und in seinen hellblauen Augen, und dabei ist er immer so lustig und guter Dinge, dass man - denk' es nur aus, Vrinke! - dass man ihm gut sein muss, weil man ihm eben anmerkt, dass er aller Welt gut ist. Ob er aber verliebt ist? Ob er in die Hanne verliebt ist? Ja, wer das wissen könnte!

Karl saß und fuhr auf seinem Stamme und ließ es sich nicht träumen, dass die Vrinke sich so angelegentlich um den Zustand seines Herzens kümmerte. Gewiss, er war kein Müllerbursche von gewöhnlichem Schlage, dieser Karl Rudolph! Hübsche Müllerburschen von hohem Wuchs und kräftigem Bau hat es ja immer gegeben, wenn auch so hellblondes, krauses Haar und so hellblaue Augen eine Seltenheit sein mögen. Aber ein so heiteres Gemüt und ein so freundliches und zutrauliches Wesen und dabei einen gewissen Schliff in Worten und Manieren, wie ihm eigen waren, hätte man weit und breit bei einem Müllerburschen vergeblich gesucht. Den Schliff hatte der dem Graustädter Schlosse zu danken; denn dort hatte er, bevor er in die Lehre kam, mehrere Jahre eine Art von kleinem Bedienten abgegeben und zwar unter der Botmäßigkeit der gnädigen Frau und des gnädigen Fräulein; das war die beste Schule, die er hätte haben können. Die hätten ihn auch gar zu gern in ihren Diensten behalten, wenn nicht der alte gnädige Herr (es war der selige Großvater des jetzigen Freiherrn) darauf bestanden hätte, dem Karl sollte sein Wille geschehen, ein braver Müller zu werden anstatt eines herrschaftlichen Dieners. Und so war der Karl ein Müller geworden.

Auch das Gespräch der beiden Männer in der Stube war auf den Mühlknappen gekommen. Seit Ostern erst war er bei dem Müller. Der Schleifer, der ihn empfohlen hatte, erkundigte sich, wie er eingeschlagen wäre. Da war nun der Alte seines Lobes voll und rühmte seinen emsigen Fleiß, seinen Ordnungssinn, seine Anstelligkeit, seine Ehrlichkeit.

„Hättest du mir so einen vor zehn Jahren verschaffen können“, sagte er zuletzt, „da stände es um manches anders!“ Und dabei tat er einen tiefen, schweren Atemzug, und dem Schleifer war es fast so, als wenn auch am Fenster nach dem Hofe hinaus ein tiefer Atemzug getan würde. Er blickte dahin, aber Vrinke schien eifrig mit ihrer Näherei beschäftigt zu sein.

Nach dem Frühstück bat der Schleifer, ihm zusammenzusuchen, was stumpf und schartig geworden wäre - er wollte die Plempfen in die Kur nehmen, dass sie wieder schneiden sollten wie Gift. Inzwischen würde er einmal hinübersehen in die Sägemühle.

Als er dahin kam, war Karl nicht da. Er setzte sich aber allein auf den Stamm und sah sich überall aufmerksam um.

„Der Alte hat Recht!“, sagte er nach einer Weile kopfnickend vor sich hin. „Jetzt sieht’s hier doch so aus, wie es in einer ordentlichen Müllerwirtschaft aussehen muss. Ja, der Karl ist ein Blitzkerl!“

Jetzt kam der Knappe aus der Mühle zurück und setzte sich neben den Schleifer. „Nun, Lob“, sagte er, „erzähle mir, was sie in Graustädt machen!“

Der Schleifer erzählt, was er wusste; viel war es freilich nicht. Dann kam er auf das Schloss zu sprechen, das war für Karl ein höchst wichtiges Kapitel. Erst wurde die gnädige Herrschaft der Reihe nach durchgenommen; dann folgte eine teilnehmende Erkundigung nach den Kutsch- und Reitpferden, und von denen kam der Schleifer auf den neuen Kutscher. Das wäre ein Mordskerl, behauptet er, führe wie der Teufel, und die Frauenzimmer wären wie vernarrt in ihn; er wusste nur noch nicht, welche von den hübschesten er nehmen sollte, die Jette oder die Rosel.

„Wen?“, fragte Karl im Tone des größten Erstaunens. „Die Rosel!“, wiederholt der Schleifer mit Nachdruck und sieht ihm scharf in das Gesicht. „Er hat mir’s selbst gesagt, dass sie ihn nehmen will.“

„So, so!“, sagt Karl trocken und steht auf. „Wenn du sie wieder siehst, da sag’ ihr nur, ich ließe ihr viel Glück wünschen.“ Damit ging

er nebenan in die Mühle. Also die Rosel?, ging es ihm durch den Sinn. Gott wie lange kannte er das hübsche Mädchen! Sie hatte ihm immer so gut gefallen, wenn er sie auf dem Schlosse gesehen hatte, und er hatte gemeint, er gefiele ihr auch. Und als er zuletzt an Ostern auf dem Schlosse gewesen, da war sie ihm so allerliebste vorgekommen, dass er seitdem öfter als früher an sie gedacht und sich mit der Möglichkeit beschäftigt hatte, sie eines Tages zu fragen, ob sie sein Schatz sein wolle. Nun war es ihm zu Mute, als hätte er eine Enttäuschung erfahren und als kränkte es ihn, dass sie es so eilig hatte, einen andern zu heiraten. Es dauerte diesmal lange, ehe er mit seinem Umgang durch die Mühle fertig wurde. Als er in die Schneidemühle zurückkam, war der Schleifer davongegangen.

Beim Mittagessen war Karl, der mit an des Müllers Tische saß, ruhiger als sonst; aber da der Schleifer, der den Kopf voll Schnurren und Schwänke hatte, wie immer viel zu lachen gab, so merkten die beiden Männer nichts davon. Vrinke jedoch merkte etwas. Sie sah ihn mehrmals aufmerksam an, ohne freilich etwas andres entdecken zu können, als dass er eben einsilbig war. Sie war nicht übel geneigt, sich daraus einen Vers zu machen, wie er zu ihrem Liede von der Hanne passte: jedenfalls gab ihr die Sache zu denken und sie nahm sich vor, ein schärferes Auge auf den Knappen zu haben.

Nach Tische ging Karl wieder in die Mühle. Bald war er bei dem Räderwerk, bald bei der Säge. Er ließ sich auch wieder auf dem Stamme vorwärts rücken, und wie er nun, wie am Morgen, in den Hof und auf die Dächer und in den sonnigen Tag hinausschaute, da wurde ihm auch wieder lustig zu Mute.

„Sei kein Narr, Karl!“, sagte er zu sich selbst. „Lass das Mädlein nehmen, wer ihr gefällt, und wenn's ihr gut geht, desto besser!“

Da kam der Schleifer wieder, lustiger als vorher; das hatte zwei Gründe. Der Müller hatte eine Flasche Rotwein zum besten gegeben, die zum größten Teil durch des Schleifers Kehle gegangen war, und während jener dann sein Mittagsschläfchen hielt, hatte er der Tochter die Herrlichkeiten seines Reffs¹ gezeigt. Darin führte er Tücher und Kragen und allerlei Putz und Tand auf dem Lande zum Verkauf. Jungfer Vrinke aber liebte die hübschen Kragen und die buntseidenen Tüchelchen gar sehr, und so hatte der Schleifer ein hübsches Geschäft mit ihr gemacht.

¹ Reff = Rückentrage

„Nun, mein Junge!“, sagte er, neben dem Müller Platz nehmend, „wieder bei der schweren Arbeit? Musst die Mühle doch hübsch in Schuss haben, dass du so ruhig spazieren fahren kannst!“

„Spaß beiseite, Schleifer!“, war die Antwort. „In der ersten Zeit ist mir’s nicht wie spazieren fahren gewesen. Das war alles so heruntergekommen, dass es eine wahre Schande war. Der Alte war wohl über Jahr und Tag nicht in die Mühle gekommen, das Zeug hatte er sich wenigstens nicht angesehen. Vierzehn Tage lang hab’ ich kein Rad gehen lassen und tüchtig geschantzt, dann war das Zeug wieder im Gange, und jetzt freut sich der Müller drüber und kommt alle Tage einmal herübergeguckt - machen kann er ja nichts mehr dabei.“

„Stehst gut bei ihm, Karl! Freue mich, dass ich ihm zu dir geraten habe. - Nun sage mir einmal, wie stehst du denn mit den Frauenzimmern?“

„Aha“, sagte Karl lachend, „jetzt soll wohl das Examen angehen? - Da wirst du wohl nicht viel erfahren, Schleifer!“

„Ich brauche gar nichts zu erfahren!, entgegnete dieser, „und ich will Max heißen, wenn ich nicht doch aufs Haar weiß, wie die Sachen stehn. Da sitzt der Junge unterm Birnbaum, braucht nur zu schütteln, so fallen ihm zwei in den Schoß - und hat nicht die Ahnung davon!“

„Oho!“, rief der Knappe lachend dazwischen.

„Oho? - So ist’s. Du hast die Rosel im Kopfe gehabt - siehst du, Karl, ich weiß dir alles! Und weil du deine Gedanken bei der gehabt hast, bist du für die hier blind, wie der Maulwurf an der Sonne. Denn am Ende ist die Hanne ebenso hübsch wie die Rosel und viel verliebter dazu; und die Vrinke - Karl, hast du noch nicht gespürt, dass das was ganz Apartes ist?“

So viel hätte er auch gesehen, dass sie ein hübsches Mädchen wäre.

„Ein hübsches Mädchen? - Schön musst du sagen, Karl, schön! Und wenn die einmal Feuer gefangen hat, da brennt’s lichterloh - sie müsste kein Zigeunerblut im Leibe haben!“

„Was redest du für Unsinn?“, fragte der Knappe erstaunt.

„Unsinn? - kennst du die Geschichte noch nicht? - Na, dann wird sie dir der Schleiferlob erzählen, der kennt sie von A bis Z. - Aber jetzt muss ich hinübersehn, ob der Müller ausgeschlafen hat. Ich bleibe heute da, es wird sich schon Zeit für die Geschichte finden!“

Die Zeit des Vesperbrottes kam, aber der Schleifer hatte sich noch nicht wieder blicken lassen, um Karls Neugier zu befriedigen. Dieser

hoffte, ihn beim Vesper wiederzusehen; als er aber hinüber kam' in die Wohnstube, war keiner der beiden Männer da.

„Du musst einmal allein essen“, sagte Veronica zu ihm, die wieder am Fenster nach dem Hofe hinaussah und nähte; „der Vater ist mit dem Schleifer schon lange in der Oberstube und hat das Vesper hinaufbestellt.“

„Das ist nicht schlimm!“, versetzte Karl, und setzte sich so an den Tisch, dass er die Müllerstocher gerade vor sich hatte. „Hungriger Magen braucht keine Gesellschaft!“

Er aß mit gutem Appetit und beim Essen betrachtete er sich das nähende Mädchen so genau, wie er es bisher noch nicht getan hatte. Und je länger diese Betrachtung währte, umso mehr kam er zu der Überzeugung, dass der Schleifer Recht gehabt habe. Ja, er musste mit Blindheit geschlagen gewesen sein, dass er nicht bemerkt hatte, wie schön die Vrinke war - und auch das fand er bestätigt, es war etwas ganz Apartes mit ihrer Schönheit.

Veronica, die schweigend nähte, ertappte ihn mehrmals bei seiner Betrachtung und begegnete wie fragend mit ihren dunkeln Augen seinen blauen Forschern. Beim dritten oder vierten Male fragte sie ihn lächelnd:

„Siehst du mich denn heute zum erstem Male, Karl?“

Karl hatte Lust, ja zu sagen, und in seinem Sinne hätte er ja Recht gehabt. Aber er sagte es doch nicht; sie säße ihm so in der Schusslinie, meinte er, dass seine Augen, wenn er aufsähe, sie allemal treffen müssten. Wenn sie das nicht haben wolle, so könne er sich an eine andere Seite des Tisches setzen. „Bleib nur sitzen!“, sagte das Mädchen. „Ich denke, du wirst mir nichts absehn.“

Nach einer kleinen Pause wendete sie sich wieder an den Knappen und sagte:

„Karl, jetzt muss ich dich einmal etwas fragen. Was hältst du denn vom Schleiferlob?“

„Ja“, war die Antwort, „von dem kann man viel halten. Er ist ein alter schnurriger, gescheiter und verschmitzter Bursche. Augen hat er wie ein Luchs, und was die sehn, das merkt er sich. Und ich denke, auf seinen Vorteil versteht er sich ebenso gut wie auf sein Handwerk.“ - „Hältst du ihn für ehrlich?“, fragte Vrinke.

Karl brach in ein schallendes Gelächter aus, so dass das Mädchen ihn befremdet ansah.

„Was lachst du denn, dass die Wände zittern?“, fragte sie in etwas verweisendem Tone wieder.

„Du musst mir's nicht übel nehmen, Vrinke!“, sagte Karl, nachdem er sich von seinem Lachen erholt hatte. „Ich dachte dran, was der Schleiferlob sagen würde, wenn er hörte, wie du einen Müller nach seiner Ehrlichkeit fragst. Er sagt nämlich immer: Zehn Schneider, zehn Weber und zehn Müller sind ihrer dreißig Spitzbuben!“

Jetzt lachte das Mädchen. „Ich frage dich deswegen“, fuhr sie dann fort, „in dem letzten Jahre, wenn der Schleifer da gewesen ist, hat der Vater immer viel allein mit ihm zu reden gehabt und heute wieder. Ich fürchte, es steht nicht gut um uns und der Schleifer soll dem Vater helfen. Ich hab' ihn schon manchmal gebeten, mir zu sagen, was ihn drückt - denn das musst du doch auch bemerkt haben, dass ihm ein Stein auf dem Herzen liegt, aber er sagt mir immer: Kind, davon verstehst ihr Frauensleute nichts! Es wird schon noch alles wieder gut werden! Aber an ihm spür' ich nichts von guter Zuversicht.“

„Hm!“, sagte der Knappe und nickte bestätigend mit dem Kopfe - „'s mag wohl nicht alles in Ordnung sein, ich kann nur nicht dahinter gucken. Was den Schleifer betrifft - er sagt zwar immer: umsonst scharrt keine Henne, aber für schlecht halt' ich ihn nicht. Sei nur ruhig, Vrinke! Und darauf kannst du dich verlassen, so lange Karl Rudolph deines Vaters Mühle beschickt und der Säge ihr Futter gibt, sollen die Kunden nicht davonlaufen, wie vorher und sagen: Der Müller metzt nicht mehr, der Müller viertelt! - Ich weiß wohl“, und dabei winkte er dem Mädchen, das sprechen zu wollen schien, „dein Vater hat nichts dafür gekonnt; aber er hat schlechte Leute gehabt, und das hat die Kunden vertrieben. Aber sie kommen schon wieder, und lass nur noch eine Weile ins Land gehen, da haben wir sie alle wieder zusammengeklappert!“

Ein voller, warmer Blick belohnte ihn für seinen tröstlichen Zuspruch; er begegnete diesem Blicke, dann fing er wieder an zu lachen.

„Was hast du nun wieder zu lachen?“, fragte das Mädchen verwundert.

„Glaubst du's Vrinke“, war die Antwort, „jetzt bin ich eben dahintergekommen, dass du schwarze Augen hast - nach einem ganzen Vierteljahre! Das ist doch zum Lachen!“

„Du bist ein närrischer Kerl, Karl!“, sagt sie, schlägt die Augen nieder und färbt sich ein klein wenig röter.

Der Hunger des Burschen war schon seit geraumer Zeit gestillt. Jetzt warf er einen Blick auf die Wanduhr und sprang auf.

„Ei der Tausend!“, rief er, „was haben wir Zeit verschwätzt. Lob sagt zwar: Reden ist auch eine Arbeit, aber es wird nichts dabei fertig! Mit diesen Worten ging er zur Türe hinaus.

- - -

Das Abendessen war vorüber. Die Säge stand still, die Mühle hatte ihr letztes Klippklapp gesagt, der Müllerbursche saß hinter der Mühle bei den Schützen, die dem Wasser den Weg zum Rade verwehrten, und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Neben ihm aber saß der Schleifer, damit beschäftigt, sich aus des Knappen Tabakbeutel auch eine Pfeife zu stopfen.

„So“, sagte er, als er damit fertig war, „nun wollen wir sehn, was ihr Müller für'n Tabak schmaucht!“ Mit Stahl, Stein und Schwamm hatte er sich bald Feuer bereitet, dann tat er lange Züge aus der Pfeife.

„Ei wie schmeckt's du prächtig!“, rief er nach einer kleinen Weile. „Sag' einmal, mein Junge, wo ist denn dies Kraut gewachsen?“

„Das ist freilich nicht von dem Acker, wo den Schleifern ihr Tabak wächst!“, erwiderte Karl. „Und wenn du mir nun die Zigeunergeschichte erzählst, so könnt's wohl sein, dass du noch einen Kopf von der Sorte zu rauchen bekommst.“

„Aha, wir sind neugierig! Na, da will ich dich nicht länger zappeln lassen - gib' hübsch Achtung, mein Sohn! Siehst du, Karl, was dem Müller sein Vater und seine Mutter waren, die hab' ich noch gut gekannt. Denn von meinem zehnten Jahre an hab' ich mit meinem Alten das Land durchzogen - dazumal machte ich den Sultan, einen vierbeinigen warf das Geschäft noch nicht ab. Er war ein braver Mann, und sie war eine brave Frau, und in Wohlstand lebten sie in dieser selbigen Mühle. Sie hatten ein Mädels, ein wahres Bild von Mädels und einen Jungen - das war unser Müller. Der war nach der Mutter geraten, still und sittsam, aber anständig, das Mädels nach dem Alten, lebendig wie ein Wiesewasser, ja für ein Mädels wild. Für die war es allemal ein Hauptspaß, wenn der kleine Schleiferlob kam (als wie ich, denn mein Alter war der große Schleiferlob.) Was sind wir

zusammen im Walde herumgekrochen und auf die Berge geklettert, während der Gustel, ihr Bruder, beim Knappen in der Mühle hockte! Eines schönen Tags - 's war im zeitigen Frühjahr und hoher Wasserstand - komm' ich mit meinem Alten wieder einmal in die Mühle, da war großes Herzeleid. Die wilde Hummel - sie mochte damals ein Jahrer neune sein - war in den Wehrteich gefallen und ertrunken. Seit vierzehn Tagen lag sie schon unter der Erde. Ich habe dazumal geheult, dass mich der Bock stieß - und ich hatte doch nicht gerade nahe zum Wasser!

„Aber es war schon ein Ersatz da. Am selben Abend, wie sie die Vrinke begraben hatten, kommt ein schwarzes Zigeunerweib in die Mühle und bittet mit ihrem bisschen Deutsch um Gottes Willen, sie sollen ihr ein Obdach gewähren. Weiß Gott, wie sie von ihrer Bande mochte abgekommen sein! Die Müllerin sieht, es steht Matthäi am letzten mit ihr, und beredet ihren Mann, dass sie das Weib über Nacht behalten. Früh, wie der Müller dazukommt, schreit ihn ein kleines, braunes Zigeunermädel an, das Weib aber hat ihre Augen für die Welt zugetan. Ein paar Tage drauf haben sie sie der kleinen Vrinke nachgetragen und auf dem Kirchhof im Armensünderwinkel begraben.

„Die Müllersleute hatten ein gutes Herz; sie behielten das Kind und ließen es nach ihrem verlorenen taufen. Da hatten sie nun wieder eine Vrinke, und sie hatte es bei ihnen wie das eigne Kind! Sie hat ihnen auch keine Not gemacht. Wie die Jahre vergingen, gedieh sie mehr und mehr, und wie sie vierzehn war, da war sie weit und breit das schönste Mädel, und fix und fertig, dass sie schier hätte heiraten können. Wenn du drüben die Vrinke siehst, so weißt du, wie sie ausgesehn hat; die ist ihr wie aus den Augen geschnitten; nur einen Schein heller ist sie. Gustel und das Mädel waren zusammen wie Bruder und Schwester, und wenn er in den Lehrjahren - er lernte nicht beim Alten - einmal in die Mühle kam, da hing sie an ihm, wie eine Klette. Den Alten aber machte sie das Leben angenehm; denn sie war ein lustiges Ding, und anständig und behilflich war sie auch. Dazumal wusste sie's schon, dass sie nicht des Müllers und der Müllerin Kind war, aber das hatte in der Sache nichts geändert - sie nannte sie Vater und Mutter wie sonst.

„Wie sie siebzehn geworden war und schön und voll war, dass allen jungen Kerlen, die sie sahen, warm unter der Jacke wurde, da mochte wohl dem Gustel aus der Bruderliebe ein ander Ding

herausgewachsen sein. Da er nach Hause kommen sollte, um dem Alten die Mühle abzunehmen, sagte er, kommen wollte er, aber sie müssten ihm die Vrinke zur Frau geben. Daran hatten sie nun freilich nicht gedacht, aber was wollten sie machen? Was der Gustel einmal wollte, das wollte er - Geld freilich brachte die Schwiegertochter nicht mit, indessen das brauchte der Gustel nicht, und dass die Vrinke eine gute Hausfrau würde, dafür hatte die Müllerin schon gesorgt. Lieb hatten sie die Alten auch, und da sie sie auf die Weise im Hause behalten konnten, so sagten sie ja.

„Zu Johanni drauf übernahm Gustel die Mühle - dann hat er's ihr gesagt, dass sie seine Müllerin werden sollte; der Vater und die Mutter wünschten es auch. Sie hat ihn ruhig angehört, dann hat sie gesagt: an so was hätte sie niemals gedacht, aber wenn sie's wünschten, so wollte sie recht gern seine Frau werden.

„Wie mir der Gustel - es war schon nach der Hochzeit - die Geschichte erzählte, da dachte ich bei mir: Feuer gefangen hat sie nicht, wenn das nur nicht später einmal im falschen Topfe kocht! Aber die Sache ging ganz prächtig. Der Gustel war ein glücklicher Mann, und die Vrinke war wie sonst, nur dass sie nun die Müllerin war. Im nächsten Jahre kam ein kleiner Schreihals - 's war drüben die Vrinke - und das ganze Haus, die Alten wie die Jungen, waren voll Freuden.“

„Karl!“, unterbrach hier der Schleifer seine Geschichte, „dein Tabak hat einen einzigen Fehler - er verbraucht sich zu schnell!“

„Stopf dir noch eine!“, sagte Karl und reichte ihm den Beutel. Nachdem er die neugestopfte Pfeife wieder in Brand gesetzt hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Die Vrinke hatte sich wieder erholt und sah schöner aus, denn zuvor. Um die Zeit kam ein neuer Förster in das Forsthaus dahinten im Tale, ein Herr von Soundso, ein wilder, feuriger Bursche, der mit dem Teufel um die Wette ritt und tanzte und zechte wie einer: Und ein schöner Mann war er, potz Tausend! Ich habe mein Lebtag keinen solchen wiedergesehen. Der kommt eines Tags zum Müller, und wie er mit dem in der Stube sitzt und über Holz für die Sägemühle redet, tut sich die Tür auf und die Vrinke tritt hinein. Wie der Förster sie sieht, springt er auf und ruft: „Alle Wetter, Müller, was habt Ihr für ein schönes Weib!“ Der Müller hat über die Worte geschmunzelt und gedacht, der Förster hätte wohl Recht; die Vrinke aber ist feuerrot geworden und hat die Stube bald wieder verlassen.

Karl, ich glaube, an dem Tage hat die Vrinke Feuer gefangen.

Von da an ist der Förster oft wiedergekommen - der Müller ist manchmal da gewesen und manchmal nicht, denn wegen des Bretterhandels war er viel draußen. Wie aber der Förster öfter und öfter gekommen ist, auch wo der Müller nicht zu Hause war, da ist es den alten Müllersleuten, die in der Oberstube auf dem Auszug wohnten, aufgefallen. Die Mutter hat gedacht, sie müsse die Vrinke warnen von wegen der üblen Nachrede; denn einen Verdacht gegen das junge Weib hat sie nicht gehabt. Wie der Gustel wieder einmal nicht zu Hause ist, kommt sie hinunter und fängt von der Sache an. Da stürzen der Vrinke gleich die hellen Tränen aus den Augen. Sie sagt kein Wort, legt die Hände vor das glühende Gesicht und weint und schluchzt in einem fort. Da die alte Müllerin kein Wort aus ihr herausbringt, weiß sie nicht, was sie von der Sache denken soll; kopfschüttelnd geht sie wieder hinauf und nimmt sich vor, dem Gustel, wenn er heim gekommen, etwas von der Sache zu sagen.

Wie der Müller am Abend heim kommt, ist die Stube finster und leer. „Sie wird beim Kinde sitzen“, denkt er und geht in die Kammer. Die Kammer ist auch finster; das Kind liegt in der Wiege und schläft ruhig; die Vrinke ist nicht da.

„Sie wird droben bei der Mutter sein!“, denkt er und geht die Treppe hinauf. Die Alten saßen allein in der Oberstube.

„Ist die Vrinke nicht hoben?“, fragt er verwundert.

„Nein!“, sagt die Mutter verlegen - „Sie hat mir's am Ende übel genommen!“ - Und nun erzählt sie dem bestürzten Sohne von den häufigen Besuchen des Försters, und wie sie die Tochter hätte warnen wollen, und wie sie sich dabei gebärdet.

„Da fällt es nun dem Gustel auf einmal wie Schuppen von den Augen: Ja, in der letzten Zeit - von wo an, weiß er nicht - war eine Veränderung mit der Vrinke vor sich gegangen; sie war kopfhängerisch und einsilbig gewesen; einmal war es ihm so vorgekommen, als müsste sie geweint haben. Hätte er sie nur gefragt, wie er es wohl einmal auf der Zunge gehabt hatte! Aber er hatte gemeint: wer weiß, was sie hat - sie wird schon wieder lustig werden! - Es war dir eben kein Mann für die Vrinke, Karl!

Dann ist er ans Suchen gegangen. Stube und Kammer sind noch leer, in der Küche ist sie auch nicht. Die Magd sagt, die junge Frau wäre gegen Abend zur Hintertür hinaus gegangen. Der Müller geht an die Hintertür und ruft leise in den Garten hinein, aber niemand

antwortet. Er geht im Finstern in die Laube, wo Vrinke ihr Lieblingsplätzchen hatte - 's niemand drin. Im Hause nicht, im Hofe nicht, in der Mühle nicht - trotz der Nacht läuft er in den Wald und ruft und ruft - keine Antwort. Am andern Morgen ist sie am Wehre angeschwommen - im Armensünderwinkel neben ihrer Mutter haben sie das arme Weib begraben.

Den alten Müller hat der Schlag gerührt, wie er die tote Vrinke gesehn, und Gustel und der Mutter war das Herz gebrochen. Er war von da an ein anderer Mann, kümmerte sich immer weniger um das Geschäft und lernte den Rotwein lieb haben. Nur das Kind, die kleine Vrinke, war noch eine Freude für ihn; er wusste ja, 's war sein Kind, und ihre Mutter hat er doch immer lieb behalten. So lange seine Mutter ihm die Wirtschaft führte, ging die Sache noch so so, wenn auch der richtige Zug nicht mehr drin war. Vor zehn Jahren starb die auch, dann ging es schnell bergab. In die Mühle kam der Schurke von Knappen, der ihn unter seine Hand bekam. Der hat ihm seinen Wohlstand gründlich ruiniert und jetzt“, er fuhr bei diesen Worten mit dem Zeigefinger seiner Rechten wie mit einem Messer über die Kehle, „jetzt steht's so mit ihm.“

Schweigend saßen die beiden Männer eine Zeitlang nebeneinander. Karl war von dem, was er gehört hatte, aufs tiefste ergriffen. Die Willensschwäche des Müllers, seinen Mangel an Tatkraft hatte er sehr bald erkannt, aber da er die Ursache davon nicht gekannt, hatte er mehr die Veronica bedauert, dass sie solchen Vater hatte, als den Müller selbst. Jetzt aber, nachdem er erfahren, wie der Grundmüller aus einem glücklichen, tatkräftigen, wohlhabenden Manne unglücklich, schwach, verschuldet geworden war, fühlte er das herzliche Mitleid mit ihm und lebhaft spürte er das Verlangen, ihn, wenn es noch möglich wäre, zu retten.

„Schleifer“, begann er nach einer Weile, „ist dem Müller nicht mehr zu helfen?“

„Das kann ich dir noch nicht sagen, mein Junge!“, war die Antwort. „Das schlimmste ist, der Müller weiß selber nicht so ganz, wie tief er drin sitzt. Er ist eben in die Hände von Schuften geraten. So weit er die Sache kennt, kennt sie der Schleiferlob nun auch, und wenn der so ein Pfiffikus ist, wie die Leute sagen, so wird er ihr wohl bald ganz auf den Grund kommen. Mehr kann ich dir jetzt nicht sagen, Karl. Morgen bei Zeiten mach' ich mich auf - vielleicht komm' ich bald wiederum, und du erfährst mehr als diesmal. Gute Nacht!“

Damit stand er auf und ging davon. Karl aber saß noch lange in der lauen Abendluft am Wasser und dachte mitleidig des Müllers und mit lebhafter Teilnahme seines schönen Kindes.

2.

Vier Wochen waren seitdem vergangen. Das Verlangen, das nach des Schleifers Erzählung in Karl entstanden war, dem Müller aus der Not zu helfen, war nicht erloschen. War er vorher darauf bedacht gewesen, Ordnung in seine Mühle zu bringen und ihr wieder zu gutem Rufe zu verhelfen, so suchte er nun mit verdoppeltem Eifer die frühere Kundschaft wieder heranzuziehn. Er hatte eine Art, mit den Leuten zu verkehren, die ihnen gefiel; und als es nun einmal bekannt geworden war, dass in der Grundmühle wieder ordentliche Wirtschaft herrschte, da hatten Mühle und Säge gar bald so viel zu tun, dass Karl allein die Arbeit kaum noch bewältigen konnte und dem Müller vorschlug, noch einen Burschen anzunehmen. Der aber hatte dazu keine Lust. Er hatte sich allmählich mehr und mehr wieder in der Mühle sehn lassen - Karls Schalten gefiel ihm offenbar gar wohl, und als ihm der Knappe jenen Vorschlag machte, sagte er:

„Nein, Karl! Ich habe mich freilich der Arbeit in der Mühle ganz entwöhnt, und Schweres werd' ich nicht verrichten können. Aber es ist eine Lust, dich hantieren zu sehen, dass man selber mit zugreifen möchte. Versuchs einmal mit dem alten Müller, Karl!“

Und sie versuchten es, und es ging. Der Grundmüller fing an, wieder aufzuleben, und er ging seinem Knappen gerade genug zur Hand, dass dieser selbst sagte: „Ja, Müller, auf die Art brauchen wir keinen Burschen.“

Des Müllers schöne Tochter bemerkte wohl, dass Karl von noch größerem Eifer erfüllt war als früher; aber den Grund davon kannte sie nicht. Wenn sie bei sich überlegte, wie die Sache denn so gekommen sein möchte, da fiel ihr immer wieder der Tag ein, an dem der Schleifer da gewesen war. Damals hatte sie der Knappe so auffällig betrachtet, und sie hatte mit ihm ihren Spaß darüber gehabt. Und seitdem er ihr unter Lachen gesagt hatte, er wüsste nun, dass sie schwarze Augen hätte, seitdem sah er, das wusste sie recht gut, viel

häufiger in diese schwarzen Augen - und freilich sah auch sie viel fleißiger als früher, in seine treuen, blauen Augen, und mancher dankbare Blick wanderte von ihr zu ihm. „Und das bin ich ihm schuldig!“, sagte sie bei sich selbst, „denn er hat neues Leben ins Haus gebracht - und der Vater, der gute, arme Vater, ist wie umgewandelt!“

O Dankbarkeit, was bist du doch für eine herrliche Tugend! Aus Dankbarkeit blickte das schöne Kind den blonden Knappen freundlicher an, - aus Dankbarkeit sprach und lachte sie mehr mit ihm als sonst, - aus Dankbarkeit rief sie manchmal seinen Beistand an, wo sie ihn früher nicht bedurft hatte - dankbare Vrinke, aus lauter Dankbarkeit hattest du dich so recht aus dem Grunde in deines Vaters hübschen Knappen verliebt!

Karl war mit seinem Herzen zu demselben Ziele gelangt, wie sie, nur auf andrem Wege; was bei ihr die Dankbarkeit tat, das tat bei ihm der Eifer, den Müller zu retten und dadurch ihn und seine Tochter vor Not zu bewahren. Er gestand es sich bald ein, dass er das schwarzäugige Mädchen gern hatte, und das merkte er wohl; es war ein ganz andres Gernhaben, als er es der kleinen Rosel gegenüber verspürt hatte. Wenn Vrinke mit ihren blitzenden Augen ihn ansah, da schlug ihm das Herz schneller, und so etwas wie eine Sehnsucht überkam ihn - das war ihm mit der Rosel nicht so ergangen. Dann kam ihm der Gedanke, dass es doch eine Lust sein müsste, sein ganzes Leben lang für die Vrinke so wacker zu schaffen, und an diesen Gedanken reihte sich bald der: Der Müller würde, wenn er ihm aus der Not helfen könnte, wohl sein Ja und Amen dazu geben, wenn er vor ihn träte und spräche:

„Müller, ich und die Vrinke, wir haben uns von Herzen lieb - sie will mein Weib sein, wollt Ihr mich zum Sohne haben?“

Ob die Vrinke sein Weib werden wollte? Das war der Gedanke, dem er gar oft nachhing und gar gern. Denn das Herz schlug ihm so lustig, wenn er das Dafür und das Dawider erwog; da fand er ein Dafür nach dem andern, und an ein Dawider glaubte er bald selbst nicht mehr.

Nun lebten denn die beiden nebeneinander, liebend und geliebt, und sie wussten es in ihrem Herzen, dass es so war, aber über die Lippen war es ihnen noch nicht gegangen.

Und es wusst' es auch noch eine andre Seele, dass es so mit ihnen stand. Die Liebe ist blind! sagt ein Sprichwort; aber ein andres könnte

ebensogut sagen: Die Liebe sieht schärfer wie ein Luchs. Was der Müller, der es so gut hätte merken können, nicht einmal ahnte, dass Karl und Vrinke einander lieber und lieber wurden - der Hanne war es kein Geheimnis. Nicht dass Karls Wesen ihr gegenüber sich geändert hätte - er blieb für sie derselbe freundliche, lustige gutmütige Karl; aber Karl und Vrinke, das merkte sie bald, wurden ganz allmählich anders gegeneinander. Das Herüber und Hinüber zwischen den blauen und den schwarzen Augen entging ihr nicht, und mehr als einmal hatte sie gesehen, wie Vrinke mit ebenso sehnsüchtigem Blick dem Knappen nachsah, als sie es sonst wohl getan. Arme Hanne, was sagte denn dein Herz dazu? Das kleine lebendig aufschlagende Ding wallte gar ungestüm auf, wenn sie etwas sah, das ihre Ahnung bestärkte; es war manchmal, als wollte es ihr den Atem benehmen, sie fühlte ein Weh in ihrem Herzen, das sie noch nicht gekannt hatte, und in demselben Maße, wie zwischen Karl und Veronica die Liebe wuchs, ward die lustige Hanne still und stiller. Sie hatte auch die Vrinke von Herzen lieb; sie sagte sich, sie ist so schön und so gut - wie füreinander geschaffen sind sie - und ich gönne es ihm und ihr, - und doch wurde ihr bei solchen Gedanken trübe vor den Augen, und Tränen stahlen sich über ihre hübschen, runden Wangen hinab. So trug sie sich mit ihrem Leid - sie kämpfte wohl an gegen ihr Herz, das immer und immer wieder verlangend für den blonden Burschen schlagen wollte, aber besiegt hatte sie das kleine, trotziges Ding noch nicht.

Der Vrinke konnte es nicht entgehn, wie aus ihrer lustigen Hanne ein stilles, nachdenkliches Mädchen wurde. Mehr als einmal bemerkte sie, wenn sie ihr unerwartet nahe kam, rollende Tränen oder Tränenspuren. Dann schlug ihr Herz ungestüm, dass ihr eine helle Röte ins Gesicht trat. Sie wusste wohl, warum die Hanne weinte, aber eben weil sie es wusste, konnte sie ihr nichts zu Troste sagen.

So waren vier Wochen ins Land gegangen. Da erschien der Schleifer mit seinem Sultan in der Grundmühle; merkwürdig! Er kam einmal nicht zum Frühstück, wie er es sonst zu halten pflegte. Das Abendessen war schon vorbei, als er in den Hof einfuhr. Er machte kein Hehl daraus, dass er und Sultan einen gesunden Hunger mitgebracht hätten - sein Magen knurrte wie ein Kettenhund, sagte er. Aber der Müller hieß seiner Tochter, Essen und Trinken für den Schleifer in die Oberstube zu bringen. Dahin gingen die beiden Männer zusammen.

Karl saß, wo er des Abends am liebsten saß, hinter der Mühle am Wasser, dort, wo ihm der Schleifer die Geschichte erzählt hatte, und wie damals rauchte er sein Pfeifchen. Während er so da saß im Ufergrase und vergnügten Herzens lauschte, wie drüben am andern Ufer im Busche die Drossel schlug, wie es unten im Wasser traulich murmelte und plätscherte und in dem Strauchwerk über ihm die Blätter in der Abendluft leise miteinander flüsterten, da hörte er leichte Schritte hinter sich. Ein Blick nach rückwärts zeigte ihm, dass Vrinke kam. Rasch sprang er auf.

„Potz tausend!“, rief er, „das ist ja seltner Besuch! Einen Stuhl freilich kann ich dir nicht anbieten, du musst mit meinem Kanapee vorlieb nehmen“, dabei wies er auf das grasbewachsene Ufer hin - „eine Lehne hat es nicht, aber der Sitz ist gut!“

Vrinke lachte und setzte sich am Uferrande nieder, Karl nahm ihr zur Linken wieder Platz.

„Es wurde mir so bang ums Herz“, sagte sie, dass ich nicht in der Stube bleiben konnte. Ich dachte: willst zum Karl gehen, der hat ja immer guten Mut!“

„Was hat denn das kleine Herzchen?“, fragte Karl in dem gutmütigen, teilnehmenden Tone, mit dem man ein Kind nach seinem Leide zu fragen pflegt, und sah das Mädchen treuherzig an. „Wegen des guten Muts ist's vor die rechte Schmiede gekommen: ich hab' in meinem ganzen Leben solchen guten Mut noch nicht gehabt, wie in dem Frühjahr! - Was gibt's denn zu bangen, Vrinke?“

„Der Schleifer ist vorhin gekommen!“, war die Antwort. „Was?“, rief der Knappe. „Der nicht zum Frühstück? Dann muss es etwas ganz Besondres geben!“

„Und ich fürchte, nichts Gutes!“, fuhr das Mädchen fort. „Der Vater ist gleich mit ihm in die Oberstube gegangen. Was haben sie nur zusammen? - Es steht gewiss schlimm um den Vater, nicht wahr, Karl?“ - Der Gefragte schwieg. - „Der Gedanke kommt mir immer wieder, und da wird mir so schwer und ängstlich zu Mute, dass mir das Herz zerspringen will.“

„Das soll es wohl bleiben lassen!“, entgegnete Karl mit dem gutmütigen Tone von vorhin. Ängstige dich nicht, Vrinke! Der Schleifer hat mich freilich merken lassen, dass dein Vater tief drin steckt. Aber seit ich das weiß, hab' ich mir vorgenommen, ihm herauszuhelfen, wenn es noch möglich ist. Ist's dazu zu spät, dann, Vrinke“, - dabei ergriff er ihre Hand - „sollst du sehen, dass euer

Knappe das Herz auf dem rechten Flecke hat. Wenn Not an Mann geht - ich denke nicht, dass es so weit kommt, aber wenn Not an Mann geht, dann bin ich euer Nothelfer!“

Während Karl das sagte, saß Vrinke still neben ihm und sah nieder in das Wasser - sie vermochte es nicht über sich, ihn anzusehen, denn in ihren Augen standen Tränen, die ihn sehn zu lassen, scheute sie sich.

„Karl!“, sagte sie nach einer Weile leise, „wenn du wüsstest, wie lieb dich mein Vater für deine Treue hat und wie dankbar ich dir bin!“ Herzhaft drückte sie ihm die Hand, in der die ihrige noch lag.

„Es wäre mir lieber gewesen, Vrinke“, erwiderte Karl mit einem Lächeln um den Mund, „du hättest das umgekehrt gesagt!“ - und als das Mädchen ihn mit fragendem Blicke ansah, wie er das meinte - wie schön waren ihre Augen, wenn, wie jetzt, Tränen drin standen! - da fuhr er fort: „Lieber wäre mir’s gewesen, du hättest gesagt: wie dankbar dir mein Vater ist, und wie lieb ich dich habe!“

Da leuchteten ihn ihre Augen im vollsten Glanze an, und während ein holdes Erröten ihre Wangen überzog, sagte sie mit tiefbewegter Stimme: „Das wäre dir lieber? - So sollst du es hören; ja, ich dachte wohl eine Zeitlang, ich wäre dir nur dankbar, jetzt aber weiß ich, dass ich dich liebe wie mein eigen Leben!“

Drüben im Busche schlug die Drossel, dass es hell herüberklang, im Wasser plätscherte und murmelte es traulich, im Buschwerk über den beiden flüsterten die Blätter leise im Abendwinde - aber was Karl und Vrinke einander nun zu vertrauen hatten, war so süß, dass sie von dem allem nichts hörten. Da sitzen sie zusammen - die glücklichsten Menschen auf der Welt! Vrinkes Kopf lehnt an Karls Schulter, er küsst ihr bald die Augen, bald die Lippen, und dazwischen erzählt er ihr, wie gut es jetzt um die Mühle stehe, und dass er sicher hoffe, sie könne dem Vater erhalten bleiben - o sie wollten zusammen wirtschaften, dass es eine wahre Lust wäre. „Wenn nicht“, sagte er zuletzt, „dann nicht!“ Aber bange werden lass dir nicht mehr, mein Kind, dass dir nicht etwa dein kleines Herzchen zerspringt!“

Vrinke sagte, nun schlug ihr das Herz fröhlich für alle Zeit; dann gab sie ihm einen herzhaften Kuss und wollte von dannen. So schnell kam sie indes nicht los von dem glücklichen Burschen. Endlich, endlich ein letzter Kuss und zum zehnten Male: Gute Nacht, liebster Schatz! - dann lautes Lachen von seiner und ihrer Seite: sie war in seinen Armen ganz weiß geworden. Was war natürlicher, als dass er

ihr beim Säubern des Kleides half, wobei er mehr als eine Gelegenheit zum Küssen fand. Dann sprang das Mädchen davon und ließ ihren Liebsten in süßen Träumen am Wasser.

Am folgenden Morgen war der Müller wortkarg, zerstreut, unruhig. Das Bangen von gestern kam wieder über seine Tochter, und doch konnte sie sich am hellen Tage nicht guten Mut bei dem holen, an dessen treuem Herzen sie am liebsten ihre Sorgen vergessen hätte. Das Frühstück verlief ruhiger als sonst, denn auch der Schleifer war nachdenklich. Karl stand bald auf und ging in die Mühle, einen süßen Blick seines Schatzes bekam er mit auf dem Weg. Gleich darauf verließ auch der Müller die Stube, und so war Vrinke mit dem Schleifer allein.

Es ist das beste, dachte sie, den Schleifer selbst um Auskunft anzugehen; in dieser Unruhe konnte sie nicht länger bleiben. Und so begann sie, nachdem sie das Plätzchen an ihrem Fenster eingenommen:

„Lob, heute muss ich Euch einmal ins Gebet nehmen!“
„So, meine Schönste?“, entgegnete jener und sah sie fragend an; „Das passt ja ganz gut, - eben wollt' ich dich auch ins Gebet nehmen, Vrinke!“

Veronica wurde rot und sah verlegen aus. Sollte er, so schoss es ihr durch den Kopf, dein und Karls Geheimnis erraten haben?

Gewiss, der Schleifer hatte es erraten; der Blick, den er vorhin aus Vrinkes Augen hatte zu Karl gehen sehn, hatte ihm alles offenbart, und das machte es ihm doppelt schwer zu sagen, was er ihr zu sagen hatte. Er räusperte sich etwas, als wüsste er nicht, wie er anfangen sollte, dann sagte er:

„Hör' einmal ruhig zu, Vrinke, und bring mich nicht aus dem Konzept. Wie dein Vater die Mühle übernahm, da lag eine Hypothek drauf - eine mäßige Hypothek, die ihn nicht drückte. Die Zinsen blieben übrig, und noch mehr, was liegen bleiben sollte, um einmal das alte Mühlgebäude zu renovieren. Wie er aber deine Mutter verloren hatte, Gott hab' sie selig! da hatt' er solches Herzeleid, dass ihm die Mühle und alles Hantieren verleidet war. Der Bretterhandel ging ein - dann hatte er einmal Unglück mit Pferden und einmal Unglück mit dem großen Wasser - kurzum, es ging rückwärts mit ihm und er setzte wieder zu. Wie nun auch deine sel'ge Großmutter ihre Augen zugetan hatte, da kam der Todtmacher in die Mühle, dieser verfluchte Knappe! - Greif hieß er und ein Greifzu war er. Der wusste

deinem Vater um den Bart zu gehen und den ehrlichen Mann zu spielen; und wie er ihn im Sacke hatte, dann war er Hahn im Korbe. Er machte mit dem Müller, was er wollte, und der hatte erst nicht die Kurasche¹, den Kerl zum Teufel zu jagen, zuletzt aber war er so in seinen Klauen, dass er sich nicht rüppeln konnte. Nach ein paar Jahren hatte er die Mühle so zusammengerackert, dass er sagte: „Müller, das geht nicht länger so - wir müssen bauen!“ Und dann hat er ihm alles so prächtig vorgemalt, dass er ja sagte, - aber woher Geld nehmen? O, dafür war gesorgt! Greif, der verd ... - ich möchte allemal fluchen, wenn ich nur an ihn denke! - der hatte die Sache schon mit einem andern Schurken abgekartet. Der Fritzschebauer ...“

„Der?“, fiel ihm Vrinke bestürzt ins Wort. „O Gott, mein armer Vater!“ Sie stützte die Ellenbogen oben auf ihren Schoß und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Ja, Vrinke, wo Aas ist, da sammeln sich die Geier! - Der Fritzschebauer übernahm die alte Hypothek und schoss zu, was der Bau fraß. Und was hat der alles gefressen! Was haben wenigstens die Halunken den Müller für Schuldscheine unterschreiben lassen, wenn sie ihn beim Rotwein so weit hatten, dass er nicht mehr recht wusste, was er unterschrieb. An Zinsenzahlen ist nicht zu denken gewesen; da hat er Zins auf Zins gerechnet. - Gut gebaut haben sie freilich, denn sie dachten doch, sie bauten für sich. Aber der Erzschemm von Knappen hat dann das Zeug wieder verderben lassen, um so deinem Vater den Garaus zu machen. Vor Ostern hat er gedacht: Jetzt ist's Matthäi am letzten! Da ist er gegangen!“

Vrinke weinte bittre Tränen, die durch ihre Finger tropften. Dem Schleifer ging das Leid des Mädchens so nahe, dass er eine Pause machen musste.

„Und wie steht es jetzt?“, fragte Veronica, ohne aufzusehn. „Ach Vrinke, es tut mir in der Seele weh, aber es muss heraus; jetzt ist's zum Abschnappen! Wenn der Fritzschebauer will, so kommt ihr von der Mühle.“

„Und der will? - Nicht wahr, Schleifer, der will?“

„Ja, Vrinke, der will! - An Ostern hat er gekündigt, zu Michaeli will er sein Geld. - Gott, wenn mir dein Vater nur ein Wörtchen gesagt hätte, vorm Bau, beim Bau, ich hätte den beiden Schuften den Brei versalzen wollen! Aber er hat sich abschlachten lassen wie ein Lamm - der verwünschte Rotwein! - Der Fritzschebauer will also sein Geld.“

¹ Courage = Mut

Ich bin die letzten vier Wochen herumgezogen, Tag für Tag. Überall, wo ich dachte, es könnte Geld da sein, hab' ich gefragt, ob's der Grundmüller auf Hypothek haben könnte. Aber es fehlt an Vertrauen, und aus Mitleid geben die Leute kein Geld. Sag ich: das Geschäft geht jetzt gut, er hat einen braven Knappen - so sagen sie: Wer kann wissen, wie lange er den hat, oder wie lange der Knappe brav bleibt - kurzum, ich bin mit leeren Händen wieder gekommen.“

Die Gestalt des gebeugten Mädchen zuckte zuweilen vor schmerzlicher Bewegung, mehr als einmal drang Schluchzen an das Ohr des Redenden.

„Fahrt fort, Schleifer!“, sagte sie nach einer Weile, ohne ihre Stellung zu ändern.

„Ist zu Michaeli kein Geld da - und 's wird keins das sein da kommt die Mühle unter die Subhaste¹. Wer wird groß bieten? Die beiden Schurken haben das Grundstück weit und breit verschrieen - und so viel steht fest, viel wird der Müller nicht mit hinausnehmen!“

„Einen einzigen Weg gibt es“, fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „wie ihr in der Mühle bleiben könnt!“

„Welchen?“, fuhr Vrinke schnell auf, und aus ihren tränenvollen Augen blitzte ein Strahl der Hoffnung.

„Der Fritschebauer ist ein schlauer Kunde - er meint, mit dem Greif könnte er sich schon abfinden, und ihr könntet in der Mühle bleiben, wenn du seines Ältesten Frau werden wolltest.“

„Mein Gott!“, rief sie, sank in ihre frühere Stellung zurück und schluchzte laut. Dem Schleifer wurde es weich um das Herz.

Auf den Zehen schlich er sich zur Türe hinaus und ließ das Mädchen mit seinem Schmerze allein.

Da saß nun das arme Kind, von quälenden Gedanken bestürmt. Dahin waren die schönen Träume vom gestrigen Abend! Aber es war ihr ja nicht um sich selbst - der arme Vater! Wie schwer würde es ihm werden, dem Erbe seiner Eltern den Rücken zu kehren! Und was dann? - Arbeiten - für fremde Leute arbeiten? Das konnte der vorzeitig gealterte Mann nicht! - Sie selbst wollte arbeiten, was aber würde sie verdienen können? - So würden sie gar bald zusetzen, was etwa noch gerettet würde, und dann? - Es hatte wohl einer gesagt, er wollte Nothelfer sein - und dass er es ehrlich meinte, wusste sie - aber verdiente der eine für drei? Konnte er helfen?

¹ unter die Subhaste kommen = unter den Hammer kommen, zwangsversteigert werden

Ja, wenn sie in der Mühle bleiben könnten! Es überließ sie ein Schauer, wenn sie an die Bedingung des harten Gläubigers dachte. Er war ja kein übler Bursche, den sie nehmen sollte, und die Leute sagte, er hätte ein bessres Herz als sein Vater - aber nein! Und wenn er ein Engel vom Himmel gewesen wäre, nein! nein! Von ihrem Karl konnte sie nicht lassen!

Wenn nun aber der Vater, der arme, gute Vater, wenn der zu ihr träte und spräche: Vrinke, nimm ihn - nimm ihn deinem Vater zu Liebe, Vrinke! - wie dann?

Da übermannte sie der Schmerz völlig. Sie weinte und schluchzte laut und rang mit dem herbsten Weh. Aber die Tränen, die reich aus ihren Augen flossen, linderten ihr Leid. Allmählich wurde sie ruhiger; ihr Atem ging leiser, das Schluchzen wurde seltner. Nur halb noch ihrer selbst bewusst saß sie da, wie sie dem Schleifer zugehört hatte, gebeugten Hauptes, verdeckten Gesichts - den stürmischen Gedanken war eine völlige Gedankenstille gefolgt.

Der Schleifer war durch die Hintertür in das Gärtchen am Hause gegangen, wohin ihn der Müller bestellt hatte, wenn er seiner Tochter die traurige Botschaft mitgeteilt haben würde. Denn ihr das alles selbst zu erzählen, was hinter ihm lag und was da kommen würde, dazu fühlte er sich nicht stark genug. In tiefes Sinnen verloren saß er in der Laube. Dorthin kam der Schleifer und weckte ihn aus seinem Nachdenken auf.

„Dir ist wohl die Zeit lang geworden“, fragte er.

„Nein, Lob!“, war die Antwort. „Ich habe so viel zu denken gehabt, dass ich selber nicht weiß, wie lange ich hier gesessen habe. Ich hab’ mir mein Leben überdacht, so weit ich denken konnte, - ’s ist mir, wie Tag und Nacht -, ach, und was bin ich für ein erbärmlicher Kerl geworden, seit mir die Sonne untergegangen ist! - In meiner Vrinke sah ich mein Weib noch einmal aufwachsen - so hatte sie als kleines Kind ausgesehn - so als zehnjährige - so als siebzehnjährige - hätt’ ich nicht sorgen sollen Tag und Nacht, dass sie dermaleinst glücklicher wäre wie ihre arme Mutter? Und nun ist es so weit mit uns gekommen! O wie das am Herzen frisst! - Was sagt denn das arme Kind? “

„Sie weinte bittre Tränen und sagte: O mein armer Vater!“
Dem Müller liefen die Tränen über die Backen. „Hast du ihr alles gesagt?“

„Alles! - Wie ich sagte, es gäbe wohl einen Weg für euch, in der Mühle zu bleiben, da fuhr sie auf und wollte ihn wissen, und als ich ihr gesagt hatte, wurde sie totenbleich und rief: „O mein Gott!“, und schluchzte, dass es einen Stein erbarmt hätte.

„Das arme, arme Kind!“, rief der Müller und stand hastig auf, um zu gehen.

„Noch ein Wort, Müller!“, sagte der Schleifer und hielt ihn am Rocke fest. „Willst du sie zur Heirat bereden?“

„Schleifer!“, fuhr ihn der Müller an, dass er erschrocken den Rockzipfel fahren ließ. „Was denkst du von mir? Hier in dieser selben Laube hab’ ich eine beredet, sie solle mein Weib werden. Sie liebte mich wie eine Schwester; aber ich war damit nicht zufrieden - das hat ihr und mir das Herz gebrochen. Denkst du, ich werde auch unser Kind unglücklich machen? Ich hoffe, ihre Seele im Himmel hat mir vergeben, und so wird mir auch Gott meine Sünden nicht zurechnen und mich und mein Kind nicht im Elend verderben lassen. - Arbeiten will ich, Schleifer, und ich werd’ es können um des Kindes willen!“

Mit diesen Worten verließ er die Laube und schritt dem Hause zu. Der Schleifer war über des Müllers entschiedenes Auftreten erstaunt und von seinen Worten gerührt.

„Not tut Wunder!“, sagte er bei sich selbst. „Hätt’ ich mir doch nimmer träumen lassen, dass in dem der alte, brave Bursche noch einmal auferstehen würde. Ja, ja, ein guter Stahl rostet wohl, aber ’s bleibt ein guter Stahl! - Jetzt muss ich doch sehen, was unser Karl zu der Geschichte meint!“

Er verließ den Garten und ging nach der Mühle. Die Tür war offen, die Mühle stand still, die Säge rührte sich nicht, kopfschüttelnd ging der Schleifer durch die stillen Räume - in der Mühle kein Knappe, in der Säge kein Knappe.

„Ist der Junge davon gelaufen wie die Katze vom Taubenschlage?“, brummte der Alte vor sich hin. „Aha, jetzt riech’ ich Lunte! Der Bursche wird drüben sein und seinem Schätzchen die Tränen abwischen!“

Und so war es. Die Hanne hatte in der Küche an der Tür, die in die Stube führte, sich Mühe gegeben, zu erlauschen, was der Schleifer mit der Vrinke zu reden hätte. (Neugierig ist die Hanne nicht, pflegte der Schleifer von ihr zu sagen, aber sie möchte immer gern wissen, was vorgeht!) Nun hatte sie zwar nichts von des Schleifers Erzählung verstehn können, aber das Schluchzen der Vrinke hatte sie gehört; und

als jene nach des Schleifers Weggange gar laut zu weinen anfang, da stürzten ihr selbst vor Mitleid die Tränen aus den Augen. In der Angst ihres Herzens lief sie in die Mühle und sagte dem Knappen, es müsste drüben ein Unglück geschehen sein, die Vrinke weinte wie ein Kind; dann eilte sie wieder zurück.

Karl hatte den ganzen Morgen über schon geahnt, dass etwas in der Luft läge. Jetzt, da er hörte, sein Mädchen weine, geriet sein Blut in Wallung. Die Mühle bedurfte seiner jetzt gerade, und doch zog es ihn mächtig hinüber zu der, deren Leid nun auch sein Leid war. Vrinke weint! klang es ihm wieder im Ohre, da brachte er denn bald die Mühle zum Stehn und ging in das Wohnhaus.

Als er unter die Tür der Wohnstube trat, sah er den Müller, der kurz vorher eingetreten war, in der Nähe von Vrinkes Fenster stehen, seine Tochter hatte mit den Armen seinen Nacken umschlungen und ihren Kopf auf seine Schulter gelegt. Karl wollte zurücktreten und die beiden allein lassen, aber der Müller rief:

„Bleib da, Karl! Du bist eine treue Seele - einen Sohn hat mir der Himmel nicht gegeben, aber auch ein Sohn könnte nicht treuer an mir handeln, denn du!“

Da schoss dem Knappen der Gedanke durch den Kopf, der ihm in seinen Liebesträumen so oft gekommen war. Er eilte zu den beiden, legte den einen Arm um des Müllers, den andern um des Mädchens Nacken und sagte:

„Ich und die Vrinke, wir haben uns von Herzen lieb - sie will mein Weib werden, wollt Ihr mich zum Sohn haben?“

Der Müller stand sprachlos vor Erstaunen. Er fühlte, wie Vrinkes Arme ihn fester umschlossen, und hörte, wie sie sagte:

„Lieber Vater, er hat mir aus dem Herzen gesprochen, nimm ihm zum Sohne!“

„Meine Tochter! Mein Sohn!“, rief der Müller, „was hätt’ ich mir schönres wünschen können?“ - „Hier, Karl!“, fuhr er fort und legte ihm seine Tochter ans Herz, „hier hast du mein Kleinod! Sonst hab’ ich nichts für euch, als meinen Segen!“

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!“, sagte Karl mit bewegter Stimme und drückte das geliebte Mädchen fest an sein Herz.

Da umschloss die Stube, in der vor kurzem so schweres Herzeleid getragen worden war, drei glückliche Menschen. Wie freute sich der Müller, dass seinem Kinde ein bleibender Schatz gewonnen war, wo alle irdische Habe verloren zu gehen drohte! Wie glücklich war

Vrinke, dass sich dem Vater eine feste Stütze bot, wo er allein drohendem Unheil nicht gewachsen schien. Karl, der bald darüber aufgeklärt war, worum es sich handelte, gab sich Mühe, den beiden Mut zu machen, auch für den Fall, den er nun für wahrscheinlich hielt, dass sie von der Mühle Abschied nehmen müssten. Von der Vrinke wurde ihm das leicht und von dem Müller nicht schwer gemacht. Sie wollten jedenfalls der Zukunft ruhig entgegen gehen - zu dem Schlusse kamen sie.

Während sie da saßen und so miteinander redeten, erschien einmal, von den dreien nicht bemerkt, das Gesicht des Schleifers hinter Vrinkes Fenster; blitzschnell war es wieder verschwunden. Draußen stand dann der Alte, nickte mit dem Kopfe und lächelte vergnügt dazu. „Freud und Leid sind Geschwisterkinder!“, sagte er vor sich hin - „na, vielleicht gibt euch der Schleifer seinen Dezem auch noch dazu!“ - Dann schlich er in die Küche. Dort traf er die Hanne, die mit dem einen Ohre der Stubentür sehr nahe war, winkte sie zu sich und sagte leise:

„Höre, mein Schätzchen, mit den Ohren ist nicht gut sehen - drin machen sie Verlobung! - Nun, du närrisches Ding, da ist doch nichts zu weinen? - Gib mir einmal einen Keil Brot und einen Käse dazu, und wenn sie drin nach dem Schleiferlob fragen, so sagst du hübsch, der wäre spazieren gegangen, und wenn das Wetter so schön bliebe, könnte sich's leicht treffen, dass der Spaziergang lange dauerte!“

Hanne gab ihm, was er verlangt hatte; es rollten immer noch einzelne Tränen aus ihren Augen.

„Lass dich meinen Abschied nicht so sehr dauern, mein Hannchen!“, fing der Schleifer wieder an und klopfte dabei dem Mädchen auf den Rücken. „Morgen Abend bin ich wieder da - derweilen tröste dich mit meinem Sultan!“

Da musste Hanne doch lachen, so wenig sie zum Lachen gestimmt war. „Ich werde Euren Köter nicht vergessen!“, sagte sie, er aber blinzelte sie freundlich an und schlich sich durch die Hausflur davon.

Hanne richtete die Botschaft des Schleifers aus, ohne erst auf die Nachfrage nach ihm zu warten, und erzählte von seinem Besuche in der Küche, so viel ihr gut dünkte. Die drei waren über sein plötzliches Verschwinden höchst erstaunt.

Der Tag verging - der Schleifer kam nicht wieder. Ein anderer Tag voll Sonnenschein in und außer der Mühle verging - der Schleifer blieb aus. Der Müller schüttelte beim Abendessen einmal über das andre den Kopf, Vrinke war fast geneigt, unruhig zu werden, Karl aber lachte und sagte: „Wie könnt ihr euch Gedanken machen? Ihr wisst ja, der Schleifer hat manchmal Raupen im Kopfe!“

Kaum waren diese Worte über seine Lippen gekommen, da hörten sie ein lustiges Liedchen pfeifen. Durch das Tor kam langsam der Schleifer geschlendert, die Hände in den Taschen, die Mütze etwas schief auf dem Kopfe - der echte Landstreicher! Als er in die Wohnstube trat, wurde er mit fröhlichem Lachen empfangen.

„Nun sag mir nur, Schleifer ...“, hub der Müller an.

„Bin ein bisschen spazieren gewesen!“, fiel ihm jener ins Wort, nahm einen Stuhl, setzte sich an den Tisch und griff nach Karls Teller, Messer und Gabel. „’s ist ein Prachtwetter zum Spazierengehen! Aber die Luft zehrt!“, dabei langte er, ohne auf eine Einladung zu warten zu und ließ sich ’s gut schmecken.

„Aber Lob!“, fing Vrinke an.

„Scherenschleifer - Landläufer! das liegt so im Blute, Jungfer Braut!“ Beim letzten Worte blinzelte er dem errötenden Mädchen zu.

Karl hatte an dem Auftritt großen Spaß. Der Schleifer sah jetzt auf ihn und sagte: „Der alte Herr lässt dich grüßen, mein Junge!“

„Du hast ihn wohl im Traume gesehn, Schleifer?“

„Hab’ ihn unterwegs getroffen, er ging just auch ein bisschen spazieren. Wie wir so selbender gingen, fragte er mich, für wie viel dir deine Mühle feil wäre, Müller!“

„Lob, bist du närrisch?“, fragten der Müller und der Knappe.

Der Schleifer zuckte mit den Achseln und aß wieder ein paar Bissen. Dann fuhr er fort:

„Er hat nicht übel Lust, den Karl als Pächter hereinzusetzen - halt!“, rief er, als der Knappe von seinem Sitze aufschnellte; „halt mein Söhnchen! - aber nur unter einer Bedingung - Ruhe!“, rief er jenem wieder zu, der eben den Mund auftat, um ihn zu unterbrechen, - „zum Donnerwetter, Junge, wo hast du das Parieren gelernt? - Also unter einer Bedingung, Karl.“ - Wieder aß er in Ruhe ein paar Bissen, während die andern, nicht wissend, was sie von der Sache denken sollten, ihn sprachlos anstarrten, - „also unter der einen Bedingung, dass du die Rosel heiratest!“

„Wen?“, rief Vrinke und der Müller wie aus einem Munde und sahen befremdet auf Karl. Dieser aber brach in lautes Lachen aus und sagte: „Merkt ihr denn nicht, dass der alte Unsinnpeter Komödie mit uns spielt?“

Da erhob sich der Schleifer und sagte ernst: „Sachte, mein Bürschchen, jetzt wird's Ernst. So wahr ich hier stehe, hat mir der alte gnäd'ge Herr, dessen Goldsohn du ja immer warst, das alles gesagt und hat hinzugefügt: unter der einen Bedingung, dass er sie heiratet!“

„Ja, wen denn?“, rief Vrinken gespannt.

„Wen? - sagte ich's nicht schon? - wen anders, Vrinke, als dich?“

Darauf setzte er sich schmunzelnd wieder nieder und von den dreien bestürmt erzählte er nun, während er weiter aß, die Sache im Zusammenhang. Er hatte sich gestern, wie er die Mühle leer gefunden, auf einen Stamm gesetzt, an den Müller, die Vrinke und den Karl gedacht und sich den Kopf drüber zerbrochen, wie den dreien wohl zu helfen wäre. Da war ihm plötzlich der alte gnädige Herr vom Schlosse eingefallen, bei dem Karl ja schon seit lange einen Stein im Brette gehabt. „Schnell wie ein Scherenschleifer“ war er nach Graustädt gegangen und hatte noch gestern dem alten Herrn reinen Wein eingeschenkt, wie es mit dem Müller und der Mühle und auch, wie es zwischen Karl und Vrinke stünde. Der Schlossherr hatte sich gefreut, dass der Junge das Mädchel auch ohne die Mühle freien wolle, und dann geäußert, er hätte Lust, das Grundstück zu kaufen, vorausgesetzt, dass er die Mühle in so gutem Zustande fände, wie sie der Schleifer geschildert, und unter der Bedingung, dass der Müller drin bliebe, Karl Pächter würde und die Vrinke zur Frau nähme - „und gegen diese Bedingung“, hatte er hinzugefügt, „werden sie ja wohl keine Einwendung machen!“

Der Müller sprang vor Freuden auf und umarmte den dasitzenden Schleifer von hinten, so gut das ging.

„Schleifer!“, rief er - „das bringt dir hundert Taler ein, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!“

„Das ist ein Müllerschwur!“, sagte der Schleifer, „und zehn Müller ...“

„Stille, Lob!“, unterbrach ihn Vrinke lachend, „ich bin Bürge!“

„Angenommen!“, sagte Lob, hundert Taler, zahlbar am Tage nach der ersten Kindtaufe - gelt, Vrinke?“

Das Mädchen lief blutrot zur Türe hinaus.

Der alte gnädige Herr kam bald darauf selbst in die Mühle und kam noch einmal. Das Grundstück ging in seinen Besitz über, und zu Michaelis bekam der Fritzschebauer sein Sündengeld, wie der Schleifer das Kapital nannte.

Karl wurde des Schlossherrn Pächter, und der alte Herr hatte ihm so günstige Bedingungen gestellt, dass der Wohlstand bald wieder in der Mühle einzog. Kurz nach Michaelis war Hochzeit, bei der der Schleifer nicht fehlen durfte. Er kehrte auch bei den jungen Leuten von Zeit zu Zeit in der Grundmühle ein und wusste es, wie früher, immer so zu treffen, dass er zum Frühstück kam. So ein verliebtes Ehepaar, pflegte er zu Vrinke zu sagen, wie sie und den Karl, hätt' er sein Lebtag noch nicht gesehen! Im Juli des nächsten Jahres war in der Grundmühle Kindtaufe; der kleine blauäugige Bursche, den der Schleifer aus der Taufe heben half, erhielt diesem zu Ehren den Namen Gottlob.

Tags darauf erhielt der Schleifer hundert blanke Taler, und während der sie schmunzelnd in einer großen, ledernen Geldkatze barg, sagte er: „Hundert Taler geschenkt sind mir lieber als tausend geborgt!“

V. Ein Ehrentag in Graustädts Annalen - Lustige Geschichte.

Erstes Kapitel.

Die Graustädter erfahren eine höchst erfreuliche Neuigkeit.

Der Juniabend war schön, aber ich wüsste nicht zu sagen, wodurch er sich von andern schönen Juniabenden unterschieden hätte, sei es in Graustädt im Allgemeinen, sei es im Gasthof zum Goldenen Löwen im Besonderen. Reinlich und sauber, wie immer, führte vom hochgewölbten Vordertore durch den langen, schmalen Hof hindurch der Weg in den Löwengarten, und nett wie immer sahen drinnen die Wege mit dem gelben Sande aus, aber es waren weder Blumen gestreut noch andre besondere Veranstaltungen getroffen, die darauf hingedeutet hätten, dass heute ein gar seltner, hochwillkommener Gast dieses Weges wandeln würde. Auch der alte Birnbaum, der über dem runden Stammtische seine mächtige Krone wölbte, ahnte nichts - nicht lebhafter, als an andern ruhigen Juniabenden wisperten seine Blätter miteinander, - und so ruhig wie je standen dahinten auf den Rabatten die leuchtenden Rosen, die glänzenden Lilien und selbst die bunten Nelken, die doch sonst die Köpfe gern zusammenstecken.

Auch im Übrigen trug der Löwengarten heute Abend kein andres Aussehen als sonst an schönen Abenden der schönen Jahreszeit. Als der Tag langsam zur Neige ging, kamen allmählich die gewohnten Gäste, die dem Abendtrunke huldigenden „Honoratioren“ der Stadt und Umgegend, und nahmen entweder an dem großen runden Tische unter dem Birnbaume Platz oder begaben sich nach dem überdachten Kegelschube, der sich an der einen Langseite des Gartens hinzieht, sei es, um an dem beliebten Kegelspiele teilzunehmen, sei es, um seinem Gange als Zuschauer zu folgen.

Gar bald war denn auch heute ein Spiel zu Stande gekommen, und da der Herr Stadt- und Baurat Schreier wie gewöhnlich unter den Spielern war, wie gewöhnlich die eine der beiden Parteien kommandierte und wie gewöhnlich seinem Namen alle Ehre machte, so ging es bald laut und lebhaft zu. Es ist einer der ersten Paragraphen der Graustädtischen Kegelgesetze, dass eine unbeschränkte Kritik geübt werden dürfe. Nun gibt es zwar auch in Graustädt ruhige und schüchterne Seelen, die von dieser Freiheit keinen weiteren Gebrauch machen, als dass sie sich selbst kritisieren. Wenn sie zum Beispiel nicht des gewünschten Erfolgs sich zu erfreuen haben, so äußern sie zu ihrem Nebenmanne mit missvergnügter Miene, es sei zwar eine Wahrheit, bleibe aber doch eine Ungerechtigkeit des Schicksals, dass selbst die besten Kugeln ohne Glück nichts ausrichteten. Sind dagegen die Kegel in erfreulicher Anzahl gefallen, haben sie vielleicht gar „ein Honneur“ erzielt, so sehen sie sich schmunzelnd im Kreise um und meinen, es sei doch merkwürdig! Jetzt hätten sie sich nun gar keine Mühe gegeben, und der Schub wäre doch nicht so übel ausgefallen!

Die meisten Spieler aber lassen ihre Stimme auch über die Tätigkeit ihrer Mitspieler hören; der eifrigste und schärfste Kritikus ist Herr Schreier. Kaum ist irgendeiner Hand eine Kugel entrollt, so sagt er dieser mit großer Bestimmtheit ihren Erfolg voraus, wobei er sehr geneigt ist, seinen Nebenmenschen infolge ihrer geringen Kunstfertigkeit Schlimmes zu weissagen. Nicht selten freilich straft der Erfolg seine Prophezeiungen Lügen - aber das stört ihn nicht: wären Schub, Kugeln und Kegel besser, so würde die Sache sicher so geworden sein, wie er es vorausgesagt hat. Das ist nach falschem Prophezeien seine stehende Rede.

Aber, wie gesagt, der einzige Kritiker ist er nicht. Erfolge und Misserfolge von Freund und Feind werden von verschiedenen Zungen mit verschiedenartigen Bemerkungen begleitet, die einander gar oft in der auffälligsten Weise widersprechen, wie das ja auch bei andern als den Kegelkritikern zuweilen vorkommen soll. Was die einen, so lange die Kugel läuft, als fütrefflich preisen, das finden die andern naserümpfend höchst mittelmäßig, - zuletzt gibt, wie im Kampfe des Lebens, so auch im Kegelkampfe, der Ausgang den Taten ihre Titel, von selbst versteht sich's, dass die eigenen Erfolge ganz natürlich aus der eigenen Vortrefflichkeit, die des Gegners bloß durch ein

fabelhaftes Glück zu erklären sind, eigene Misserfolge aber heißen Missgeschick, fremde Ungeschick.

Das könnt Ihr, wie überall, so auch in Graustädt auf dem Kegelschube erfahren. Aber nicht überall werdet Ihr einen Kegelschieber finden, wie es der Herr Stadt- und Baurat Schreier ist. Freilich hat auch er, wie wir Menschenkinder in dieser unvollkommenen Welt allzumal, einen fortwährenden Kampf mit feindlichen Verhältnissen auszufechten. Wenn aber die Kegelkugeln, wie sich das für jede ehrliche Kegelkugel gehörte, vollständig rund wären, und die Schlingel von Kegeljungen, wie es doch ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei, die Kegel kunstgerecht aufsetzten, wenn endlich die Kegelbahn, was man doch am Ende von einer Kegelbahn erwarten dürfte, vollständig eben wäre, dann, das versichert der Stadt- und Baurat an jedem Abend zehn Mal, dann würde er mit jeder Kugel in die vollen alle neune um! Denn was der perfekte Kegler brauche, eine ruhige, kräftige Hand, ein sichres Augenmaß und eine tadellose Auflage, das alles, meint er, hätte er - darum wolle er auch den sehen, der besser wie er stäche oder eckte.

Gebt einmal Achtung! Jetzt schiebt er in die vollen Neune! Lange hat er erst nach einer Kugel gesucht, die wenigstens erträglich rund wäre. Nun greift er mit der Linken nach hinten unter den Rock und rafft die Schößen auf die Seite, damit diese nicht etwa dem Wurf in die Quere kommen. Die Kegel, sagt er, stünden zwar nicht ganz richtig, indes das wollten die Rangen von Kegeljungen nun einmal nicht lernen, und wenn sie so alt würden wie Methusalem. Neugierig stehen die andern Spieler im Halbkreise um ihn herum. Jetzt wirft er noch einen Blick auf die Kegel, vor dem allein schon weniger freche Kegel umgesunken wären, und dann burrr - rollt die Kugel auf dem Brette hin.

„Das ist eine Kugel!“, sagt im Tone der Bewunderung der schwächige Schneidermeister Bang, bei dem der Herr Baurat arbeiten lässt.

„Wie die läuft, alle Neune!“, meint dieser Herr selbst mit zuversichtlichem Tone, und niemand wagt etwas dagegen zu sagen, nur der alte, schnauzbärtige Schlossförster, des Baurats ewiger Verkleinerer, lässt ein Wort hören, das sich im Wörterbuche der Salonsprache nicht findet, jedoch von den Umstehenden dahin verstanden wird, dass er, der Schlossförster, nicht im mindestens an eine Neune glaube.

Und kommt nur so eine Kegelkugel, 's ist das unzuverlässigste Ding von der Welt! Sie war schon ganz nahe an dem Kegeln und berechtigte den Baurat noch immer zu der schönsten Hoffnung, da plötzlich, als wäre kommandiert: rechts abgeschwenkt!, macht sie eine Wendung nach rechts und rennt dem vordersten Kegel so schnurgerade in den Bauch, dass dieser in gerader Richtung zurückgedrängt seine Hintermänner zu Falle bringt, während die Kugel wie toll vom ersten Weg wieder nach links abspringt und den linken Hinterbauer niederstreckt. Da habt Ihr die allerabscheulichste „Bummel“ von der Welt.

Während der Stadt- und Baurat hinaus starrt in die unliebsame Gasse, als traue er seinen Augen nicht, ruft der alte, böse Förster so laut er kann: „Alle Neune!“, worauf die andern in ein schallendes Gelächter ausbrechen, in das selbst der frühere Bewunderer der Kugel, der schwächliche Schneidermeister, mit einstimmt.

Wie der Herr Stadtrat sich wütende umdreht, bekommt er seinen lachenden Hofschneider zu Gesicht und wirft ihm einen Blick zu, der ihm das Herz im Leibe erbeben lässt. Das Lachen vergeht ihm sofort; er macht, wenn auch mit wenig Erfolg, eine Anstrengung, Staunen und Entrüstung über solche Schicksalstücke in sein Gesicht zu legen und mit dem Kopfe zu schütteln über einen derartigen Grad von Schlechtigkeit bei einer Kegelkugel.

Die Fassung hat indes der Herr Baurat nicht verloren - offen gestanden, es sind ihm derartige Fälle schon mehrmals vorgekommen! - Er sucht nach einer andern Kugel - er tritt wieder an und wirft einen messenden Blick auf die stehen gebliebenen drei Kegel zur Rechten - brrrr! rollt die Kugel wieder. Je weiter sie vordringt, um so mehr hellen sich die Züge ihres Entsenders auf; jetzt kommt sie, wie sie soll, zwischen den beiden Kegeln an, wirft die beiden Burschen mit Heftigkeit nach rechts und links auseinander und versetzt dann dem dahinterstehenden einen solchen Stoß in die Magengegend, dass auch der überwältigt zu Boden sinkt. Ohne des Lobes, das ihm aus mehreren Mündern schallt, nur im geringsten zu achten, sucht Herr Schreier die dritte Kugel, tut nach kurzer Visierung einen kecken Wurf, und nach wenigen Sekunden allgemeiner Spannung wälzen sich auch die beiden Kegel zur Linken im Staube.

Nun dreht sich der glückliche Schütze um und ruft mit triumphierendem Gesichte: „So bessert man einen Bummel aus!“ Von allen Seiten finden die beiden letzten Kugeln große Anerkennung,

und der dünne Schneidermeister stellt die Vermutung auf, der Herr Stadtrat habe gewiss die Bummel absichtlich geschoben, um dann die beiden Kunstkugeln darauf schicken zu können. Er hat gehofft, durch diese schmeichelhafte Bemerkung sein Lachen von vorhin aus dem Gedächtnis des gefürchteten Herrn zu verwischen und dessen Gunst wiederzuerringen; doch würdigt ihn dieser für jetzt weder eines Blickes noch einer Bemerkung. Aber in der Folge lässt er ihn seinen Frevel schwer büßen, übt an den „miserablen Schneiderkugeln“, die nun alle mit der größten Befangenheit geschoben werden, die unbarmherzigste Kritik und erklärt den unglücklichen Schneider einmal über das andre für einen elenden Japper.

Während es im Kegelschube laut und lebhaft zuring, die Kugeln dumpf rollten, die Kegel klapperten und die Kegeljungen die Menge der Gefallenen zum Teil mit den bloßen Zahlen, zumeist aber mit den bildlichen Bezeichnungen der Kegeljüngersprache aus vollem Halse in die Abendstille hinausschrien, hatte auch der runde Stammtisch unter dem Birnbaum seine gewöhnliche Gesellschaft erhalten.

Da saßen obenan, den Rücken nach dem Baume zugekehrt, der Doktor Sauer, ein alter Herr mit tiefen Furchen im Gesicht, buschigem, grauem Haare und struppigen Brauen. Er ist schwerhörig und beteiligt sich aus diesem Grunde nur manchmal an der Unterhaltung der Tafelrunde. Deshalb wird regelmäßig schon vor seinem Erscheinen von der runden Wirtin alles, was der Goldene Löwe seinen Besuchern an Zeitungen zu bieten vermag, (sehr viel ist das freilich nicht!) an seinem Stammsitze aufgelegt. Da sitzt er nun und studiert die Blätter und raucht dazu aus einer Pfeife mit silberbeschlagenem Meerschamkopfe.

Der Doktor Sauer ist eine Persönlichkeit, vor der die Graustädter eine große Scheu haben. Froh sind sie, dass sie einen solchen Doktor haben, denn seine Sache versteht er aus dem Grunde, und der Herr Bürgermeister, der zugleich Apotheker ist und also um die Sache wissen muss, sagt, er gehe auch mit der Wissenschaft fort. Unermüdlich ist er auch, trotz seiner Jahre - die Hälfte der sechziger hat er hinter sich -, und arme, ordentliche Leute erzählen, dass er nicht nur kein Geld von ihnen nehme, (der alte Junggeselle hat viel mehr, als er braucht!), sondern sie gar oft noch mit dem Nötigen versorge. Ein gutes Herz hat er also wohl auch, aber doch sagen die Leute, er sei ein Heide, - in die Kirche geht er freilich nie! -, und habe etwas Mürrisches und Bissiges in seinem Wesen, der Herr Stadt- und Baurat

Schreier nennt ihn einen Misanthropen. Zugleich kommt es den Graustädtern etwas unheimlich vor, dass er bei aller Schwerhörigkeit manchmal ganz leicht zu hören scheint. Ob er, wie manche behaupten, bei tieferem Barometerstande schwerer, bei höherem leichter hört, das ist eine Frage, die in Graustädt viel und eifrig besprochen, wohl aber nie entschieden wird. Jedenfalls hat er am Krankenbette gelernt, den Leuten die Worte von den Lippen zu lesen, und diese Kunst benutzt er wohl auch manchmal, wenn ihn die Stammtischgenossen in die Zeitungen vertieft glauben. Da platzt er dann mit seiner lauten Stimme mitten hinein in das Gespräch, aber nicht, um den Leuten etwas Unterhaltendes zu sagen, sondern nur, um über Albernheit, Unsinn und Verkehrtheit herzuziehen - und daher kommt es, dass seine Mitbürger in seiner Nähe sich nie so recht behaglich fühlen.

Rechts neben dem Doktor Sauer sitzt ein sehr klein geratenes Männchen, das mit seinem glatten, freundlichen Gesicht und seiner sanften Stimme gar sehr vom Doktor absticht. Die hellblaue Mütze böhmischen Schnitts mit der gelben Einfassung verkündet der Welt, dass er einer von der Post ist - in Graustädt heißt er der Herr Postmeister.

„Eigentlich bin ich nur Postverwalter!“, pflegt der kleine Herr zu sagen, wenn er Fremden vorgestellt wird - „aber die Leutchen nennen mich nun einmal Postmeister, warum soll ich ihnen das Späßchen nicht lassen?“

Auf der andern Seite vom Doktor sitzt der Bürgermeister und Apotheker Hochmut, der in jeder Hinsicht eine ganz besondere Persönlichkeit ist. „Schön ist mein Mann nicht“, pflegt seine Gattin zu sagen, der er das Ideal eines Mannes, Apothekers und Bürgermeisters ist; „aber er hat ein interessantes Gesicht!“ Und sie hat Recht - freilich finden die Leute das Interessante des Gesichts nicht besonders angenehm. Der Mund ist etwas breit, die starken Backenknochen geben dem Gesicht etwas eckiges, durch die Brille gucken scharfe, graue Augen, und von der Stirn steigen ganz kurz geschorene, dichte Haare auf, die stark ins Rötliche spielen. Der Gesichtsausdruck des Herrn Bürgermeisters zeigt, dass derselbe sich über die übrigen Sterblichen bedeutend erhaben fühlt. Sein selbstbewusstes Wesen verhindert, dass ihm die Leute, was man so sagt, gut sind - doch auch darüber ist der Herr erhaben.

Außer den beschriebenen Herren sitzen noch etwa ein halbes Dutzend andre Männer mit oder ohne Titel an dem runden Tische. Alle lassen sich das Bier wohl schmecken, das ihnen - dieser Auszeichnung erfreuen sich nur die Herren am runden Tische - die muntre Frau Wirtin selbst gebracht hat.

Das Gespräch am Stammtische war, wie gewöhnlich, ein ruhiges. Woher sollten auch die Graustädter Herren, die sich Abend für Abend zusammenfinden, immer den Stoff zu lebhafter Unterhaltung nehmen? Ein Glück, dass der Herr Bürgermeister und der Herr Postmeister eifrige Politiker und dabei politische Gegner sind, so sorgen sie doch wenigstens dafür, dass das Wasserlein der Unterhaltung nicht manchmal auf längere Zeit ganz versiegt, wenn sie auch nicht verhindern können, dass das Gespräch mitunter auf die Gegenstände verfällt, die die Lückenbüßer wirtshäuslicher Unterhaltung sind; wie das Wetter, die Beschaffenheit des Bieres oder das beliebte Essthema. Denn so oft auch schon die Herren einander mitgeteilt haben, welchen Braten und wie und womit sie besagten Braten am liebsten verzehren, so sind sie doch jederzeit bereit, ihren Trinkgenossen diese wichtige Tatsache wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

Auch heute behandeln die beiden Politiker die wichtigsten politischen Fragen der Gegenwart. Mit dem Papste, der sich von dem zur Zeit in Rom tagenden Konzil für unfehlbar erklären lassen will¹, sind sie eben fertig geworden. Der Herr Postmeister hofft von der Unfehlbarkeitserklärung den sofortigen Zerfall der katholischen Kirche, und da er in diesem Zerfall das größte Glück für die irrende Schwesterkirche erblickt, so wünscht er, dass die guten Leutchen, wie er die Herren Bischöfe nennt, dem Papste den Willen tun mögen. Der Herr Bürgermeister dagegen hat mit lauter Stimme die Erklärung abgegeben, wenn er Papst wäre - er als Bürgermeister könne sich recht wohl in die Lage dieses geistlich-weltlichen Herrschers hineindenken - , so würde er sich auch für unfehlbar erklären lassen. Nach dieser Erklärung kam aus dem Munde des Doktors ein lautes „verrückt“; nur war, da der schwerhörige Herr ruhig weiter zu lesen schien, nicht zu erkennen, ob er irgendwelche Stelle seiner Zeitung oder die Äußerung des Leiters von Graustädt mit jenem wenig schmeichelhaften Prädikate bezeichnete. Der Freund der päpstlichen

¹ 1. vatikanische Konzil, Dezember 1869 bis Juli 1870

Unfehlbarkeit zuckte mit dem Lächeln eigener Unfehlbarkeit ein wenig mit den Achseln.

„Was sagen Sie aber zu den Spaniern, Postmeister?“, fragte er dann sein Gegenüber und sieht den kleinen Herrn an wie ein Examinator sein Opfer, von dem er einer falschen Antwort gewärtig ist.

„Ja, diese Spanier!, sagt der Gefragte, „sind ein ganz eigentümliches Völkchen! Erst jagen sie ihre Königin davon, - 's mag freilich ein sonderbares Weibchen sein - und nun suchen sie in der ganzen Welt, ob sich nicht ein König für sie findet. - Viere haben sie jetzt auf ihrer Liste, denken Sie nur, meine Herren!“, damit wendet er sich an die übrigen Tischgenossen, die aufmerksam zuhören, „viere auf einmal! So steht's in der heutigen Zeitung!“

„Ein sonderbares Völkchen?“, wiederholt nun im Tone höhnischer Frage der Bürgermeister, dem es sichtlich schwer geworden ist, dem Postmeister so lange das Wort zu lassen; „Esel sind sie, leibhaftige Esel, das will ich ihnen schriftlich geben. Wenn ich der Prim wäre, ich wollt's ihnen schon sagen, was das Gescheitere wäre. Republik müssten sie machen, und mit was für einer Verfassung? Was denken Sie wohl, meine Herren?“

Aus dem allgemeinen Schweigen scheint hervorzugehen, dass keiner der Herren etwas denkt.

„Mit unsrer!“, fährt der Bürgermeister fort und sieht von seinem Nachbar zur Rechten anfangend jeden der Tischgenossen mit überlegenem Blick an. Noch ehe er mit seiner Musterung bis zum Postmeister gelangt ist, wirft dieser ein:

„Aber, Herr Bürgermeister, wir haben doch eine monarchische Verfassung!¹“

„Wer denkt denn“, lautet die geringschätzig Antwort, „an die Landesverfassung! Wenn ich als Bürgermeister sage: 'unsre Verfassung', da mein' ich natürlich die Graustädtische Verfassung!“

Alles ist im höchsten Grade erstaunt, der Postmeister sieht den Bürgermeister starr an, als traue er seinen Ohren nicht.

„Ja, ja!“, fährt jener fort, „ich meine die Landgemeindeordnung, wie wir sie haben, natürlich mit einigen erweiternden Abänderungen. Aber da sollen immer Fachleute an der Spitze stehen, und die Städte denken, sie müssen einen studierten Bürgermeister haben, und die Völker denken, es geht nicht ohne einen König von Fach! - Sehn wir

¹ Die Deutsche Revolution von 1848 war ja gescheitert

nicht bei uns, dass es mit der Landgemeindeordnung viel besser geht, als zum Beispiel drüben bei den verblendeten Naustädtern mit ihrem studierten Bürgermeister? - Macht's doch einfach so: jede Gemeinde wählt, wie bei uns, den politischsten Mann, das sind die Gemeinderegenten, und diese politischsten Männer wählen aus sich den allerpolitischsten, das ist der Landregente! Ist das nicht klar und einfach?“

So weit war der politischste Mann Graustädts mit seiner Auseinandersetzung gekommen, und der Doktor, der nicht in seine Zeitung, sondern dem Redenden auf die Lippen gesehen, hatte eben wieder mit Kopfschütteln ein lautes „verrückt!“ hören lassen, als plötzlich die wohlbeleibte Frau Wirtin, die in der Nähe des Stammtisches andächtig auf das Gespräch ihrer Gäste gelauscht hatte, die Aufmerksamkeit der Tafelrunde auf etwas anderes lenkte.

„Herr Jesus!“, schrie sie mit einer Stimme, die über den ganzen Garten hinschallte, „da kommt der Herr Kantor!“

Nun ist der Kantor Fröhlich¹ weder seiner äußeren Erscheinung, noch seinem Charakter nach die Persönlichkeit, seine Mitmenschen durch sein bloßes Erscheinen in Schrecken zu setzen. Im Gegenteil, er ist in ganz Graustädt sehr beliebt; und weil er deshalb überall gern gesehen ist, so würden ihn die Stammgäste des Goldenen Löwen auch gern unter sich sehen - aber er kommt nicht in den Goldenen Löwen. Oft schon hat man ihn aufgefordert, doch wenigstens dann und wann einmal im Löwengarten zu erscheinen, aber immer setzt er solchen Aufforderungen den Beweis entgegen, dass das für ihn unmöglich sei.

„Dreißig Schulstunden die Woche halten“, pflegte er zu sagen, „und daneben noch ein paar Privatstunden - 's liegt mir nichts daran, aber man kann's den Leuten nicht gut abschlagen! - meine fünf Mädeln in dem und jenem forthelfen und mir selber in dem und jenem forthelfen, Präparieren und Korrigieren nicht zu vergessen - das alles will so viel Zeit haben, dass ich froh bin, wenn ich jeden Tag mein Stündchen für unsers Herrn Gotts Garten² erübrige - an den Löwengarten kann ich nicht denken!“

Daher denn also die gewaltige Überraschung der Frau Löwenwirtin, als sie jetzt durch die offene Gartentür den Kantor eilig den Hof entlang kommen sah. Und so war auch die Wirkung des

¹ Höchstwahrscheinlich **Johann Gotthelf Gast**, Kantor in Mügeln, der Vater des Autors, siehe auch Seite 232.

² Herrgottsgarten = Friedhof

Ausrufs eine mächtige. Sämtliche Umsassen des Tisches außer dem Doktor sprangen auf und starrten in den langen Hof hinaus, der Doktor aber sah erstaunt von seinem Blatte auf und der Wirtin fragend ins Gesicht, die, vor Aufregung außerstande, ein Wort zu reden, nach dem Hofe zu wies und zu nickte.

Vom Kegelschube kam alles in wirrem Gedränge herbeigestürzt. Dort hatte eben der Schneider Bang mit einer Kugel, der der Baurat eine gesalbte Bummel zuprophezeit, alle neun Kegel niedergeworfen; infolge davon hatte sich ein solches Hallo erhoben, dass man vom Ausrufe der Wirtin nicht die einzelnen Worte, sondern nur den kreischenden Ton vernommen hatte.

Da muss ein Unglück passiert sein! Der Herr Stadt- und Baurat Schreier, der zugleich Spritzenkommandant ist, glaubt, wie bei jedem Lärme, dessen Ursache er nicht kennt, die Stadt stehe in Flammen, und mit dem Ausrufe: „Wo brennt's denn?“, stürzt er den andern voran nach dem Stammtisch zu.

Da eben tritt die Ursache dieses gewaltigen Aufruhrs, der Kantor, mit erhitztem Gesicht in den Garten. Wie ihn der Baurat sieht, ändert er sofort seine Richtung, stürzt auf den Kantor los, packt ihn an den Schultern und ruft, indem er ihn schüttelt, dass sein Strohhut das Gleichgewicht verliert:

„Um Gottes willen, Mann, wo brennt's denn?“

Als der Doktor den Angriff des pflichteifrigen Spritzenkommandanten auf den eingetretenen Kantor sah, rief er im Tone des Unwillens: „Reitet den der Teufel?“, sprang auf, fiel dem Stadtrat in den Rücken und zog ihn am Rockkragen heftig zurück, indem er ihm von hinten zurief:

„Zum Henker, wollen Sie uns denn unsern Kantor totschütteln?“

Drei Schritte weit zog er den Baurat am Rockkragen rückwärts, dann ließ er ihn los. Der aber drehte sich sofort gegen den Doktor um und goss die Schale seines Zorns über ihn aus.

Das wäre ein unverschämte Art sich einzumischen, sagte er, und die verbäte er sich. Es gäbe allerdings Leute, denen es in ihren steinernen Häusern ganz einerlei wäre, ob die ganze übrige Stadt in Flammen stände - dabei sah er den Doktor noch wilder an als bisher, aber Gott Lob! hatte die Stadt noch pflichtgetreue Beamte!

Der Doktor hatte ihn während dieses Ergusses etwas spöttisch lächelnd angesehen; als jener die pflichtgetreuen Beamten glücklich

über die Zunge gebracht hatte, sagte der Alte weiter nichts, als: „Narrenspossen!“, und sah sich wieder nach dem Kantor um.

Dicht umdrängt von den Gästen des Gartens stand er da, der kleine wohlbeleibte Herr mit dem runden, roten Gesicht, in der einen Hand den breitkrempigen Strohhut, in der andern ein buntes Taschentuch, mit dem er sich große Schweißtropfen aus dem Gesicht wischte, sichtlich bemüht, nach eiligem Laufen wieder zu dem Grade ruhigen Atmens zu kommen, der dem Menschen nötig ist, um sich seinen Nebenmenschen in zusammenhängender Rede verständlich machen zu können.

„Lasst mich nur erst zu Atem kommen, Kinder!“, rief er den vollen Frägern entgegen, die den Grund seines Kommens erfahren wollten.

Die Berechtigung dieser Forderung erkennend gaben ihm die Umstehenden die Möglichkeit, auf dem Stuhle Platz zu nehmen, den ihm die Frau Wirtin bereits an den Stammtisch gestellt hatte. Dann begann er zu erzählen; teils sitzend, teils stehend hörten Nichtkegler und Kegler, unter ihnen die neugierige Frau Wirtin, mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Eine sehr wichtige, sehr erfreuliche Neuigkeit!“, hub der Kantor an, aber ehe er seinen Zuhörern dieselbe mitteilte, konnte er sich den Genuss nicht versagen, ihre Neugier durch eine längere Geschichte auf die Folter zu spannen.

Er war diesen Nachmittag, wie alle Donnerstage, mit dem Herrn Pastor auf das Schloss gegangen, um mit dem Freiherrn ein Skätchen zu spielen. Mitten in einem grünen Solo tritt auf einmal der Briefträger in das Zimmer, hinter ihm zwei der gnädigen Fräulein, die gern wissen möchten, was der Vetter am Hofe wohl schriebe, denn dessen Handschrift hatten sie auf der Adresse erkannt.

„Ihr Neugierden!“, ruft der Freiherr, scheint aber selbst etwas neugierig zu sein, denn mitten im Spiele öffnet er den Brief und liest ihn, wobei sein Gesicht sich freudig verklärt.

„Eine höchst erfreuliche Neuigkeit!“, sagt er dann und faltet den Brief wieder zusammen.

„Hab’ ich’s heute früh nicht gesagt, Marie, dass wir etwas Neues erfahren würden?“, ruft Fräulein Hedwig aus. „Beim Aufstehn hab ich dreimal geniest! - Aber was ist’s denn, Papa?“

Der gnädige Herr Papa sagt jedoch: „Nein, Kinder, jetzt wollen wir erst unser grünes Solo fertig spielen!“

Der Kantor trocknete sich wieder einmal mit dem bunten Taschentusche das Gesicht und stärkte sich dann durch einen Trunk Bieres.

Der Freiherr spielt nun aber sehr zerstreut. Er gibt dem Kantor, seinem Gegner, eine Zehne mit statt seinem Manne, dem Herrn Pastor, darüber geraten auch der Pastor und der Kantor in Erregung, so dass der Pastor einen fetten Stich durchlässt und der Kantor beinahe mit dem roten Daus¹ einsticht, statt mit dem Trumpf-Daus.

Das Solo wird dann auch, so schlecht es gewesen, vom Kantor gewonnen.

„Nun, Kinder ratet!“, hebt darauf der Freiherr an.

„Kommt Besuch?“, fragt Fräulein Hedwig.

„Warum?“

„Heute fiel mir in der Küche die Tranchiergabel herunter und spießte in der Diele!“

„Richtig geraten!“

„Großer Besuch?“

„Warum?“

„Nun, weil es eine große Gabel war!“

„Richtig geraten - Majestät der König kommt!“

Ah! rief die ganze Zuhörerschaft des Kantors überrascht aus.

„Der Vetter schreibt“, fährt der Freiherr fort, „Seine Majestät habe den Beschluss gefasst, in diesem Jahre unser schönes Flusstal bis hinauf zu seinen Quellen zu durchreisen.“ - „Unser Tal ist das wert“, hatte der Kantor sich erlaubt einzuschalten. „Und bei Graustädt will er den Anfang machen, auf Schrofleck aber will er einkehren.“

Der Kantor schwieg, und seine Zuhörer schwiegen in freudiger Überraschung auch; nur der Doktor, der über das Wesen der Neuigkeit noch nicht klar war, fragte mit seiner lauten Stimme seinen Nachbar zur Rechten: „Was gibt's eigentlich?“

„Der König kommt!““, schrie ihm der kleine Postmeister aus Leibeskräften ins Ohr.

„Weiter ist es nichts?“, brummte der alte Griesgram und nahm seine Zeitung wieder vor.

„Weiter nichts?“, wiederholten einige der Herren entrüstet und alle andern teilten ihre Entrüstung im Herzen.

„Lasst ihn doch reden!“, sagte der Baurat mit gedämpfter Stimme, „ihr wisst ja, er ist ein Misanthrop!“

¹ Daus = Ass

Nun ist zwar die Bedeutung dieses Wortes nicht allen so recht klar, aber das Wort ist aus des Baurats Munde der ganzen Stadt bekannt und geläufig geworden, und wenn der Doktor Graustädter Vorstellungen, Neigungen und Gewohnheiten in seiner schroffen Art entgegentritt, so denken und sagen die Leute: Er ist ein Misanthrop! und es ist ihnen dabei, als müssten sie ihn deswegen herzlich bedauern, und damit ist der Ärger über den Doktor verscheucht.

Die Lust am Kegeln schien für diesen Abend verschwunden zu sein. In weitem Kreise setzten sich alle um den runden Tisch, an den ein anderer angeschoben werden musste, und nun gaben die Herren, der Stadt- und Baurat Schreier allen voran, der Reihe nach über den bevorstehenden Königsbesuch ihre Gedanken kund, so weit sie eben etwas besonderes darüber dachten. Nur der Herr Bürgermeister war gegen seine Gewohnheit schweigsam. Er hatte sich auf seinem Stuhl zurückgelehnt und schüttelte bald ein wenig mit dem Kopfe, bald nickte er vor sich hin, dass jedermann erkennen konnte, es gingen ihm gar verschiedene Gedanken durch den Kopf. Endlich, als er von neuem vor sich hinnickte und ein Lächeln über sein Gesicht ging, als habe er eben das richtige gefunden, da ließ es dem Postmeister keine Ruhe mehr, er musste wissen, was bei all dem Schütteln und Nicken herausgekommen wäre.

„Nun Bürgermeisterchen!“, redete er den Schweigsamen an, „was meinen denn Sie zu dieser höchst erfreulichen Sache?“

„Ich habe natürlich meine ganz besonderen Gedanken“, erwiderte er mit überlegenem Lächeln, „aber“ - fuhr er in etwas bitterem Tone fort - „ich würde von gewisser Seite (dabei sah er auf den Doktor) doch falsch verstanden werden, darum behalte ich sie wohlweislich für mich! Guten Abend, meine Herren!“

Während die andern ihm verblüfft nachsahen, brummte der Schlossförster halblaut vor sich hin: „Dem muss der Zitwersamen¹ ins Gehirne gestiegen sein!“, worauf in seiner Nachbarschaft stark gekichert ward, der Doktor aber sagte laut: „Merkwürdig! So ein vernünftiger Apotheker und dabei so ein verdrehter Mensch!“

Böser Doktor! Bist du nicht ein Misanthrop? Der Bürgermeister war gerade noch nahe genug, um den verdrehten Menschen ebenso wie den vernünftigen Apotheker mit auf den Weg zu bekommen, und der süßeste Hönig, wem soll er munden, wenn ein Schluck Wermut dazu gegeben wird? Aber diesmal sagt der Herr Schreier nicht:

¹ Zitwersamen, ein pflanzliches Wurmmittel, *Curcuma zedoraria* Roscoe

„Kinder, lasst ihn reden, er ist ein Misanthrop!“, und auch die anderen Herren scheinen über des Doktors Worte nicht im mindestens empört zu sein - selbst der Kantor und der Postmeister lächeln dazu. O Graustädter, Graustädter! wie gleicht ihr den andern Menschenkindern!

Als das Haupt der Stadt verschwunden war, da wurde es viel lebendiger am Tische. Der Doktor legte seine Zeitung beiseite, und in der Folge kamen die Anhänger der Barometertheorie zu der Ansicht, der Barometerstand müsse diesen Abend ein ganz besonders hoher sein. Münder taten sich auf, die vorher beharrlich geschwiegen, und Meinungen wurden laut, die sich bis dahin nicht aus den Lippen herausgewagt hatten, und da gab es viel zu reden.

Alles stand natürlich mit der zu erwartenden Majestät im Zusammenhange. Der eine hatte den König hier, der andre da ganz in der Nähe gesehen; der Schneider Bang behauptete sogar, mit dem verstorbenen König einmal beinahe gesprochen zu haben, worauf der Schreier, der ihm immer noch grollte, bemerkte, das Aufschneiden gehöre bei den Schneidern zum Handwerk, und dafür wurde er von den andern mit Lachen belohnt. Seiner Schneiderehre aber wollte der schwächliche Mann nicht zu nahe treten lassen. Er ermannte sich zu einer spitzen Gegenbemerkung, in der er auf einen unverkennbaren Zusammenhang zwischen dem Namen und dem Charakter des Herrn Schreier hinwies. Nun hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Endlich aber meinte der Schlossförster, das alles wäre nichts, und nachdem er einen kräftigen Zug aus seinem Glase getan und sich den Schnauzbart gestrichen hatte, erzählte er eine ziemlich lange Geschichte, deren Inhalt ungefähr folgender war:

Mit der Welt im Allgemeinen und mit den Königen im Besondern wäre jetzt nicht mehr so viel los wie früher. Wie aber des jetzigen Königs höchst würdiger Vorvorgänger, Gott hab' ihn selig! noch auf dem Throne gesessen, da hätte es doch wenigstens noch eine reelle Saujagd gegeben, und der alte Herr hätte fast bis an sein seliges Ende kein größeres Vergnügen gekannt! Auf fünf Meilen in der Runde hätten Dorf und Stadt Treiber und Hundeführer stellen müssen, wenn in den nahen Forsten königliche Jagd gehalten worden wäre, und von allen Seiten hätten sich die Leute zu Tausenden zu diesem Schauspiel gedrängt - bei der Zahlenangabe hustet der Kantor auffällig - ja zu Tausenden! wiederholte der Förster und sieht den Kantor herausfordernd an. Das wäre ein Mordspektakel gewesen, und

was fürs Auge, wenn königliche Majestät mit ihrer Schwiete angesprengt gekommen. Und das lustige Halali, wenn die alte Majestät einer gehetzten Sau den letzten Gnadenstoß gegeben! Davon hätte die jetzige Welt gar keine Vorstellung mehr!

Als Junge und dann als Jägerbursche des seligen Freiherrn hätte er an den königlichen Jagden immer mitteilgenommen. Und eines schönen Tags, der alte König hätte gerade wieder einmal einer Sau den Gnadenstoß geben wollen, und alle hätten nur darauf Obacht gehabt, da wäre auf einmal - der Kuckuck wüsste woher - ein wütiger Keuler¹ von hinten gerade auf des hohen Herrn seine linke Wade losgerannt gekommen. „Warte, Bursche!“, hätte er, der Förster, da gedacht, „ich will dir den Appetit nach linken Waden versalzen!“ Und wie er keine drei Schritte mehr von des alten Herrn hochseliger Wade entfernt gewesen, da hätte er ihn mit einem so kräftigen Stoße abgefangen, dass ihm sein unziemlicher Appetit auf immer vergangen wäre. „Straf mich Gott!“, fügte er zum Schluss hinzu, aber weiter zu reden verhinderte ihn ein Hustenanfall, der ihn ganz plötzlich überkam.

Alle andern schwiegen sichtlich erstaunt, der Kantor aber lachte, und der Postmeister drohte dem Schlossförster mit dem Zeigefinger und sagte:

„Försterchen, Försterchen, es ist doch merkwürdig, dass Sie allemal den Husten bekommen, wenn Sie die Wahrheit von so einer Wundergeschichte beschwören wollen!“

Der Schlossförster stellte sich sehr entrüstet. Da könnte er noch ganz andre Geschichten erzählen, meinte er, die eben so wahr wären, wie die vorige. Aber er wüsste es schon, dass es auf Gottes Erdboden keinen so ungläubigen kleinen Heiden weiter gäbe, wie den Graustädter Postmeister.

Das war nun wieder etwas zum Lachen, denn sie wussten ja alle, dass in ganz Graustädt trotz seiner beinahe zweitausend Seelen doch keine Seele im Allgemeinen geneigter zum Glauben war, als die des guten Postmeisters. Eine zweite, vermehrte Auflage des Gelächters erfolgte, als darauf der Kantor sich vernehmen ließ: „Postmeister, der Förster muss Recht haben! Denn das Jägerlatein ist doch gewiss die wahrhafteste Sprache auf der Welt, und nun gar dem Schlossförster nicht zu glauben, diesem Ausbund von Wahrhaftigkeit!“

¹ Keiler = männliches Wildschwein

Der alte Förster selbst übertönte mit seinem lauten Lachen die andern, und in den Pausen, die er sich gönnte, rief er einmal über das andre, der Kantor sei ein Erzschwerenöter!

Schön stand der Mond mitten am Himmel und lachte mit fast vollen Gesicht in den Garten herab: er leuchtete so hell auf die lustige Tafelrunde, dass die Gartenlampen in ihren Glasglocken sich ganz überflüssig erschienen und ihr Licht nur kärglich leuchten ließen.

Jetzt klangen im tiefen Bass die Schläge der Turmuhr durch die abendliche Stille in den Garten herüber.

„Neuen - zehne - elfe!“, zählte der Kantor laut nach. "Es ist doch schrecklich, wie böse Gesellschaften gute Sitten verderben! Nun aber trink' ich keinen Schluck mehr! Wer geht mit?“

Die Löwenwirtin bittet, der Herr Kantor solle doch noch ein halb Stündchen bleiben; sie hätte sich gefreut wie ein Schneekönig, sagt sie, dass er endlich einmal den Weg in den Löwengarten gefunden, und nun wolle er schon wieder gehen - umsonst! - Der Herr Stadt- und Baurat führt ihm mit mehr Worten und weniger Witz, als wünschenswert wäre, zu Gemüte, dass sie so jung nicht wieder zusammenkämen - umsonst! - Der alte Schlossförster verspricht eine ganz neue Geschichte zu erzählen, die noch wahrhafter wäre, als die vorige - alles umsonst!

Bim! Bei dem Hin- und Her-Gerede ist's ein viertel zwölf¹ geworden. Der Kantor bezahlt und wünscht den Herren gute Nacht, und mit ihm geht der kleinen Postmeister, der vertraulich seinen Arm aufwärts in den des größeren Begleiters legt. Wie der Doktor mit seinen dunklen Augen den beiden dahinwandelnden Gestalten nachsieht, da legt sich ein Schimmer über sein Gesicht, als wenn der große Freude hätte an diesen beiden Menschenkindern; die Löwenwirtin, die beim Mondenscheine diesen Sonnenschein auf dem durchfurchten Gesicht des Doktors bemerkt, freut sich in ihrem Herzen und spricht bei sich selbst: „Ob ich nicht Recht habe? Der Doktor ist doch kein Misanthrop!“

¹ viertel zwölf = 23:15 Uhr

Zweites Kapitel. **Eine Ratssitzung und ihre Folgen.**

Die Graustädter hätten wohl guten Grund gehabt, am nächsten Morgen die Augen etwas weniger zeitig zum neuen Tagewerk aufzutun, als das sonst ihre Gewohnheit ist. Denn des Kantors Neuigkeit hatte sich am vorigen Abend schnell wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet und Groß und Klein in nicht geringe Aufregung versetzt. Da hatten denn die Männer nicht bloß im Goldenen Löwen, sondern auch im Silbernen Bären, im Roten Ochsen und im Blauen Stern und in all den anderen Häusern und Gärten, deren menschenfreundliche Bestimmung es ist, durstige Seelen von ihrem Leiden zu befreien - und Graustädt kann in Bezug auf die Zahl solcher Erquickungsstätten mit jeder Stadt gleichen Ranges im ganzen deutschen Reiche in die Schranken treten! - überall hatten die Männer mit der Bezwingung des abendlichen Durstes länger zu tun gehabt, als an andern Abenden, und die Frauen und Mädchen hatten des Schwatzens kein Ende finden können, und die Jungen und Mädels waren ebendarum später in ihre Betten getrieben worden.

Und als dann endlich alles schlief und nur der alte Nachwächter Hase mit Spieß und Horn von Stunde zu Stunde im Mondenscheine die Stadt einmal beging und in einförmiger Weise die Stunden absang und abtutete, auch da war die Aufregung des Abends nicht von allen gewichen, sondern hatte sich in die mannigfachsten Träume hinübergespinnen, die alle zu dem baldigen Besuche des Landesherrn in irgendeiner Beziehung standen.

An den Jungen und Mädels fuhren sechs- und achtspännige Karossen vorüber, deren Insassen mit den wohlbekannten Kartenkönigen die ausgesprochenste Ähnlichkeit hatten. Die jungen Mädchen sahen sich in weißen, lustigen Kleidern mit grünen Schärpen um die Hüften, und der König, der an ihnen vorüberfuhr, war ein schöner junger Mann und grüßte sie mit freundlichen Blicken.

Auch den Spitzen der Stadt war kein ruhiger Schlaf beschert. Der Herr Stadt- und Baurat Schreier baute emsig an himmelhohen Ehrenpforten und konnte und konnte nicht fertig werden; und wie er über aller Angst und Sorge des Traumes aufgewacht und wieder eingeschlafen war, schlief er doch nicht ruhiger. Da träumte ihm, der König sei glücklich auf dem Markplatze angekommen und frage, wer die herrlichen Ehrenpforten gebaut habe. Aber noch ehe ihm des

Baurats Namen genannt wurde, wogte plötzlich die ganze Stadt in einem Feuermeere und er, der Spritzenkommandant, suchte vergebens nach dem Spritzenhausschlüssel, bis er in seiner Angst zum zweiten Male erwachte.

Und Graustädts politischster Kopf? Der sah sich mit der Majestät auf dem Markte inmitten der versammelten Bürgerschaft; da hielt er eine lange Rede über die Segnungen der Landgemeindeordnung, aber nach jedem Satze erscholl aus dem Hause des Doktors herüber ein lautes „verrückt!“ - Und wieder sah er die Majestät mitten auf dem Markte auf goldenem Throne sitzen, ein glitzerndes Ordenszeichen in der Hand. Sie winkt ihm gnädig näher zu treten - wie er aber den Fuß auf die unterste Stufe des Thrones setzen will, da zieht ihn etwas am Rockkragen unwiderstehlich hinterwärts, und über den ganzen Markt hin erschallen die Worte: „Merkwürdig! so ein vernünftiger Apotheker und dabei so ein verdrehter Mensch!“

Schöner, freundlich lachender Frühlingsmorgen, du hast die Graustädter von einer unruhigen Nacht erlöst!

Früh sechs Uhr mit dem Glockenschlage öffnet sich, wie in Sommerzeiten Tag für Tag, in der Schlossgasse ein Haus, aus dessen weinbekleideter Wand ein eiserner Stab in die Welt hineinguckt, der Träger dreier blitzblanker Messingbecken, die der bärtigen Männerwelt anzeigen, dass da ein Mann wohnt, der ihnen auf kunstgerechte Weise Kinn und Backen glatt zu schaben versteht. Aus der geöffneten Türe tritt eine lange, schwächliche Gestalt, die dem Markte zueilt - der linke Arm klemmt den Scherbeutel fest an die Brust, der rechte, der sich voller Freiheit erfreut, baumelt unablässig hin und her - hat er nach vorn das Ende der Schwingungsebene erreicht, dann vollführt die Hand jene Seitenbewegung nach außen, mit welcher der Barbier bei der Rückkehr aus dem Hause eines Kunden den Inhalt seines Schaumnäpfchens bei Seite spritzt.

Die Bürgerliste nennt den Mann Franz Anton Schlenker, Barbier, Chirurgus und Stadtverordnetenersatzmann, die Leute vom Dorfe, die mit verbundenen Gesichtern nach Graustädt kommen, um sich von einem rebellischen Zahne befreien zu lassen, nennen ihn Herr Doktor - und das hört er sehr gern! -, die Graustädter aber heißen ihn den Wiener. Diesen Namen verdankt der seltene Mann dem Umstande, dass er allein von allen Graustädtern Wien gesehen, ja sogar zum jahrelangen Schauplatz seiner männerverschönernden Tätigkeit

gemacht hat, und das zu einer Zeit, wo es noch etwas heißen wollte, in Wien gewesen zu sein.

Der Mann mit dem Scherbeutel biegt um die Marktecke und geht in das Eckhaus, die Apotheke. Er nimmt seinen Weg durch den Laden, nickt dem pillendrehenden jungen Menschen hinter dem Ladentische herablassend einen guten Morgen zu und tritt, ohne erst an die Tür zu pochen, in die Wohnstube neben dem Laden ein.

„Küss’ die Hand, Frau Bürgermeister!“, sagt er drin zu der hageren, langen Dame in der Morgenhaube, die auf dem Kanapee sitzt und in eine illustrierte Zeitung vertief zu sein scheint.

„Guten Morgen, Doktor!“, erwidert die Dame und blickt von ihrer Zeitung auf. „Eben hab’ ich wieder eine sehr interessante Entdeckung gemacht. Kommen Sie her und sehen Sie sich den Mann da an! - Kennen Sie das Gesicht?“, fragt sie und verdeckt mit der Linken die Unterschrift.

„Ob ich’s kenne!“, ruft der Doktor gleich nach dem ersten Blicke auf das Bild - „das ist ja der - hm!, will mir's doch nicht gleich befallen, wer’s ist! Ist's nicht ein großer Staatsmann?“, fragt er nach einigem Besinnen.

„Ja, es ist ein großer Staatsmann!“, bestätigt die Dame kopfnickend. „’s ist der Sir Ulysses Grant! - Und finden Sie nicht auch, Doktor, dass mein Alexander große Ähnlichkeit mit ihm hat?“

„Hm! das ist allerdings eine interessante Entdeckung“, meint der Doktor und besieht sich den Kopf von allen Seiten; „aber der Bürgermeister trägt doch keinen Bart, und das runde Gesicht ...“

„Dachte mir's doch“, ruft die Dame und lächelt überlegen. „Ihr Männer lasst euch immer durch den ersten Augenschein leiten! Können Sie sich nicht vorstellen, Doktor, wie der Sir Ulysses Grant aussehen würde, wenn er keinen Bart trüge und wenn er kein so rundes Gesicht hätte und wenn er das Haar kurz geschoren trüge, wie mein Alexander? - Nun, Doktor?“

„Ja, ja, Frau Bürgermeister - wenn ich mir die Sache so vorstelle, da werden sie einander immer ähnlicher!“

„Nun, und worauf läuft's hinaus? - Zwanzig große Staatsmänner hab’ ich Ihnen schon gezeigt und haben Ihnen allemal bewiesen, dass sie Ähnlichkeit mit meinem Alexander haben - wie das zugeht? ’s ist eben der Typhus; den herauszufinden, braucht man freilich einen scharfen Blick!“

„Einen sehr scharfen!“, schaltet der Doktor mit besonderer Betonung des Adverbs ein. „Denn ich habe doch seiner Zeit in Wien die Staatsmänner schockweise gesehen, aber den Typus hab’ ich nicht herausgefunden!“

„Aber ich!“, sagt die Dame. „Und das lass’ ich mir nicht nehmen, mein Alexander hat den Staatsmännertypus! - und der Grant hat ihn auch, und deswegen haben ihn die Amerikaner zum Präsidenten gemacht. Nehmen Sie meinen Alexander, Doktor, und setzen Sie ihn in eine Republik, und ich sage Ihnen, es dauert nicht vierzehn Tage, so haben ihn die Leute zum Präsidentschaftskandidaten gemacht. Denn er ist ein geborener Präsident! sagt’ ich.“

Gleich nach diesen Worten öffnete sich eine Seitentür; das Gesicht mit dem Staatsmännertypus erschien in ihr, der geborene Präsident trat in das Zimmer.

„Wie? Schon da, Doktor?“, ruft er erstaunt. „Mein Gott, wo ist die Zeit hin! Seit Schlag vier Uhr sitz’ ich schon in meinem Kabinett und sinne über Entwürfen.“

„Aha“, sagt der Doktor, indem er sein Handwerkszeug auspackt, „von wegen der Majestät? - Konnte gestern nicht in den Löwengarten kommen, hab’ aber die Sache gehört.“

„Wir sind hier unter uns, Doktor“, fängt der Bürgermeister wieder an, und dabei setzt er sich vor dem Angeredeten auf einen Stuhl, um sich seinem Schermesser anzuvertrauen. „Was meinst du zum Königsbesuch?“

„Ich find’ es sehr hübsch von der alten Majestät, dass sie uns auch einmal besuchen will!“ Dabei präpariert er in seinem Napfe kunstgerecht den nötigen Schaum.

„Auch einmal? - Ja, ich meine, dass er eine so alte Stadt schon lange hätte besuchen können! Wenn ich bedenke, dass er bei den Naustädtern schon vor drei Jahren gewesen ist ...“

„Aber Alexander!“, fällt ihm da seine Gattin mit Eifer ins Wort - „wie oft willst du hören, dass er damals absolut durch Naustädt fahren musste, wie ihn der Weg einmal führte? Es wäre doch zu auffällig gewesen, wenn er um die Stadt herumgefahren wäre! Und hat denn etwa der studierte Bürgermeister da drüben eine Auszeichnung erhalten? - Jetzt kommt er aber express zu uns, und, Alexander, du magst dich als Republikaner noch so sehr gegen den Gedanken sträuben, in deinem Knopfloch seh’ ich nach dem Königsbesuch ein Bändchen!“

Dem Apotheker zuckte es wie Wetterleuchten über das Gesicht, aber er konnte nichts erwidern, denn bereits hatte ihn der Doktor eingeseift und sein Schermesser in Bewegung gesetzt. Während seiner Arbeit sagte derselbe:

„Neugierde ist's bei mir wahrlich nicht, denn ich habe in Wien Kaiser und Könige dutzendweise gesehn“ - dem Apotheker, der auch schon mehr als einen Potentaten gesehen, zuckt es wieder über das Gesicht, aber noch sitzt er unter dem Banne des Schermessers - „aber 's freut mich, dass der alte Herr kommen will. Man sieht doch, dass er sein Volk lieb hat, sonst würde er nicht Jahr für Jahr im Lande herumkutschieren und seine Städte und Dörfer besuchen!“

„Von Ihrem Standpunkte aus mögen Sie Recht haben, Doktor“, entgegnet jetzt an Stelle ihres Mannes die Frau Bürgermeister, „aber Sie wissen, er ist in seinem Herzen Republikaner, und so hat er natürlich seine besondern Gefühle und Gedanken!“

Inzwischen hatte der Doktor seine Arbeit im Gesicht des republikanischen Bürgermeisters beendet. Während dieser sich mit dem Handtuch sein Gesicht abtrocknet, sagt er:

„Was meinst du wohl, Doktor, in welcher Absicht er kommt?“

„In welcher Absicht? - Nun ich denke, er will sich das Städtchen ansehen?“

„Sollte nicht noch etwas andres dahinterstecken? Ich denke mir, man ist höheren Orts auf die Landgemeindeordnung aufmerksamer geworden!“

„Möglich - möglich!“, sagt der Doktor, indem er sein Handwerkszeug zusammenpackt. „Küss' die Hand, meine Gnädige!“, verabschiedet er sich dann bei der Dame. „Guten Morgen, Bürgermeister!“ Damit will er gehen.

„Noch ein Wort!“, ruft jener. „Heute um fünf Uhr haben wir eine Sitzung - du kommst doch?“

„Heute sind sie neugierig und kommen sicher alle! Sonst lassen sie sich gern von unsereinem ersetzen!“, erwidert der Doktor, die Türklinke in der Hand.

„I komm nur! Wenn wir nicht wären, ich und der Baurat und du, ich möchte sehen, was die Kerls zu Stande brächten!“, sagt der Bürgermeister verächtlich, und der Wiener verspricht, an der Sitzung teilzunehmen.

In des wohlloblichen Rats von Graustädt schmucklosem Sessionszimmer saßen die Väter der Stadt, unter ihnen der

schmächtige Schneidermeister Bang und der dicke Löwenwirt, die stärkste Säule der Kommune, wie ihn der Kantor Fröhlich scherzend zu nennen pflegt. Auch der Wiener, der Stadtverordnetenersatzmann, hatte sich eingestellt; denn obwohl, wie er geahnt, niemand zu ersetzen war, da die Wichtigkeit der Session alle Mitglieder zum Kommen bewogen hatte, so hatte ihm doch infolge der bürgermeisterlichen Aufforderung das Interesse für die wichtige Sache, wie er beim Fortgehen zu seiner Frau sagte, oder die Neugierde, wie die Frau Doktor dem fortgehenden Gemahl entgegnete, keine Ruhe gelassen.

Noch fehlten die beiden Häupter des Ganzen, der Bürgermeister und der Stadt- und Baurat. Inzwischen stärkte sich das würdige Kollegium durch einen kühlen Trunk aus dem Keller des Rathauses. Denn der Bürgermeister hält zwar im übrigen streng darauf, dass es in den Graustädter Ratsitzungen parlamentarisch zugeht, doch hat er eingesehen, dass ein Kampf gegen den Durst des Löwenwirts vergeblich sein würde, und so lässt er es, wenn auch mit geheimem Groll, geschehen, dass er und andre durch ihn verführte durstige Seelen an warmen Tagen zur Abkühlung und bei kühlem Wetter zur Erwärmung eins trinken und in geeigneten Pausen den Ratswachtmeister Schirmer, der im Vorzimmer ihrem Beispiel meist auf ihren Kosten folgt, durch Deckelklopfen herbeizitieren und beauftragen, noch eins zu bringen.

Die Herren vom Rate unterhielten sich angelegentlich von dem bevorstehenden Besuche der Majestät. Alle sprachen sich dahin aus, dass man denselben als eine große Ehre für die Stadt auszusehen haben. Endlich pflichtete auch der Löwenwirt dem im Allgemeinen bei; aber, fügte er hinzu, es wäre zuletzt doch nur ein kurzer Spaß, um den es viel Schererei geben würde. Im Hinblick auf dies kommende Ungemach beschloss er, noch eine Stärkung zu sich zu nehmen, und klapperte eben mit dem Deckel seines Glases, da erschienen der Bürgermeister und der Stadt- und Baurat und nahmen grüßend und begrüßt ihre Plätze ein, der Bürgermeister den Präsidentenstuhl am obern Ende des Tisches, der Stadt- und Baurat den Sitz zu seiner Rechten.

Darauf eröffnete der Bürgermeister die Sitzung. Ein so wichtiger und zugleich so erfreulicher Gegenstand, sagte er, habe seines Erinnerns noch für keine Sitzung vorgelegen. Er habe, führt er fort, soweit das in der Eile möglich gewesen, mit seinem lieben Kollegen,

dem Stadt- und Baurat, die nötigen Vorlagen vorbereitet und bitte nun diesen, das bezügliche Referat zu geben.

Dieser freundlichen Aufforderung leistete der liebe Ratssessionskollege mit sichtlichem Vergnügen Folge. Er erhebt sich und beginnt mit gewinnendem Lächeln:

„Ich bin der Ansicht, werte Herren Kollegen, dass wir den bewussten Tag mit Aufbietung aller Kräfte feiern müssen - das sind wir uns und dem König schuldig! Von diesem Gesichtspunkt aus bitte ich Sie, meine Vorschläge zu prüfen. Da unsre Stadt eigentlich schon vor der Stadt mit den Appartimenten¹ anfängt, so bin ich der Ansicht, dass wir dort ein symbolisches Stadttor errichten müssen.“

Er hält etwas inne - das Kollegium sieht mit fragenden Blicken auf ihn, er und der Bürgermeister lächeln etwas geheimnisvoll.

„Wenn ich sage: ein symbolisches Stadttor“ - fuhr er fort - „so meine ich damit eine Ehrenpforte.“

„Eine prächtiger Idee!“, ruft der Schneidermeister Bang aus, „ganz prächtig!“

Dem Herrn Stadt- und Baurat tut dieser offenbar ganz unwillkürliche Ausbruch der Bewunderung unendlich wohl - verschwunden ist aller Groll gegen den Schneider, der so viel Empfänglichkeit für prächtige Ideen zeigt. Doch wie abwehrend sagt er:

„Pst, Bang, Sie dürfen mich nicht unterbrechen! - Eine Ehrenpforte, sag' ich, als symbolisches Stadttor. Den Riss dazu hab' ich schon entworfen, doch bitte ich, den unser“ - dabei sah er auf den Bürgermeister - „Geheimnis bleiben zu lassen. Verlassen Sie sich drauf, ich werde etwas Monumentales hinsetzen!“

„Was will er hinsetzen?“, fragt der Löwenwirt scheinbar mit dem Bestreben, leise zu reden, doch so, dass es alle hören mussten, seinen Nachbar, den Wiener, und seine Frage erregt bei einigen Heiterkeit.

„'was Monumentalisches, Karl!“, erwidert der Wiener mit erheucheltem Ernste, wodurch die Heiterkeit vermehrt wird. Der Herr Stadt- und Baurat aber ist über eine derartige Unterbrechung entrüstet; er hüstelt und sieht den Vorsitzenden mit einem Blicke an, in dem deutlich die Aufforderung liegt, ein solches Gebaren zu verweisen. Der Bürgermeister, der heute in sehr gnädiger Stimmung ist, droht dem Löwenwirt mit dem Finger und sagt:

„Hübsch parlamentarisch, Nachbar, hübsch parlamentarisch!“

¹ Einzelgebäude außerhalb der geschlossenen Bebauung des Altstadtbereichs

„Hinter der Ehrenpforte“, fährt der vortragende Rat fort - „stellt sich auf beiden Seiten die Schuljugend auf und empfängt den greisen Landesvater mit der Nationalhymne!“

„Mit was?“, wendet sich der Löwenwirt wie vorhin an seinen Nachbar - erneute Heiterkeit.

„Er meint ‚den König segne Gott‘, Karl!“, sagt der Wiener.

„Kann er das nicht auf deutsch sagen? Die infame Flunkerei! Red't doch, wie euch der Schnabel gewachsen ist!“ Der Löwenwirt sagt das nur so vor sich hin, aber gehört haben es wieder alle, und der Stadt- und Baurat schleudert wütende Blicke auf den frechen Kollegen.

Der Präsident fühlt sich in unbehaglicher Lage und sagt: „Aber, Nachbar, das geht wirklich nicht! Wo bleibt denn da die parlamentarische Ordnung?“

Der Wirt steckt auch diese Mahnung ruhig ein, der Baurat fährt fort:

„Wenn der erste Vers vorbei ist, wird wohl unser Herr Pastor eine Begrüßungsrede halten - und nun denke ich mir's sehr rührend, wenn unsre Kinder dazu ganz piano den zweiten Vers singen.“

Einige halblaute Stimmen finden das auch sehr rührend, während der Löwenwirt höchst respektwidrig lacht.

„Ich war von vornherein darauf gefasst“, ruft der Baurat erregt mit verächtlichem Tone, „dass ich nicht überall das nötige Verständnis finden würde. Ich werde mich aber dadurch nicht irre machen lassen! - Das schönste wäre es dann“, fährt er wieder ruhiger fort, „wenn wir die Majestät durch ein Spalier fahren lassen könnten. Da brauchen wir Leute! werden Sie sagen. Ja - 's ist aber ganz merkwürdig, wie viele Männer in unserm Städtchen herauskommen, wenn man die einzelnen Vereine vornimmt. Ich habe mir die Sache so gedacht: Hinter den Schulkindern stellen sich die Innungen mit ihren Fahnen auf, und während der König durch die hindurchfährt, singen die Kinder den dritten Vers, natürlich forte!“

Entschiedenenes Beifallsnicken mehrerer Ratsmitglieder; der Wiener ruft: „Sehr gut!“, worüber der Löwenwirt wieder in Heiterkeit gerät.

„An die Innungen reiht sich die Liedertafel ...“

„Oha!“, ruft der Löwenwirt, als wollte er protestieren.

Aber der Redner beachtet sein Oha gar nicht, sondern fährt fort: „hüben die Herren, drüben die Damen, oder auch bloß die Herren!“

Die könnten vielleicht auch etwas singen - ‚du stolzes England freue dich‘ ging im letzten Konzert brillant, nicht, Wiener?“

„Ganz brillant!“, bestätigt der Wiener. „Passt auch der Text ganz gut - ‚dein König, dein König‘, kommt drin vor!“

Der Stadtrat sieht, er findet doch Verständnis, und ist wieder ganz versöhnt.

„Wie wäre es“, fragt er nun, „wenn sich dann an die Liedertafel die Turner anschließen mit dem Turnrat an der Spitze?“

„Nanu!“, fährt der Löwenwirt wieder auf, aber der Bürgermeister schneidet ihm weitere Worte mit der Bemerkung ab, er solle sich doch nur noch ein Weilchen gedulden, dann könne er das Wort erhalten.

„Nun müssen wir, wenn die Leute sich nicht zu eng aufstellen, bis an den Markt gekommen sein; dort stellt sich der Mündung des Spaliers gegenüber unser Schützenbataillon auf.“

„Nein!“, fängt da der Löwenwirt von neuem an, und schreit mehr als je - „was zu toll ist, ist zu toll! Da hört doch alles ...“, er vollendet den Satz gar nicht, sondern setzt, während alle andern starr vor Staunen auf ihn sehen, sein Glas an den Mund, trinkt es aus und klappert dann mit einer Heftigkeit und Beharrlichkeit, als müsste er den alten Wachtmeister aus dem Grabe herausklappern.

Der Stadt- und Baurat steht bleich da und zittert vor Wut; auch dem Bürgermeister reißt endlich der Geduldsfaden.

„Nachbar!“, ruft er zornig, „das geht wahrhaftig nicht! Das ist gegen allen parlamentarischen Anstand und ...“

„Ach was!“, fährt der Löwenwirt dazwischen, der nun auch warm geworden - „ist etwa das parlamentarischer Anstand, dass ich mich kaltblütig soll vierteilen lassen?“

Die verwunderten Gesichter der Umsitzenden beweisen deutlich, dass man ihn nicht versteht.

„An die Schulkinder reihen sich Innungen! - Können etwa die Fleischer ohne ihren Obermeister dastehn?“ Er sieht sich im Kreise um, ohne auf seine Frage eine Antwort zu bekommen.

„Der bin ich!“ Und zur Bekräftigung dieser Tatsache schlägt er mit seiner derben Faust auf den alten Sessionstisch, dass er in allen Fugen kracht.

„Dann kommt die Liedertafel und singt das stolze England! - Wer ist denn der einzige vernünftige zweite Bass?“ - Wiederholte Umschau ohne Erwiderung. „Der bin ich auch!“ Zweiter dröhnender Schlag auf das unglückliche Möbel.

„Dann kommt der Turnrat! - Wer ist denn Turnrat?“

„Der Wiener, der Schlosser Haubold und wieder ich!“ Dritter Schlag auf die Tischplatte.

„Nun möchte' ich bloß wissen, wie ich mich auch noch als Leutnant vom Schützenbataillon gegenüber der Spaliermündung mit aufstellen soll!“ Der Tisch kracht zum vierten Male.

Je weiter der Wirt mit seiner Auseinandersetzung kam, desto erheiternder wirkte sie, und als er mit dem vierten Schlage auf den Tisch geschlossen hatte, erhob sich ein schallendes Gelächter. Dem Wirt selber kam die Sache nun auch so spaßig vor, dass er mit gewaltigem Lachen einfiel. Der Bürgermeister wusste erst nicht recht, was für ein Gesicht er zu der Sache machen sollte; denn er war halb und halb Mitschuldiger an dem Rechenfehler, den der Baurat begangen.

Wohl hatten sich die beiden, als sie im Geiste das Spalier für die Majestät aufstellen, höchlichst verwundert, dass ihr kleines Graustädt in so vielen Vereinen so viele Männer bürge, aber dass die meisten Liedertafeltenöre und Bässe zugleich zu den Innungen, Turnern oder Schützen gehörten, daran hatten sie in der Freude über ihre überraschende Entdeckung nicht gedacht, wiewohl sie beide sowohl Sanges- als auch Schützenbrüder waren!

Nach kurzem Schwanken schien es dem schlaun Bürgermeister das beste, den lieben Kollegen preiszugeben und mitzulachen, und so stand der arme Stadt- und Baurat verlassen da - die stramme Haltung war dahin, die Wut hatte verwirrter Beschämung und grenzenloser Verlegenheit Platz gemacht - so stand er da, ratlos, was er beginnen sollte.

Da erschien ihm im Wiener ein Erlöser aus seiner Pein.

„Das war ein Hauptspaß!“, rief dieser, nachdem er sich satt gelacht hatte, - „aber lacht, wie ihr wollt, großartig war die Idee des Baurats doch! Wie ich in Wien war, da kam einmal der Kaiser von - von ...“ (der Wiener kann sich augenblicklich durchaus nicht besinnen, welcher Kaiser, obwohl ihm Nachbar Löwenwirt auf die Sprünge zu verhelfen sucht, indem er ihm lachend Fragen vorlegt, wie: von China? von Marokko?) - „kurz, da kam einmal ein Kaiser, und den empfangen die Wiener fast akkurat so, wie es der Baurat vorgeschlagen hat!“

Welche Musik für das Ohr des gedemütigten Stadt- und Baurats! Mit jeder Sekunde gewann er wieder mehr Haltung.

„Ganz großartig, sag' ich!“, fuhr der Ersatzmann fort. „Freilich, herhexen kann er die Leute nicht, und vierteilen können wir den Löwenwirt auch nicht ...“

Die Ratsherren bekommen einen neuen Lachanfall, und nun ist der Stadt- und Baurat wieder soweit zu Fassung gekommen, dass er selbst in das Lachen einstimmt, ja lauter lacht, als die andern, gleich als wollte er nachholen, was er vorhin versäumt, oder als ginge er darauf aus, seine Niederlage von vorhin aus der Erinnerung der Herren Kollegen hinauszulachen.

„Lachen macht durstig, Kinder!“, rief dann der Löwenwirt. „Wachtmeister, wie lange wollt Ihr mich denn auf das Bier warten lassen?“

Dem edlen Schirmer, der schon vorhin auf das gewaltige Klappern des Löwenwirts erschienen war, fiel es jetzt erst ein, dass er der eben abgespielten Szene lieber nicht hätte beiwohnen sollen. Er hatte eine große Furcht davor, beim Baurat in Ungnade zu fallen, weil er dessen Niederlage mit angesehen hatte. Aber er wurde aufs Angenehmste von seiner Besorgnis befreit.

„Schirmer!“, rief der gefürchtete Mann, „für jeden der Herren ein Glas! - Bürgermeister, du trinkst auch eins mit - 's ist ausnahmsweise, eine Königssitzung! Ich hab' euch einen Spaß gemacht, nun macht mir auch einen und trinkt eins auf meine Rechnung!“

„Holla, Bang!“, ruft der Löwenwirt - „hier musst du sagen: Das ist eine prächtige Idee!“ - Er sucht die Worte im Tone des Schneiders wiederzugeben, das gelingt ihm natürlich nicht im Entferntesten, trotzdem erntet er vielen Beifall.

Und nun begann nach des Löwenwirts Anschauung eine so gemütliche Sitzung, wie sie vielleicht, so lange in Graustädt Ratssessionen gehalten wurden, noch nicht da gewesen war. Dem Bürgermeister wollte anfangs das Bier nicht recht munden; es war ihm, als versündige er sich an seiner ganzen unbefleckten parlamentarischen Vergangenheit. Da er aber einmal durch sein Gewähren lassen A gesagt hatte, so musste er auch B sagen - und so siegte einmal in ihm der Mensch über den Bürgermeister, während sonst der Bürgermeister den Menschen gefangen hielt.

Der Ratskellerwirt schickte den hochweisen Herren einen herrlichen Trank. Dem sprachen sie eifrig zu, und ihr Gespräch beschäftigte sich zunächst noch mit dem Gegenstande der Sitzung. Als die Gläser ziemlich geleert waren - der Löwenwirt hatte sogar in

dem seinigen schon den Boden gesehen - da bat der Wiener den Bürgermeister um das Wort, und als er es erhalten, hielt er mit großer Zungenfertigkeit eine höchst ernsthafte Rede gegen einen, der sich unberufener Weise in das Sitzungslokal eingedrängt hätte. Wenn das betreffende Subjekt auch behauptet, dass es durch die Wichtigkeit des Gegenstandes zum Eindringen bewogen worden sei, so sei doch seine Frau gleich der richtigen Ansicht gewesen, dass bloß die Neugierde es getrieben habe. Das dürfte nicht unbestraft bleiben, und deshalb stellte er den Antrag, dass der Wiener - denn dieser wäre das fragliche Subjekt - verurteilt würde, jedem der ordentlichen Mitglieder des Rats durch ein Glas Genugtuung zu gewähren und zur Erhöhung der Strafe selber eins mitzutrinken.

Seine Rede fand großen Anklang. Der Bürgermeister ließ in aller Form über den Antrag abstimmen, und einstimmig wurde der Wiener zu der von ihm selbst vorgeschlagenen Buße verurteilt.

Während das Strafseidel getrunken wurde, fand der Löwenwirt Gelegenheit, zwar nicht eine Rede zu halten, das liebte er durchaus nicht, aber der Versammlung zu erklären, dass er sich gedrunken fühlte, zum Dank für seine glückliche Rettung aus der Gefahr, gevierteilt zu werden, auch ein Glas zum besten zu geben. Auch dagegen erhob sich keine Einsprache. Der Wachtmeister erschien, sobald er das Deckelklopfen vernommen; sein Gesicht erglänzte im rosigen Scheine, der sich im Verlaufe der Zeit mehr und mehr vertiefte - denn das Glas, das der Löwenwirt zum besten gab, war noch nicht das letzte, das er zu bringen hatte, und bei jeder neuen Auflage bedachte er sich mit einem Freiexemplar.

Dem Stadt- und Baurat ließ es nun keine Ruhe mehr; da er mit seinem Spalier in die Brüche gekommen war, so suchte er jetzt durch die Beschreibung des symbolischen Stadttors, dessen Entwurf er vorher geheim gehalten, auf seinem eigentlichen Felde des Bauwesens Lorbeeren zu ernten. Er gab eine ausführliche Beschreibung der Ehrenpforte. Zwar konnte sich keiner der Zuhörer nach seiner Beschreibung ein klares Bild davon machen, doch bemerkte der Wiener, das müsste allerdings etwas ganz Monumentalisches werden!

Auf einmal bat der Schneidermeister Bang, der eine Zeitlang wie in sich gekehrt da gesessen hatte, um das Wort, was alle in das höchste Erstaunen versetzte; denn kein Mitglied des Rats konnte sich entsinnen, jemals eine Rede von ihm gehört zu haben. Aber das

Wunder geschah! Bang stand auf, und hub an zu reden. Er nahm zuerst einen Anlauf auf die Person des Bürgermeisters, verwickelte sich aber sofort in mehrere Vordersätze, in denen er dessen Tugenden preisen zu wollen schien, geriet sichtlich in Angst, als er sich im Verlaufe der Worte bewusst wurde, dass er den letzten Faden verloren hatte, und wusste endlich absolut nicht mehr, was er sagen sollte.

Während er seine Zuflucht zum Taschentuche nahm, versicherte der Wiener halblaut, dass er dem Schneidermeister eine solche Beredsamkeit gar nicht zugetraut hätte. Das Kichern, dass dieser Bemerkung folgte, schien auf den Redner selbst keine erheiternde Wirkung zu haben.

War es eine wunderbare Kraft des Taschentuchs oder was war es - jedenfalls war dem aus dem Konzept gekommenen Schneider inzwischen wenigstens der Antrag wieder eingefallen, den er hatte stellen wollen, und so beantragte er denn, indem er mit einem verzweifelten Sprunge über alle vermittelnden Gedanken hinwegsetzte, der Bürgermeister möge darüber abstimmen lassen, ob sie nicht zu dem delikaten Biere eins singen wollten.

Dieser unerwartete Antrag rief große Heiterkeit hervor; nur der Bürgermeister lachte nicht mit. Ihm schlug das parlamentarische Gewissen noch einmal, und mit Entrüstung wies er den Antrag des Schneidermeisters zurück.

„Sind Sie denn von Sinnen, Bang?“, rief er, bemüht mit seinen Worten durch das Gelächter hindurchzudringen. „Unter meinem Präsidium hier singen?“

Aber der unglückliche Antragsteller hörte nicht, was der gestrenge Herr Präsident sagte. Die bei einer Jungferrede unvermeidliche Aufregung, die überstandene Angst, die ihm nicht völlig begreifliche Heiterkeit verwirrten ihm die Sinne, die Geister des starken Getränks benutzten tückisch die Gelegenheit, seinen bedrängten Geist zu überwältigen, und so sang er, dem Bürgermeister zum Schrecken den andern zu erhöhter Lust, mit etwas zitternder Stimme: „Heda! Wein her!“

Er kam nicht weit in seinem Liede, dann lachte er laut, dann fing er an zu zanken, er könnte hier ebenso gut einen Antrag stellen, wie andre! Dann lehnte er sich erzürnt auf seinem Stuhle zurück und kümmerte sich um die Herren Kollegen fortan so wenig, dass er die Augen schloss.

Diese ganze Szene hatte dem hochweisen Rate von Graustädt ein großes Vergnügen bereitet. Auch der parlamentarische Vorsitzende machte gute Miene zum bösen Spiele, nachdem ihm klar geworden, wie es mit dem guten Schneider stand; und nun lachte auch er mit, als dieser, wie im Traume, mitten in die Unerhaltung der andern hinein, im Texte des vorhin begonnenen Liedes vor sich hin lallte:

Mit - Was - ser - bleibt - mir - fer - - ne,
Das - trink' - ich - gar - nicht - ger - - ne,
Wein - muss - es - sein!

Die Sitzung hatte bereits eine ganz ungewöhnlich lange Dauer gewonnen, dem Bürgermeister schien es geraten, ihr ein Ende zu machen, aber was mit dem Schneider anfangen, der zu größerer Bequemlichkeit inzwischen sein Haupt auf den Sessionstisch gebettet hatte?

„Da wissen wir Rat!“, sagte der Löwenwirt. „Setzt Stühle zusammen - da leg' ich ihn drauf; da mag er seinen Rausch ausschlafen!“

Das Lager war bald bereitet. Der Wirt fasste den Schneider unter den Armen, der dadurch wieder etwas ins Leben zurückgerufen, mit einer Veränderung des Textes, die großen Beifall fand, wie früher vor sich hin lallte:

Mit - Rhein - wein - bleibt - mir - fer - - ne,
Das - trink' - ich - gar - nicht - ger - - ne,
Wein - muss - es - sein!

Dann wurde der Sangesfreund auf das ihm bereitete Lager gebettet. - Was aber wird die Stadt von dieser Sitzung denken? - Was wird, o schrecklicher Gedanke! der alte Doktor davon sagen? - Diese Fragen vergällten dem parlamentarischen Haupte der Gemeinde alles Behagen, das auch er einige Zeit empfunden hatte.

„Aber meine Herren!“, sagte er, nachdem er sich mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Freundlichkeit Gehör verschafft hatte, „davon können wir doch niemanden etwas erzählen?“ Und dabei wies er auf den schlafenden Schneider.

„Da wissen wir Rat!“, rief der Wiener. „Ich stelle den Antrag, die Sitzung als geheime zu behandeln!“

Der Bürgermeister bewunderte im Stillen den klugen Einfall des Barbiers und brachte ‚den glücklichen Gedanken seines Freundes‘, wie er sich ausdrückte, zur Abstimmung. - „Einstimmig angenommen!“, sagte er dann befriedigt, und mit den Worten: „Ich

weiß, dass ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen kann!“, die so viel heißen sollte als: Wehe dem, der etwa aus der Schule schwatzt! schloss er die Sitzung, die zwar nicht durch den Wert ihres Ergebnisses, wohl aber durch ihre äußere Form die denkwürdigste aller Graustädtischen Ratssitzung geworden ist. Die Herren verließen das Lokal und den schnarchenden Kollegen, der Wachtmeister Schirmer, eine flammende Abendröte im Gesicht, trug, nachdem ihm der Bürgermeister im Vorbeigehn mit vielsagendem Gesicht zugerufen: „Schirmer, die Sitzung war eine geheime!“ die leeren Biergläser hinweg und schloss dann, wie es seine Pflicht erheischte, die Sessionsstube zu.

- - -

In Graustädts Gassen herrschte die tiefste Ruhe. Der alte Nachwächter Hase machte pflichtgetreu die Runde durch die Stadt und sagte die elfte Stunde an. Die Wolkenwand, hinter der die Sonne untergegangen war, war höher und höher heraufgekommen; schon lange hatte im Westen Wetterleuchten die Wolken zerrissen, auch ein fernes Mummeln war dem Nachtwächter bereits ins Ohr gedrungen. Der schüttelte den Kopf darüber, dass das Wetter doch näher und näher kam. Denn er wollte während seiner Nachtwächterlaufbahn die Bemerkung gemacht haben, dass der Vollmond kein Gewitter aufkommen ließe - „und ich nachtwächtere nun schon seit vierundzwanzig Jahren!“, pflegte er solchen Erfahrungssätzen mit Nachdruck hinzuzufügen.

Indes das Wetter kehrte sich nicht an die Beobachtung des Nachtwächters. Schon erhob sich ein Wind, wie er dem Ausbruch eines Gewitters vorauszugehen pflegt, einzelne verwehte Tropfen fielen hernieder - der alte Hase flüchtete unter einen kleinen Vorbau des Rathauses, unter dem in Sommerzeiten die Stammgäste des Ratskellers ihren Trunk zu tun pflegen.

Bald brach ein gewaltiges Donnerwetter los. Blau leuchtende Blitze erhellten in rascher Folge das Dunkel der Nacht, so dass der Nachtwächter einmal um das andre vor sich himurmelte: „Gott, geb's gnädig!“, der Donner rollte fast ununterbrochen, und jetzt begann auch der Regen in starkem Gusse hernieder zu rauschen.

„Drum bitten wir in Demut dich,
Wend' ab dies Wetter gnädiglich
Und treib's in wilde Wüstenei,
Damit es niemand schädlich sei,
Dahin, wo nie ein Mensch gewohnt,
So wird Mensch, Tier und Frucht verschont.“

So betete aus einem alten Gewitterliede der fromme Hase in seiner Bangigkeit vor sich hin. Da war es ihm auf einmal, als wenn Himmel und Erde in Blitzesflammen ständen, und gleich darauf erfolgte ein betäubender Donnerschlag, dass er vor Schrecken zusammenbebte. Und dann - was ist das? Klingt das nicht wie Hilferuf? Ja, da ruft es wieder ganz jämmerlich: „Hilfe! - Feurio! Mordio! - Hilfe, Hilfe!“

Der Nachtwächter sprang aus dem schützenden Vorbau heraus, unbekümmert um den strömenden Regen; denn der Schlag hatte sicher gezündet; wieder hörte er ja den jämmerlichen Hilferuf oben aus dem Rathause ertönen! Mit aller Kraft blies er in sein Horn, dass das unheimliche Feuersignal das Plätschern des Regens und das Nachrollen des Donners übertönte.

Die Graustädter waren zum großen Teil schon durch das tobende Gewitter aus dem Schlafe geweckt worden; nun das Feuersignal zu hören war, wurde trotz des andauernden Unwetters sogleich Leben auf den Straßen. Männer rannten mit Feuereimern dem Markte zu und schrieen, um den tutenden Nachtwächter zu unterstützen, aus Leibeskräften: „Feuer! Feuer!“

„Wo denn? - Wo brennt's denn?“

„Das Rathaus!“

„Um Gottes willen!“, rief der Spritzenkommandant, der den Spritzenhausschlüssel hoch in der Rechten emporhaltend, atemlos dahergelaufen kam. „Rasch Männer, helft!“

„Hilfe! Hilfe!“, ruft es wieder vom Rathause herunter.

Welche Angst erfasst die Leute, obwohl sie noch nichts vom Feuer sehn können!

„Hinein ins Haus! Vielleicht ist's noch zu dämpfen!“

Mit vollen Eimern dringt ein Haufe hinein in das Haus, vorbei am Ratskellerwirt, der es eben geöffnet hatte, um zu fragen, wo es brenne.

„Oben bei euch!“ Damit reißen sie ihn mit sich fort die Treppe hinauf; jammernd stürzt die Wirtin mit brennendem Lichte hinterdrein.

„Hilfe! Hilfe!“, hören sie, oben angekommen wie aus einer fernen Ecke. Der Wirt stutzt - „Was soll das heißen?“, fragt er. „Dahinten schläft niemand von uns!“ Den Männern, die um ihn stehen, wird die Sache etwas unheimlich.

Der Wirt ging den andern voran, den Saal entlang nach der Gegend, aus welcher von neuem Hilferuf erscholl.

„Das kommt aus der Sessionsstube!“, rief er - im Nu stand er vor der Tür und schrie: „Wer zum Teufel steckt dadrin?“

„Um Gottes willen, lasst mich heraus!“, rief eine klägliche Stimme. Mit einem gewaltigen Fußtritt stieß der Wirt die Tür auf - sieh! da stand im Scheine des mitgebrachten Lichtes, aschfahl im Gesicht, mit wirrem Haar, an allen Gliedern bebend der Schneidermeister Bang - ein jämmerlicher Anblick!

Vom höchsten Erstaunen ergriffen starrten die Gekommenen den zitternden Schneider an; auch der Wirt hatte keine Ahnung von diesem Resultat der geheimen Sitzung - und unter einem Gewirr von Fragen drängten sie sich mit dem Licht in das Sessionszimmer.

Der Markt hatte sich inzwischen mit Leuten gefüllt. Alle waren in der peinlichen Erwartung, im nächsten Augenblick die hellen Flammen aus dem Rathause emporschlagen zu sehen. Aber es waren auch schon Anstalten getroffen worden, dass feindselige Element zu bekämpfen. So wenig Zeit auch erst vergangen war, seit das Feuersignal gehört worden, so hatten doch der Stadt- und Baurat und der Bürgermeister mit Besonnenheit die nötigen Anordnungen getroffen und willige Hände gefunden. Männer und Knaben hatten sich aneinander gereiht bis zu den nächsten Röhrwässern, und volle und leere Eimer wanderten schnell die Reihen auf und ab. Bald ist die Spritze gefüllt, die Bemannung steht bereit, die Hände an den Schwengeln.

Schon will die Hoffnung aufsteigen, dass die Männer, die in das Haus geeilt, das Feuer glücklich erstickt haben, da, o Jammer! - Feuerschein im Saale! Es ist keine Täuschung - er wird stärker - auch in der Sessionsstube wird es schon hell!

„Achtung!“, ruft der Spritzenkommandant seinen Leuten zu. Noch ist keine der langen Feuerleitern zur Stelle, aber der

Spritzenmeister weiß sich zu helfen: von unten richtet er das kupferne Mündungsrohr nach dem einen Fenster des Sessionszimmers.

„Los!“, ruft der Kommandant, und der dumpfe Schall der in Bewegung gesetzten Schwengeln lässt sich mit einem Doppelschlage höre. Zischend dringt der Wasserstrahl aus der kupfernen Mündung und schlägt mit gewaltigem Anprall an das Fenster der Ratsstube, dass es klirrend zerspringt.

Da schallt von droben ein jähes, lautes Aufschreien vieler Stimmen - was ist das? Auch der Feuerschein ist verschwunden!

„Halt!“, schreit der Spritzenkommandant aus Leibeskräften; die Arme ruhn, der Wasserstahl versiegt.

Nun eilt der Wiener mit einem Schwarme der Leute in das Rathaus, um sich und den andern Aufklärung zu verschaffen. Nicht lange dauert es, so kommt von da ein Zug lachender Menschen zurück, voran, von zweien in die Mitte genommen, der Schneidermeister Bang, der die umfangreichste Beichte abgelegt hat. Die die Geschichte gehört hatten, teilten sie sofort anderen mit und so kannten bald alle den Hergang der Dinge, soweit ihn der Schneidermeister selbst kannte.

Alle atmeten auf, dass die Gefahr, an die sie geglaubt hatten, nicht vorhanden war, und die meisten fanden die Geschichte zum Lachen, eine Stimmung, die der Wiener eifrig zu fördern suchte. Der Bürgermeister ward vom bittersten Ärger ergriffen, dass die unparlamentarische Sitzung trotz dem glücklichen Gedanken seines Freundes offenbar geworden war, und verwünschte es in seinem Herzen, dass er sich schwach gezeigt hatte.

„Dieser Hasenfuß von einem Schneider hat auch keinen Funken persönlichen Mut!“, sagte er, dass es die Umstehenden hörten, dann ging er nach Hause.

Es gab aber auch Männer, die es nicht lustig fanden, so um nichts und wieder nichts in einen solchen Schreck gejagt zu werden und sich bis auf die Haut durchnässen zu lassen - „bloß“, weil der Spritzenmeister Haubold, so laut er konnte, sagte, „weil die Ratsleute statt ordentliche Sitzung zu halten, Narrenspossen getrieben hätten!“

„Nun, du alter Brummbär!“, rief da der Wiener eben so laut, „du hättest wohl lieber ins lichterlohe Feuer gespritzt, als dem Ratskellerwirt in die Fratze, der auf einmal genug bekommen hat, dass er sich vier Wochen lang nicht zu waschen braucht?“

Dieser Frage folgte ein lautes Gelächter der Umstehenden; der Brummbär Haubold aber fand keine Antwort darauf, und so war er samt seinen Mitbrummern zum Schweigen gebracht.

Das Gewitter hatte mit dem gewaltigen Schläge, der die Angst des eingeschlossnen Schneidermeisters aufs höchste gesteigert und ihn zum Hilferufen veranlasst hatte, seinen Höhepunkt erreicht; seitdem war es schwächer und schwächer geworden, und nun leuchtete das Wetter nur noch manchmal in der Ferne; aber der Regen dauerte weiter und trieb die Leute unter Dach und Fach. Nicht wenige der Männer aber fanden es geraten, bevor sie den weiten Weg nach Hause anträten, erst einmal beim Ratskellerwirt vorzusprechen. Wie andre Sterbliche nach dem Eintritt irgendwelches plötzlichen Schrecknisses, so fühlten jetzt diese guten Graustädter das Bedürfnis, einander ausführlich mitzuteilen, was sie gerade gedacht oder gesagt oder gemacht hätten, als das Feuersignal ertönte. Zudem machte der Wiener darauf aufmerksam, sie alle wären vom Regen so durchnässt, dass sie eine der gefährlichsten Erkältungen befürchten müssten, wenn sie nicht möglichst bald einen Schluck Grog zu sich nähmen - der Grog der Ratskellerwirtin aber wäre anerkanntermaßen so gut gebraut, dass er voraussichtlich vor allen üblen Folgen der Durchnässung bewahren würde.

Das Gutachten des Doktors bewog manchen guten Familienvater, der erst unschlüssig gewesen, der Gesundheit wegen sich an dem Zuge in das Rathaus zu beteiligen. Ohne besondere Aufforderung schloss sich diesem Zuge auch der alte Nachtwächter an. Wenn einer, so bedurfte er einer Herzstärkung - sie mundete ihm umso besser, da der Wiener die Bezahlung für ihn übernahm. Auch andre fanden sich, die ihm ihre Anerkennung in gleicher Weise zollten, und so bemächtigte sich seiner gar bald die wohlthätigste Wärme. Er fühlte, dass er bei dem ganzen Begebnis eine der Hauptrollen gespielt hatte, und ward nicht müde, der großzechenden Gesellschaft den eingehendsten Bericht über alles abzustatten, was er an diesem Abende als Nachtwächter erlebt, gedacht und getan hatte.

Als es ihm die Pflicht gebot, verließ er das Lokal, um die Runde durch die Stadt zu machen. Auffällig schnell kehrte er von seinem Umgang zurück, sichtlich erfreut, die Herren von ihrer Furcht vor einer Erkältung noch nicht ganz befreit zu finden. Er sträubte sich nicht, weitere Anerkennung in Grog entgegenzunehmen. Von neuem begann er zu erzählen, was er schon einmal erzählt hatte, bald aber

fielen ihm die Augen zu, und fortan war er nur ein schlafendes Mitglied der Gesellschaft.

Als die andern endlich völlig sicher vor Erkältung zu sein meinten, - um welche Stunde das gewesen, hat keiner verraten - da weckte der Wiener den Schnarcher.

„Ihr habt ein Viertelstündchen genickt, alter Freund!“, rief er ihm zu, bemüht, ihn wieder munter zu schütteln.

„Ist das ein Wunder?“, sagt der Alte, endlich wieder bei Sinnen, mit etwas schwerer Zunge; „So eine Nacht hab’ ich noch nicht erlebt, und ich nachtwächte doch nun schon seit fünfundsechzig Jahren!“ Schallendes Gelächter.

„Was lacht ihr denn?“, sagt der Wiener. „Weiß nicht die ganze Stadt, dass unser alter Hase eine **geborener** Nachtwächter ist?“ - und unter dem Beifall, der diese Erklärung der nachtwächterlichen Zahlenangabe hervorgerufen, ziehen die grogdurchwärmten Männer ab.

Bald lag in Graustädt wieder alles in süßer Ruhe. Nur der alte Hase versichert, so oft er die Geschichte dieser Nacht erzählt, - und er erzählt sie sehr oft: „Meiner Sixen, ich hab’ während der ganzen Nacht kein Auge zugetan!“

Es muss also eine ganz niederträchtige, echt misanthropische Lüge sein, wenn der alte Doktor Sauer erzählt, er habe am andern Morgen, wie er früh um vier Uhr aufs Land geholt worden, den alten Hase unter dem Vorbau des Rathauses im tiefsten Schläfe liegen sehen!

Drittes Kapitel.

Wenn etwas nur in die rechten Hände kommt!

Als der Bürgermeister am andern Morgen erwacht war und die Ereignisse des letzten Abends wieder vor seine Seele traten, da wurde es ihm gar nicht wohl zu Mute. Wohl hatten, wie alle, so auch jene Begebenheiten zwei Seiten, und zuerst, wie er ihrer menschlich gedachte, geriet er in Versuchung, laut aufzulachen. Aber freilich, diese menschliche Regung wurde gar bald von der bürgermeisterlichen verdrängt, und was dem Menschen höchst ergötzlich erschienen war, das musste der Bürgermeister verdammen.

Noch mehr aber als durch diese Selbstverdammung verging ihm die Lust zum Lachen infolge zweier Fragen, die in seinem Innern aufstieg. Was wird Klara zu der Geschichte sagen? war die eine. Denn als er ihr nach dem blinden Feuerlärm so viel, als unumgänglich notwendig war, mitgeteilt, hatte sie nur geäußert: „Was ihr Männer doch für Kindereien treibt!“ - Und dass sie es dabei bewenden, dass sie ihn seine bürgermeisterliche Sünde nicht schwerer büßen lassen sollte, das war ihm das Unwahrscheinlichste von der Welt.

Aber noch eine andre Frage gab es, die ihn quälte, und die lautete: Was wird der Doktor Sauer zu der Sachen meinen? Benutzte der alte Misanthrop nicht jede Gelegenheit, ihm etwas anzuhängen? Und welche Gelegenheit wäre wohl günstiger dafür gewesen als diese?

Seit der Apotheker zum Bürgermeister erwählt worden war und infolge dieser Erhöhung angefangen hatte, seiner Gattin Glauben zu schenken, dass er fortan mit Hilfe ihrer Leitung sich als den ungewöhnlichen Mann zeigen müsse, zu dem er den Typus und das Zeug hätte, seitdem war er schon tausend Mal in den Fall gekommen, entweder eine Strafpredigt seines ungewöhnlichen Weibes oder spöttische, beißende Bemerkungen des misanthropischen Doktors hören zu müssen. Und so kam er sich oft in seinem Herzen vor wie ein anderer Odysseus, zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern bestimmt, nur mit dem Unterschiede, dass er diese gefährliche Fahrt immer von neuem wiederholen musste und fast immer entweder der Scylla oder der Charybdis anheim fiel.

Diesmal aber sah er sich im Geiste schon sowohl der Scylla, als auch der Charybdis zur Beute werden, und das versetzte ihn in eine recht unbehagliche Stimmung.

Die gefürchtete Klara schlief noch, wie es schien, den süßesten Schlaf. Um sie nicht daraus zu reißen, verließ ihr Gatte möglichst geräuschlos Bett und Schlafgemach. Er war noch nicht lange im Wohnzimmer, da erschien der Doktor Schlenker, um wie Tag für Tag am Gesichte des Bürgermeisters seine Kunst auszuüben.

„Ausgeschlafen?“, fragt er, nachdem er guten Morgen gewünscht. „War das nicht eine Geschichte zum Totlachen?“ „Du hast gut lachen!“, erwidert der Bürgermeister mit verhaltenem Grimm. „Mir ist die Lust dazu vergangen - auf wen wird die Schuld kommen, als auf mich?“

„Auf dich? - Wieso denn auf dich? - Was kannst du dafür, dass die Schneiderseele mehr trinkt, als sie vertragen kann? Und dass der alte Esel von einem Wachtmeister den Schneider einschließt, ohne dem Wirt ein Wort davon zu sagen? - Das sind die beiden Sünder!“

Der Apotheker atmete etwas auf. „Du hast eigentlich Recht!“, sagte er. „Und dem alten Schirmer will ich den Kopf waschen, dass er dran denken soll! - Aber“, fuhr er fort, während der Barbier ihm die weiße Serviette zwischen Hemdenkragen und Hals einstopfte - „parlamentarisch war's doch nicht, dass ich die Trinkerei zuließ!“

„Mit deinem ewigen parlamentarisch!“, versetzte der Doktor und begann den vor ihm sitzenden recht gemächlich einzuseifen. „Nimm mir's nicht übel, aber darin bist du wirklich ein bisschen zwirblich! - Wenn du der Simson wärst, und der norddeutsche Reichstag¹ hätte unter deinem Präsidium ein Zechgelage gehalten statt zu debattieren, und es wäre einem Reichstagsangeordneten so gegangen, wie unserm Schneider, dann könnte Dir's bange sein, dass die Leute drüber redeten und sagten, es wäre nicht parlamentarisch, aber dagegen ist ja unsre ganze Sache ein Garnichts!“

Der Bürgermeister hörte still zu. Er hätte auch nichts sagen können, denn sein Freund hatte ihn unter dem Messer und machte sich so lange in seinem Gesichte zu schaffen, bis er ihm seine Meinung gesagt. Aber in seinem Innern war er nicht ruhig. Denn es war ihm, als risse ihn Freund Schlenker von einem hohen Sockel in den Staub der Alltäglichkeit herunter, zugleich aber hatte er das

¹ Eduard von Simson, Präsident des Norddeutschen Reichstages (Reichstag des Norddeutschen Bundes) und später des Deutschen Reichstag

schmerzliche Gefühl, dass jener wohl Recht haben und ein Bürgermeister von Graustädt doch nicht eine so wichtige Person sein möge, wie es ihm bisher geschienen.

Auch als der Doktor seine Arbeit an ihm vollbracht hatte, hielt er diese Gefühle wohl in seinem Innern verschlossen. Eins aber musste er noch fragen.

„Glaubst du aber nicht!“, - sagte er und gab sich Mühe, recht gleichgültig dabei zu erscheinen, - „dass der Doktor sich über uns lustig machen wird?“

Mit dem zuversichtlichsten Tone antwortete der Gefragte: „Für den will ich dir bürgen! Erstens erfährt er die Geschichte von mir, denn ich gehe jetzt zu ihm, und ich werde sie ihm doch nicht so erzählen, dass er uns auslacht. Und zweitens macht er sich ja immer über deinen parlamentarischen Unsinn, wie er's nennt, lustig.“

„Er hat eben kein Verständnis dafür!“, wirft der Apotheker dazwischen.

„Da kann er sich über die unparlamentarische Geschichte doch nur freuen! - Nein, über den kannst du ruhig sein! - Guten Morgen! Grüß mir deine Gnädige!“ Damit ging er fort.

„Die Scylla wäre demnach glücklich umschifft!“, dachte der Apotheker, nachdem ihn der Barbier verlassen hatte, und es wurde ihm dabei viel leichter ums Herz - „wüsste ich nur, wie ich glücklich auch um die Charybdis herumkäme!“

Es erschien ihm bedenklich, dass Klara-Charybdis heute so lange auf sich warten ließ. „Sie wird wohl für ihre Rede studieren!“, meinte er bei sich; denn er wusste aus Erfahrung, dass sie, wenn sie mit ihm ins Gericht gehen wollten, wohl vorbereitet zu erscheinen pflegte. „Sollt' ich ihr nicht einmal entwischen können?“

In Gedanken versunken saß er eine Weile in seinem Lehnstuhl da, die Augen starr auf die Zimmerdecke geheftet, als müsse ihm von oben Erleuchtung kommen. Plötzlich zuckte ein schlaues Lächeln über sein Gesicht: zugleich fing er an, eine lustige Melodie leise vor sich hinzupfeifen und nach dem Takte derselben Kopf auf und ab zu bewegen.

„Ja, ja, mein Klärchen“, sagte er dann von sich hin, „so werden wir dir doch entkommen!“

Damit stand er auf, befahl dem Mädchen in die Küche hinaus, ihm seinen Kaffee in das Laboratorium zu bringen, und ging dann in den Laden.

Die siebente Stunde war schon vorüber, als die Frau Bürgermeisterin im Erdgeschoss erschien. Die Dame hatte nicht etwa so lange geschlafen; sie hatte aber auch nicht, wie ihr lieber Alexander wähnte, eine Strafpredigt für diesen ausgearbeitet - es waren ganz andre Gedanken, die sie beschäftigten.

Als sie gestern abends von ihrem Mann erfahren, dass die Ratssitzung zu keinem Ergebnis geführt habe, sprach sie bei sich also: „Ich wusst' es doch, dass die Männer allein nichts zustande bringen würden! - Jetzt will ich die Sache einmal in die Hand nehmen, sie sollen sehen, was eine Frau vermag!“

Noch vor dem Einschlafen waren ihr einige glückliche Gedanken gekommen; gleich nach dem Erwachen - so lange Alexander noch in der Nähe war, stellte sie sich schlafend - gleich nach dem Erwachen hatte sie die Gedankenarbeit wieder aufgenommen, und erst, als alles fix und fertig war, kam sie lächelnden Angesichts herunter, um ihren Gatten mit dem vollendeten Entwurfe zu überraschen.

Aber der Gatte war nicht, wie gewöhnlich, in der Wohnstube. Vom Dienstmädchen erfuhr sie, dass er den Kaffee im Laboratorium getrunken.

„Das arme Männchen!“, sagte sie in mitleidiger Regung. „Die Zeit ist ihm ohne mich gewiss zu lang geworden!“

So trank sie denn ihren Kaffee allein. Währenddem entwarf sie auf einem Blatt Papier eine Zeichnung, und als sie damit fertig war, ging sie sinnend in der Stube auf und ab und schrieb von Zeit zu Zeit ein paar Worte auf ein andres Blatt Papier.

Die Uhr schlug acht, - aber der Apotheker hatte sich noch nicht blicken lassen. Klara schrieb wieder ein paar Worte auf das Papier, dann sagte sie: „So! - das mag für jetzt genug sein! - Was mag nur Alexander zu tun haben, dass er sich gar nicht sehen lässt? - Wieder ein Gang durch da Zimmer.

„Nein - ich sehe schon, es wird jetzt nichts mehr! - Kommt er nicht zu mir, so geh' ich zu ihm!“

Sie öffnete die Tür, die in den Laden führt, ist aber erst mit einem Fuße hinausgetreten, so prallt sie wieder zurück, schließt die Tür und ruft: „Pfui, welch abscheulicher Geruch!“ Der junge Mensch, der im Laden mit Gott weiß welchen Säuren zu tun hat und so der Urheber des abscheulichen Geruchs ist, freut sich ob der Wirkung desselben auf die Herrin des Hauses dermaßen, dass er vor sich hin kichert - der Apotheker, auf dessen Befehl der junge Mensch die Luft verpestet,

lächelt triumphierend vor sich hin; denn er hat durch die offene Tür des anstoßenden Laboratoriums den Vorgang gemerkt.

„Der erste Angriff wäre siegreich zurückgeschlagen!“, sagte er vor sich hin. „Wagt der Feind einen zweiten, so soll er noch kräftiger zurückgeworfen werden!“

Der zweite Angriff ließ nicht lange auf sich warten. Die Wohnstübentür öffnete sich von neuem, und ein Taschentuch vor Mund und Nase haltend kam Klara wieder zum Vorschein und strebte im Geschwindschritt durch den Laden dem Laboratorium zu. Eben war sie im Begriff, dessen Schwelle zu überschreiten, da rief ihr der Apotheker mit dem Tone höchster Besorgnis entgegen:

„Um Gottes willen, Klara, bleib draußen - ich hantiere mit Gift!“

Ein Aufschrei hinter dem Taschentuche - dann kehrte die Dame schnell um und trat im Geschwindschritt den Rückzug an, denn vor allem, was den Namen Gift führte, floh sie wie vor dem Tode. Als sie wieder in der Wohnstube verschwunden war, rieb sich der siegreiche Alexander höchst vergnügt die Hände und schrie in Gedanken Victoria! „Nun brauch’ ich mich bloß noch einige Stunden in der Festung zu halten“, dachte er bei sich, „dann wird ihr die Luft zum Predigen schon vergangen sein!“

Aber seine Siegesfreude sollte von kurzer Dauer sein. Bald erschien das Dienstmädchen als Herold seiner Frau, die ihn bitten ließ, doch einmal auf fünf Minuten zu ihr zu kommen. Da half denn kein abscheulicher Geruch und kein Gift - er musste ja sagen.

„Hast du denn so gar notwendig zu tun?“, fragte ihn seine Gattin im Tone sanften Vorwurfs, als er mit dem Anscheine großer Geschäftigkeit vor ihr erschien.

„Das klingt ja nicht wie Strafpredigt halten wollen!“, dachte der Apotheker, traute aber doch dem Frieden nicht und sagte: „Ja, liebe Klara, ganz notwendig!“

„Und gar mit Gift? Was war’s denn?“

Der Apotheker bekam etwas Husten. „Es war - es war Opium, meine Liebe!“

„Ist das Gift?“

„Ei gewiss, Klara!“, sagt er eifrig. „Wer zu viel nimmt, ist unrettbar verloren!“

Ich kam doch nicht, um welches einzunehmen!“, entgegnet Klara und sieht ihn, misstrauisch geworden, mit forschendem Blick an, dem seine Augen nicht Stand halten. - „Was machst du denn mit dem

Opium?“, examiniert sie nun ihren Mann, dem es unbehaglich zu werden anfängt.

„Choleratropfen, liebe Klara! Nach den neuesten Zeitungen haben wir die Cholera zu fürchten!“

„Wie?“, rief Klara erschreckt. „Sind schon Fälle in der Nähe vorgekommen?“

„Das noch nicht“ - wieder einiges Husten - „die schreckliche Krankheit ist aber bereits in Damaskus aufgetreten, und von da bis zu uns ...“

„Ach geh!“, unterbricht ihn seine Frau verletzt. „Ich sehe, du treibst deinen Spott mit mir, Alex!“

Alex! hallte es im Herzen des Apothekers wieder. Diese Abkürzung seines Namens bediente sich seine Gattin nur in freundlichster oder zärtlichster Stimmung. Nun war er überzeugt, dass sie nichts Feindseliges im Schilde führte.

„Verzeih mir den Spaß, ich bin gleich wieder bei dir!“, rief er, eilte hinaus, um dem jungen Menschen die Einstellung seiner luftverpestenden Tätigkeit anzubefehlen, und kam dann wieder zu seiner Frau, die am Sofatische vor ihren beiden Blättern Papier saß.

„Was gibt’s denn also mein, Schatz?“, sagte er, neben ihr Platz nehmend.

„Für dich gearbeitet hab’ ich!“, erwiderte sie. „Was ihr in eurer Sitzung nicht zustande gebracht habt, hab’ ich allein ausgearbeitet!“

„Das sieht dir ähnlich!“, schaltet Alexander artig ein.

„Sieh diese Zeichnung!“, fährt Klara fort und nimmt das eine Blatt zur Hand. „Das Viereck hier ist der Markt - hier auf dem rechten Flügel stehen die Oberklassen unserer Schulen - die unteren Klassen müssen frei umherlaufen, dass für die königlichen Wagen eine Begleitung von Seiten des Volks vorhanden ist!“

„Höchst weise bedacht!“

„Hier auf dem linken Flügel steht die Schützengilde unter deiner Führung - das Zentrum bilden die Innungen und die königlichen Behörden, an die ihr nicht einmal gedacht habt!“

„Die königliche Behörden?“, wiederholt Alexander erstaunt. „Wen meinst du damit?“

„Das fragt der Bürgermeister?“, sagt Klara mit überlegenem Lächeln. „Ist etwas der Postmeister keine königliche Behörde?“

„Du hast Recht! Aber wer noch?“

„Ist etwa der Schlachtsteuereinnehmer keine königliche Behörde?“

„Ja wirklich, der auch! - Und weiter?“

„Mehr haben wir freilich nicht - aber ist das unsre Schuld?“

„’s ist freilich nicht viel, aber ich sehe ein, sie dürfen beim Empfang des Königs nicht fehlen!“

„Höre weiter! - Durch die Naustädter Gasse gelangen wir hinaus zur Ehrenpforte, die steht hier! - Da siehst du zur Rechten einen einzelnen Punkt, das ist unser Pastor, der den König mit einigen Worten begrüßt. - Zur Linken bemerkst du zwanzig Punkte - wer meinst du wohl, dass sie sind?“

„Ich habe keine Ahnung!“

„Festjungfrauen sind’s, an die ihr weisen Männer auch nicht gedacht habt!“

„Richtig, die dürfen auch nicht fehlen!“

„Hier dieser erste Punkt ist ihre Führerin, - weißt du, wer?“

„Woher sollt’ ich?“

„Unsere Alexandrine ist’s!“ , ruft Klara triumphierend.

„Aber Frau,“, wendet der Bürgermeister ein, „die ist doch in der Pension!“

„Dann muss sie eben dazu aus der Pension kommen! - Es wäre geradezu eine Beleidigung für den König, wenn des Bürgermeisters Tochter nicht unter den Festjungfrauen wäre. Und wenn sie in Paris wäre, sie müsste kommen! - Gott sei Dank, unsere Mittel erlauben das ja!“

Der Apotheker nickt währenddessen mehrmals mit dem Kopfe. Seine Gattin fährt fort:

„Alexandrine wird dem König einen Blumenstrauß überreichen und ein Gedicht dazu sprechen.“

„Ein Gedicht? - Wer soll ihr das machen?“

„Ich, mein Alex!“, sagt Klara hold lächelnd.

Ganz verblüfft sieht ihr Gatte sie an. „Du, Klara?“, bringt er endlich hervor. „Seit wann machst du denn Gedichte?“

„Sieh her, mein Lieber!“ - und dabei ergriff sie das zweite Blatt Papier und legte es vor ihren Mann. „Das ist das Werk von höchstens einer halben Stunde! Da hab’ ich die Reime:

Pforte	Blume	heute
Städtchen	wachsen	König
Worte	Ruhme	Freude
Mädchen	Sachsen	untertänig -

- brauch' ich bloß noch die Zeilen davor zu machen, so hab' ich schon drei Strophen fertig, und mehr als fünf oder sechs brauchen es nicht zu sein!“

Alex kann immer noch keine Worte finden.

„Du scheinst ja ganz außer dir zu sein vor Staunen?“, fragt seine Frau, abermals hold lächelnd.

„Ich gestehe, dass ich bis jetzt keinen rechten Begriff vom Dichten gehabt habe!“

„Du siehst, 's ist keine Hexerei - und ich habe mich immer gewundert, dass sie um den Goethe und Schiller so gar viel Sums machen! - Nun aber gib' Achtung - jetzt hab' ich noch etwas besondres für dich; denn du als Bürgermeister musst natürlich eine hervorragende Rolle spielen! Willst du raten?“

Alexander wird von der Besorgnis ergriffen, sie könne etwas für ihn ersonnen haben, was ihn unfehlbar in Scylla-Doktors Rachen treiben müsse - aber er verhehlt seiner Gattin diese Besorgnis und versichert ihr nur, nach den Überraschungen, die sie ihm schon bereitet, sei er nicht imstande, auch nur im entferntesten zu ahnen.

Wie er so soweit gekommen war, ging draußen die Ladedür, Schritte näherten sich der Wohnstube - drauf ein Klopfen, und auf des Bürgermeisters Herein! erschien der Stadt- und Baurat, um, wie er sagte, aufs Neue mit dem Bürgermeister in Beratung zu treten.

„Nicht wahr, Alexander, du wirst nichts von dem vergessen, was wir soeben besprochen?“, sagte Klara mit einem Blick auf ihren Gatten, in welchem dieser die bestimmte Aufforderung las, sich an ihre Entwürfe zu halten. „Von dir reden wir nach Tische weiter.“

Nachdem sie darauf mit ihren beiden Blättern Papier davongegangen war, trug der Bürgermeister dem Baurat die Pläne seiner Frau vor; nur bemerkte er nicht dazu, dass sie von dieser entworfen waren, auch seiner Tochter Alexandrine und der Dichtung seiner Klara tat er noch keine Erwähnung. Der Baurat gab zu allem, was er hörte, seine Zustimmung, und als er später im Ratskeller beim Morgenschoppen saß, sagte er: „Diesen Morgen hab' ich mich mit dem Bürgermeister ernstlich über den Königsbesuch hergemacht - nun sind wir glücklich fertig damit!“

„Was wird denn noch aus dem Spaliere!“, fragte der alte Doktor anscheinend ganz ernsthaft; aber unter den buschigen Brauen blitzte es so misanthropisch spöttisch hervor, dass einige der Morgenschöppler Mühe hatten, ein Lachen zu unterdrücken.

Der Stadt- und Baurat würdigte die Frage keiner Antwort, sondern machte in etwas gereiztem Tone die allgemeine Bemerkung, es gäbe eben Leute, die für einen guten Spaß keinen Sinn hätten - die könnten ihm einfach leid tun!

Am Spätnachmittage dieses Tages wandelte der Herr Bürgermeister durch den Schlosswald. Um ihn und über ihm das frischeste Grün, leise flüsterte es in den Wipfeln, lustig sangen die Vögel; aber er hatte kein Auge für das sprossende Grün, kein Ohr für das Flüstern der Blätter, für den Gesang der Vögel - wie könnte ein politischer Kopf, ein Mann der Tat, ein Bürgermeister von Graustädt, der einen Königsbesuch zu erwarten hat und mit dem Gedanken schwanger geht, dabei eine hervorragende Rolle zu spielen, wie könnte der Auge und Ohr für so etwas Alltägliches haben?

In tiefes Sinnen verloren, war er schon nahe an das Försterhaus gekommen, das im traulichen Versteck im Walde lag. Da drang es wie ein Knurren in sein Ohr und riss ihn aus seine Gedanken. Er sah auf und fuhr erschreckend zusammen. Vor ihm stand mitten im Wege des Försters großer Hund und sah ihn nicht besonders freundlich an.

„Wie einen so ein Tier erschrecken kann!“, sagte Alexander und suchte beim Hunde vorbeizukommen. Aber das Tier knurrte heftiger und wies ihm die Zähne.

„Marsch, Caro!“, herrscht er ihm da zu und versucht einen Schritt nach vorn.

„Marsch, Alexander!“, erwidert ihm jener in der Hundesprache, dass der Bürgermeister zwei Schritte zurückspringt.

„Ich werd' es bei dem infamen Köter wohl mit Güte versuchen müssen!“, murmelt er dann und ruft so schmeichelnd als er kann:

„Nun so komm doch, mein Carochen!“

Carochen sagt nichts dagegen, kommt aber auch nicht und zeigt ein Gesicht, das aussieht, als wollte er sich durch keine Schmeicheleien bewegen lassen, den Weg zu seines Herrn Hause frei zu geben.

„Dummes Tier!“, sagt da er Apotheker verächtlich. „Es muss ja nicht auf dem geraden Weg sein!“ Und damit wendet er sich nach rechts, um auf einem Umwege zu dem Försterhause zu gelangen.

Doch kaum hatte er den ersten Schritt getan, da sprang ihm Caro wieder grimmig in den Weg und wies ihm seine Zähne aufs Neue. Der Hund hatte ein herrliches Gebiss, das sah der Bürgermeister, aber diese Entdeckung machte ihm keine Freude. Unwillkürlich erwog er

im Geiste, wie tief diese Zähne in seine Waden eindringen würden - der Angstschweiß tat ihm auf die Stirn.

„Abscheulich!“, sagte er vor sich hin, „so eine Bestie frei herumlaufen zu lassen!“

Den Hund starr ansehend, versuchte er eine Bewegung nach rückwärts, Caro zeigte auf unzweideutige Weise, dass er auch einen Rückzug nicht gestatten werde. Es blieb dem geängstigten Manne nichts übrig, als nach Hilfe zu rufen.

„Hilfe!“, rief er aus Leibeskräften. „Hilfe!“ - Hört’ denn niemand? - Heda! Hilfe!“

Gott sei Dank! Da tut sich im Försterhause ein Fenster auf, - ein schriller Pfiff, und Caro macht widerwillig kehrt; der Bürgermeister ist aus seiner Not erlöst. Gleich darauf erscheint der alte Schlossförster lachend unter der Haustür, ruft dem Hunde und sagt: „Marsch hinein, Kerl! Siehst du denn nicht, wen du vor dir hast?“

Der Bürgermeister hat seine Fassung noch nicht ganz wiedergewonnen.

„Ein bisschen erschrocken?“, fragt der Förster.

„O nein, gar nicht!“, lügt jener, und den Angstschweiß von der Stirn trocknend, sagt er, „’s ist nur von der Hitze! - Aber ein Teufelskerl, Ihr Caro.“ Die beiden Männer setzten sich auf die grüne Bank am Hause.

„Das wollt’ ich meinen!“, entgegnet der Waidmann stolz. Hab’ ihn auch selber auf den Mann dressiert! Dem gegenüber braucht’s mehr als Schneiderkurasche!“

Sollt’ er auf den gestrigen Abend anspielen?, fuhr’s dem Bürgermeister durch den Sinn. Des Försters Gesicht erschien ihm zwar harmlos, trotzdem beschloss er, ein ganz allgemeines Gespräch anzufangen, und so begann er wieder: „Ein Prachttag heute!“

„Ei ja!“, versetzte jener. „Das Gewitter hat alles erfrischt. Es war ein Mordswetter - ihr seid gewiss auch tüchtig erschrocken in Graustädt?“ Dabei sah er den Apotheker wieder mit harmlosem Gesicht an, aber aus seinen Augen guckte der Schalk.

Er weiß die Geschichte doch schon! dachte jener, und um die Unterhaltung von dem ihm unbehaglichen Gebiete fern zu halten, ließ er die Frage des Försters ohne Antwort und rückte damit heraus, dass er mit einer Bitte gekommen sei.

„Schießt nur los!“, sagte der Förster. Es wäre wegen des Königsbesuchs, erklärte ihm der Bürgermeister. Er müsse dabei

natürlich seiner Stellung wegen eine hervorragende Rolle spielen, wenn die Schützengilde auf dem Markte Parade machte - ob er ihm nicht seinen Schimmel dazu borgen wollte.

„Meine Juno?“, rief der Förster und lachte laut auf.

„Ja! - Was lachen Sie denn?“, fragte der Apotheker etwas verletzt. „Denken Sie, ich versteh das Reiten nicht? Als Student hab’ ich ...“

„I“, unterbricht ihn der Förster begütigend, „was verstünden denn Sie nicht? - Ich musste nur lachen, dass das alte Mädchen noch zu der Ehre kommt, vor dem König Parade zu machen! - Haben können Sie den Schimmel natürlich!“

„Nicht wahr, er ist fromm? - ’s ist mir nur wegen der Musik und der großen Trommel!“

„Fromm wie ein Lamm! Und wegen der Musik machen Sie sich keine Sorge: ’s ist der musikalischste Schimmel, der mir je vorgekommen ist, und die große Trommel ist sein Lieblingsinstrument!“

„Das trifft sich prächtig!“, ruft der Apotheker erfreut aus. „Denn in unserm Parademarsch spielt die große Trommel die Hauptrolle! - Wie wäre es, wenn ich gleich einmal eine kleine Probe machte? Denn, wie gesagt, als Student hab’ ich zwar geritten, aber das ist doch schon ziemlich lange her.“

„Wird zwar nicht nötig sein“, meint der Förster, „indes, wer ein Ross reitet, erkennt seine Art! - Johann! - Johann!“

Johann kommt und erhält die Weisung, den Schimmel zu satteln. „Derweile“, wendet sich dann der Förster an seinen Gast - „wollen wir drin einen kühlen Schluck tun. ’S ist ein heißer Tag, und mit trockener Kehle ist schlecht reiten!“ Darauf gehen die beiden in das Haus.

Am Abend kam der Bürgermeister äußerst vergnügt nach Hause. „Meine liebe Klara“, sagte er zu seiner Frau, die ihm über den Ausfall seiner Reitprobe befragte, „ich denke, es ging gut, ganz gut!“

„Sagte ich Dir's nicht voraus?“, entgegnete Klara und sah ihn überlegen an. „Du kannst Gott danken, Alexander, dass du eine Frau hast, die deine Fähigkeiten kennt und aus dir macht, was du sein kannst! - Mit einer gewöhnlichen Frau wärst du ein gewöhnlicher Mann!“

Oft schon hat der Apotheker diese Bemerkung aus dem Munde seiner ungewöhnlichen Frau hören müssen; wie immer, ärgert er sich im Stillen darüber, und weil er sich bei der Wendung, die das

Gespräch genommen, sehr unbehaglich fühlt, so kommt er auf seine Leistungen zurück.

Für den Augenblick, erzählt er, habe er nicht gleich gewusst, auf welcher Seite er aufsteigen müsse - Johann, der Schlingel, habe ihm den Schimmel gewiss absichtlich falsch vorgeführt.

„Bei solchen Gelegenheiten“, fährt er fort, „kann man die Kleinlichkeit der Leute recht deutlich sehn. Wie ich den Fuß auf der falschen Seite in den Bügel setzte, fing der Förster laut zu lachen an, und der Bengel von Pferdejungen lachte mit, - als ob man nicht von der einen Seite eben so gut auf ein Pferd steigen könnte, wie von der andern!“

„Alltagsmenschen!“, schaltet Klara ein. „Sie kleben am Hergebrachten!“

„Erst ging der Schimmel im Schritt, dann, wie ich mich sattelfest fühlte, ließ ich ihn ein bisschen traben - auch das ging ganz gut. Mit dem Galopp wollte ich es nicht gleich versuchen, aber der Förster redete mir zu und gab dem Schimmel eins drauf. Da verlor ich freilich die Bügel - ein Glück, dass das Tier bald wieder ruhiger ging! Aber lass mich nur noch ein paar Male drauf gesessen haben; dann will ich den Graustädtern etwas vorreiten, woran sie lange gedenken sollen! - Der Förster meinte auch, er wäre ganz überrascht, dass ich das Ding noch so verstehe, und als ich ihn über die Haltung fragte, da sagte er: Ganz prächtige Haltung! Und überhaupt, sagte er, ist das eine ganz charmante Idee von Ihnen ...“

„Von Ihrer Frau, hätt' er sagen sollen!“, wirft Klara dazwischen.

„Nur nicht schüchtern!“, sagt' er, und dann verlassen Sie sich drauf, Majestät wird sich sehr freuen, Sie auf dem Pferde zu sehn!“

Während so der Apotheker seiner Gattin Bericht über den Verlauf seines Proberitts abstattete, verursachte der alte Schlossförster nebenan im Löwengarten der Tafelrunde des Stammtisches ein großes Vergnügen durch die Art, wie er den Besuch des Bürgermeisters in der Försterei erzählte. Eine ausführliche Schilderung widmete er zunächst dem Zusammentreffen desselben mit seinem Caro, das dem Apotheker selbst jedenfalls zu unbedeutend erschienen war, als dass er davon seiner ungewöhnlichen Klara hätte erzählen sollen.

Der böse Doktor bedauerte sehr, dass der Förster seinen Besuch nicht länger in der Not gelassen, tröstete sich aber mit der Hoffnung, dass der Hund von seinem Herrn Befehl gehabt hätte, den Bürgermeister zu stellen. Diese Beschuldigung versetzte den Förster

nicht im geringsten in Entrüstung. Der Doktor, äußerte er, dächte von seinen Nebenmenschen immer das schlechteste - oder ob etwa die anderen Herren derselben Meinung wären?

Der Löwenwirt, der die Geschichte mit angehört hätte, sagte zur allgemeine Erheiterung ja.

„Ja?“, wiederholt der alte Grünrock und streicht vergnügt den grauen Schnauzbart. „Seit wann bist denn du unter die Misanthropisten gegangen, Löwenwirt? - „Straf mich Gott“, ein Hustenanfall erstickt den übrigen Teil seiner Unschuldsbeteuerung. - „Wenn nun aber der Bürgermeister wieder gegen den armen Bang loszieht von wegen seiner Angst in der Donnerwetternacht und sagt, der Schneider hätte keinen persönlichen Mut, da fragt ihn nur nach der Geschichte mit meinem Caro - das wird ihn schon kurieren!“

Auch von dem Probereiten gab er eine ausführliche Beschreibung, die manches Lachen hervorrief. „Aber“, schloss er, „wenn er fragt, was ich davon erzählt habe, so sagt nur, ich hätte gemeint, er wäre ein Hauptreiter! - Sonst wird er am Ende stutzig, und es wird nichts aus dem SpaÙe. Denn ein HauptspaÙ wird's - er sitzt auf meinem Schimmel, wie der Hund auf der Schnitzbank!“

Viertes Kapitel. **Der König kommt**

Der wichtige Tag brach endlich an, und welche Freude glänzte in den Augen der Graustädter, als ihnen beim Erwachen blauer Himmel und Sonnenschein entgegenlachte! Denn das hatte ihnen viel Sorge gemacht, was der Himmel an dem bevorstehenden Ehren- und Freudentage für ein Gesicht zeigen würde, und die Gründe für oder gegen gutes Wetter waren von den Optimisten und den Pessimisten der Stadt vielfach erwogen worden. Selbst den hoffnungsvollsten Gemütern war es etwas bange geworden, und die Schuld davon trug das Wetterorakel der Stadt, der alte Hase. Bevor diesen der Rat der Stadt zum Nachtwächter erkoren, (und zwar einstimmig, denn ein anderer hatte sich zu dem Posten nicht gemeldet), hatte er manches Jahr auf dem Schlosse die Schafe gehütet. Der Stand der Schäfer ist ja seit uralten Zeiten mit der Gabe der Prophetie begnadet gewesen; so hatte unser alter Freund aus seinen Schäferjahren die Kunst des Wetterprophezeiens mit in seine neue Stellung hinübergenommen und war immer bereit, für die nächsten vierzehn Tage das Wetter vorauszusagen.

Es kann freilich nicht geleugnet werden, dass viele seiner Prophezeiungen zu Schanden geworden, und die kurzsichtigen Graustädter wollten die Schuld davon ihm, und nicht, wie er meinte, dem Wetter zuschreiben; aber unverdrossen gab er seine Wetterverkündigungen weiter aus - nur waren die bösen Graustädter geneigt, lieber das Gegenteil von dem zu glauben, was er weissagte.

So war der Wetterprophet mit der Zeit etwas vorsichtiger geworden, und wenn ihn einer fragte, was es in acht oder vierzehn Tagen für Wetter geben werde, so pflegte er zu sagen, er hätte sichere Anzeichen, dass das Wetter so und so sein würde, wenn nicht noch etwas dazwischen käme. Diesmal aber hatte er sich ohne derartigen Rückenhalt dahin vernehmen lassen, er hätte ganz sichere Anzeichen, dass es ein wunderschöner Tag sein würde. Um so mehr fürchteten seine zweifelsüchtigen Mitbürger einen Regentag. Aber der alte Hase behielt Recht, und seitdem beruft er sich bei jeder Prophezeiung stolz auf diesen Triumph seiner Sehergabe.

Wen nicht die Unruhe, mit der die Erwartung großer Ereignisse die Menschenherzen zu erfüllen pflegt, schon vor fünf Uhr morgens

aus dem Bette getrieben hatte, - und es waren deren nur wenige - die wurden um diese Stunde geweckt und sofort an die Bedeutung des angebrochenen Tages gemahnt. Denn auf Anordnung des Schützenkommandanten durchzog um diese Zeit „die Reveille“ die Stadt, deren Klänge die Ohren der Graustädter sonst nur am großen Schützenfeste erfreut.

Auf dem Markte und in den Gassen entwickelte sich bald ein ungewohntes Leben. Es versteht sich von selbst, dass an diesem hochwichtigen Tage keine Schule gehalten wurde; so belebten sich die Gassen mit Schwärmen von Jungen im Sonntagsputz und kleinen Mädchen in Unterröcken, damit nicht etwa das weiße Kleid im Laufe des Vormittags zu Schaden käme, in den Haaren fettige Papierwickel - denn auch in Graustädt sind viele Mütter der Meinung, ein kleines Mädchen in weißem Kleide müsse auch Locken tragen, und wo Mutter Natur diese Zierde versagt hat, da müssen Papierwickel und Zuckerwasser dazu verhelfen.

Da wurden die großen und kleinen Kränze, die den freundlichen Häusern ein festliches Aussehen gaben, und die langen Girlanden, die von Dachfenster zu Dachfenster quer über die Straße gezogen waren, mit großen Augen beschaut und bewundert, und die kleinen Graustädter waren bemüht, die Augen der Genossen auf das väterliche Haus zu lenken und auf die besonderen Schönheiten von dessen Ausschmückung aufmerksam zu machen.

Ein Schwarm von kleinen Gaffern stand immer vor der Apotheke, und auch die Großen, die vorüberkamen, blieben wohl ein Weilchen stehn und betrachten die auffällige Ausschmückung des Hauses mit Kopfschütteln: zu zwei Fenstern des obern Stockes hingen zwei große Teppiche heraus, die zwar nicht mehr im Glanze der Neuheit strahlten, aber den Beschauern sehr schön erschienen. Nur was sie da sollten, war ihnen ein Rätsel. Die einen meinten, die Frau Bürgermeisterin wolle bloß mit ihren Teppichen wichtig tun, und fanden es respektwidrig, den König mit Stubendecken zu begrüßen; andre stellten die Vermutung auf, durch die Gewebe sollte das Einerlei des Anstrichs in etwas verdeckt und verschönt werden. Als aber diese Vermutung dem Maurer Schmutzner beim Morgenschoppen zu Ohren kam, der die Apotheke erst im selben Frühjahr neu getüncht hatte, so fühlte er sich sehr verletzt. Seine Häuser, sagte er entrüstet, (und er meinte damit die, die er angepinselt,) brauchten sich auch vor dem Könige nicht zu schämen,

und wenn man das königliche Schloss - vor zwölf Jahren, wie er in der Residenz gewesen, hätte er sich's angesehen - wenn man das verräucherte Schloss neben die neugeweißte Apotheke stellen wollte, da würde gewiss jedermann die Apotheke für das königliche Schloss und das königliche Schloss für die Apotheke halten. Der kleine Herr Postmeister erklärte diese Äußerung des entrüsteten Maurers für eine Majestätsbeleidigung - hinsichtlich der Teppiche wusste er jedoch keine Erklärung zu geben. Der Wiener aber zeigte sich auch hier den andern überlegen. Er erklärte, das sei eben großstädtische Manier. Wie dazumal der Kaiser, auf dessen Namen er sich seit der berühmten Ratssitzung immer noch nicht besonnen hat, in Wien eingezogen wäre, da hätte man vor lauter Teppichen die Häuser kaum gesehen. Jedenfalls hatte die Frau Bürgermeisterin ihre Absicht erreicht: Sie hatte in der Ausschmückung ihres Hauses etwas so besonderes geleistet, dass vor der Apotheke immer eine Anzahl Bewunderer standen, wie sie die Gaffer nannte, und die ganze Stadt sich lebhaft mit der besagten Dekoration beschäftigte.

Aber noch mehr Anziehungskraft als die Apotheke übte die Ehrenpforte aus, die draußen vor der Stadt als symbolisches Tor errichtet und auf Betreiben des Baurats zu größerer Überraschung für die Graustädter erst in der vergangenen mond hellen Nacht gebaut worden war. Zu dieser fand ein wahres Wallfahrten statt. Und wenn auch die Jungen und Mädchen - wie leider! auch viele ihrer Väter und Mütter - für die künstlerische Idee des Ganzen kein Verständnis hatten und in ihrem Unverstande - wie leider! auch viele ihrer Väter und Mütter - auf den Gedanken kamen, in dem großen SALVE, das in grünen Buchstaben auf weißem Grunde von der Höhe der Ehrenpforte heruntergrüßte, trotz des V eine verblümete Hindeutung auf das Apothekermetier ihres Bürgermeisters zu finden - darin waren Klein und Groß, Laien und Kunstverständige einer Meinung, eine schönere Ehrenpforte dürfte der König wohl selten gesehen haben.

In den späteren Morgenstunden ließ sich hier und da auch schon einer der Bürgerschützen in Uniform sehen. Alle Mitglieder der Gilde waren in Aufregung - wie konnt' es auch anders sein, dass heute Majestät selbst eine Parade abnehmen sollte! Und wenn sich zwei begegneten, da sagten sie nicht zueinander, wie sonst: „Guten Morgen, Nachbar!“ oder „Guten Tag, Gevatter“, sondern grüßten würdevoll auf militärische Art und gingen stumm aneinander vorüber.

Ganz besonders durchdrungen von der hohen Bedeutung des Tags für die ganze Stadt und von seiner eignen Bedeutung für den Tag war Graustädts gestrenger Wachtmeister, der alte Schirmer, dem der Rat eigens für diesen Tag eine neue Uniform hatte anfertigen lassen. Die neue Montur, von der er den Leuten schon seit Wochen erzählt hatte, trug, da er sie nun endlich angezogen, nicht wenig dazu bei, sein Selbstgefühl zu steigern. Sein größter Stolz aber war seine Kopfbedeckung.

Erst vor einigen Tagen ließ ihn der alte Doktor Sauer einmal zu sich bescheiden.

„Es will mir gar nicht gefallen, Wachtmeister“, sagte er zu ihm, dass Sie dem König die Honneurs in einer simplen Dienstmütze machen sollen. - Ich hätte hier was Würdiges für Sie!“ Dabei zeigte er ihm einen alten Dreimaster, den er einst als Militärarzt getragen. „Sieht das Ding nicht aus wie neu?“

Er wäre noch sehr schön, meinte der Wachtmeister, und wenn er ihm passte ...

„Wie für Ihren Kopf gemacht!“, rief der Doktor, indem er ihm den Hut aufstülpte. „Wahrhaftig“, fuhr er lachend fort, „er steht Ihnen prächtig! - Wollen Sie ihn zum Königstage aufsetzen?“

Schirmer musterte sich im Spiegel und schien an seinem Ebenbilde großes Wohlgefallen zu haben. Wenn's auf ihn ankäme, sagte er dann schmunzelnd, ja - aber ob der Herr Bürgermeister ...

„I was Bürgermeister!“, unterbrach ihn der Doktor. „Sie müssen den Leuten eine Überraschung machen, das ist die Hauptsache dabei! Also keinem Menschen ein Wort von der Sache gesagt! - Das müssen Sie mir versprechen! - Und wenn der Tag da ist, dann setzen Sie in aller Stille statt der Dienstmütze den Dreimaster auf und zeigen sich damit! Da werden die Graustädter die Augen gut aufreißen!“

Der Wachtmeister gab das geforderte Versprechen, hielt es auch, trotzdem dass ihm sein Geheimnis manchmal bald das Herz abdrücken wollte. Heute fand er des Doktors Prophezeiung erfüllt. Die Graustädter rissen die Augen ganz gewaltig auf, als sie auf dem Kopfe ihres Wachtmeisters den Dreimaster sahen; sie meinten aber, er gehörte zu der von Rats wegen eigens für den Tag beschafften Montur, und so gaben sie ihrem Staunen weiter keinen Ausdruck.

Nur die Jugend konnte ihre Bewunderung nicht so bemeistern. Ein Schwarm kleiner Bewunderer sammelte sich bald um ihn und zog ihm auf Schritt und Tritt durch die Stadt nach. Wie wohl tat es dem

Manne des Gesetzes, dass die, die ihm sonst am liebsten möglichst fern blieben, heute wie an seine Fersen gebannt waren!

Wurde ihm die Schar der Begleiter einmal zu groß - zufällig bemerkte er das immer in der Nähe eines Hauses, in dem für durstige Seelen ein guter Trunk verabreicht wurde, - so entzog er sich den bewundernden Blicken, indem er auf einige Zeit in dem durststillenden Hause verschwand. Ob er sich dabei auch von dem weisen Gedanken leiten ließ, dass selbst das reizendste und glänzendste an Reiz und Glanz verliert, wenn es zu bleibender Erscheinung wird? Wie dem nun sei, das steht jedenfalls fest, dass bei jedem Wiedererscheinen des Wachtmeisters zwar nicht der Glanz der Montur, doch der seines Gesichts eine wesentliche Erhöhung zeigte.

Das Herannahen wichtiger Ereignisse scheint die Sterblichen über das sinnliche Bedürfnis des Hungers emporzuheben. Fragt nur Mädchen vor einem Balle oder Kandidaten vor ihrer Probepredigt, fragt die Braut, die den Bräutigam sehnsüchtig erwartet, oder den Landboten vor seiner ersten Kammerrede, ob sie Hunger haben - selbst angesichts lukullischer Genüsse werdet Ihr in neunundneunzig unter hundert Fällen einen unter Umständen beneidenswerten Mangel an dieser Regung finden, durch welche uns der tyrannische Magen immer und immer wieder an sein Dasein erinnert und gebieterisch sein Recht fordert. So spürten auch die Graustädter heute wenig Hunger, und das Mittagsmahl war bald abgetan.

Um ein Uhr nachmittags ließ sich Trommelrasseln in den Straßen vernehmen, ein Mahnruf an die Bürgerschützen, auf der Schießwiese sich einzufinden.

Alte, edle Gilde der edeln, alten Stadt, dir gebührt ein Blatt in dieser Geschichte! - Könnt' es deinen Ruhm über das gesamte Vaterland verbreiten!

Hervorgegangen aus Graustädts wehrhafter Bürgerschaft, zu Gottes Ehr' und eignem Frommen anno Domini 1471 unter dem Schutze des heiligen Sebastian gestiftet und mit landesherrlichen Privilegien ausgestattet, standest du nun an der Wende des vierten Jahrhunderts! Den Schutz der Stadt hat dir der Landesherr längst wieder abgenommen - nur einmal alljährlich erwachst du wieder zu kriegerischem Spiele, wenn Pfingsten, das liebliche Fest, gekommen, und feierst während dreier Tage dein solennes Königsschießen! Aber deiner Privilegien erfreust du dich noch heute, gleich einem alten Kriegsmann, der nach tapferen Taten des Dienstes entbunden seine

Pension genießt und die Erlaubnis hat, die Uniform auch ferner zu tragen.

Es gibt im Lande so manche Gilde mit so mancher schönen Uniform, und hohen Hut mit Federstutz und schwarze Pantalons¹ haben wohl viele gleich dir, ob aber nur eine ein so historisches Kleid trägt, wie es dein grüner Frack mit den gelben Brustschnüren ist?

Wann die Gilde diese Uniform angenommen, hat sich leider trotz angestregter, der Sache würdiger Nachforschungen nicht ermitteln lassen; jedenfalls wissen sich die ältesten Leute in Graustädt einer andern nicht zu entsinnen, und mancher Frack selber ist ein redendes Zeugnis dafür, dass er älter ist als die ältesten Leute der alten Stadt. Wohl hat, ehrwürdige Gilde, mancher Spötter von auswärts über diesen deinen grünen Frack seinen Spott ergehen lassen; wohl sind von außen und innen Versuchungen an dich herangetreten, ihn mit dem Waffenrock, ja gar mit der Joppe zu vertauschen; aber noch beseelt dich der alte gildenmäßige konservative Geist, und es war das Gefühl für das einzig Richtige, das dich trieb, das alte Spiel im alten Putz zu treiben!

Mit kritischem Schneiderblicke freilich darf man deine Reihen nicht mustern. Da würde man bald inne werden, dass für den langen Uhrmacher Pickert sein Frack zu kurz, und für den kleinen Zweckenschmied Pochmann sein Frack zu lang ist - es kann eben nicht jeder mit dem großen Dichter sagen: Vom Vater hab' ich die Statur! - Aber kann denn nicht von Pickerts Jungen einer wieder kleiner, und des Zweckenschmieds Einziger wieder größer werden als der Vater? - Falls nicht gar, bei ganz guter Haltbarkeit der Gildenfräcke mit der Zeit Darwins Anpassungslehre auch hier ihre Richtigkeit erweist!

Aber mit kritischem Schneiderblicke sehen die Graustädter die Sache auch nicht an, und so erscheint ihnen der grüne Frack ihrer Gilde eine ebenso ehrwürdige historische Eigentümlichkeit, wie der Fürstenmantel Seiner Magnifizenz des Rektors von der Landesuniversität, der jenem auch nicht auf den Leib zugeschnitten ist!

- - -

¹ enge lange (Uniform-) Hosen

Mit der militärischen Pünktlichkeit versammelte sich auf der Schießwiese, die mit Zuschauern jeden Alters und Geschlechts angefüllt war, das „ganze Bataillon“, - so lautet derzeit die militärische Bezeichnung der Gilde -, damals bestehend aus dreiunddreißig Mann, ausschließlich der Musik, aber einschließlich des dicken Tambourmajors mit den prall anliegenden weißen Kniehosen über schwarzseidenen Strümpfen und der beiden Pioniere, die mit hohen Bärmützen, gewaltigen Bärten und riesigen Äxten im Schurzfell dem Bataillon voranziehen, der Schrecken aller Fünfjährigen und derer, die es noch werden sollen.

Punkt halb zwei Uhr erschien auch der Kommandant. In feierlich langsamem Schritte trug ihn des Schlossförsters alter Schimmel daher. Mochten die Spötter über den Reiter sagen, was sie wollten - und vielleicht behaupteten sie nicht mit Unrecht, dass er auf dem Rosse mehr hockte, als saß - , der echte Graustädter war jetzt stolz darauf, dass der alten Stadt Bürgermeister bei so ungewöhnlicher Veranlassung etwas so Ungewöhnliches leistete, und zumal das ganze Bataillon fühlte sich Mann für Mann gehoben beim Anblick des Kommandanten zu Ross.

Als der Befehlshaber seinen Truppen ziemlich nahe gekommen war, bewog er sein Pferd zu einem kurzen Trab - und siehe da! er fiel nicht herunter. Herablassend grüßte er die Offiziere und die Mannschaften; dann begannen die üblichen militärischen Exerzitien. Sie traten an, richteten sich, schlugen die Augen erst rechts und dann links und dann wieder grad aus, zählten zu zweien ab, formierten die Glieder, und was sonst für wichtige Maßnahmen notwendig sind, bevor sich ein ganzes Bataillon in Bewegung setzen kann.

Endlich rief der Kommandant mit weithin schallender Stimme von seinem Schimmel herab:

„Gan - zes Ba - tail - lon, vor - wärts - marsch!“ ,
und dahin zogen die Reihen unter klingendem Spiel und - - was gäb' ich drum, wenn ich schreiben dürfte: 'und wehender Fahne'! Aber so weh es meinem Graustädtischen Herzen tut, die Wahrheit, die unerbittliche Wahrheit will ihr Recht! Und so muss ich berichten: mit klingendem Spiel, den Fahnenstock in der Mitte!

Dass die Graustädter Schützengilde dermaleinst eine wirkliche, vollständige Fahne besessen hat, dafür wäre wohl der Fahnenstock an sich schon ein sicherer Bürge, - und alle Holzverständigen

Gildenmitglieder versichern auf Schützenehre, dass das Holz desselben auf ein sehr hohes Alter hindeute. Eine Reihe von Messingstiften, an denen der Gürtler gelbe Spuren ehemaliger Vergoldung zu erkennen behauptet, und in ihrer Nähe traurige Reste von Gewebe, die am Stocke herumflattern, zeugen denn auch dafür, dass einstens auch ein Fahmentuch am Stocke geweht habe. Aber weder das Archiv der Stadt noch die Lade der Gilde gibt darüber Auskunft, auf welche Weise das teure Banner verloren gegangen. So ist denn gut- und böswilliger Vermutung Tür und Tor geöffnet.

Natürlich haben die Naustädter sich die Sache nicht entgehen lassen. Sie erzählen: Anno tobak (schon dieser schale Anfang verrät den Naustädter!) - anno tobak sei der einzige Kürschnermeister der Stadt Fahnenträger gewesen und habe das Kleinod der Gilde in Aufbewahrung bekommen. Natürlich hatten bei ihm die Motten der Stadt ihr Haupt- und Standquartier, und mit Lehrjungen und Gesellen hatte er im Frühling, Sommer und Herbst fleißig zu pochen und zu klopfen, um das gefräßige Viehzug von seinen Pelzen fern zu halten. Nun geschah es Anno tobak, dass die Motten bei ihm rar wurden, und dass er endlich klopfen und pochen konnte, so viel er wollte, es kam ihm keine Motte mehr zu Gesicht. Der Meister schüttelte den Kopf und sann darüber nach, was wohl der Grund dieser auffälligen Tatsache sein möchte; er konnte sich das Ding nicht anders erklären, als dass ein großes Sterben unter die Tiere gekommen, dass eine Mottenpest seine Feinde dahingerafft habe. Als nun aber bei dem nächsten Königsschießen die Gilde vor der Tür stand und präsentierte, um die Fahne feierlich abzuholen, und der Fahnenträger das schwarze Futteral abzog, da kam - o Schreck! - ein ganzes unansehnliches Heer von Motten herausgeflogen, und um den Fahnenstock hingen nur noch traurige Reste des heiligen Gewebes.

So die Naustädter - welcher Graustädter könnte aber solch fadem Geschwätz Glauben schenken? Wäre das Banner der Gilde, so schließen die Graustädter, auf solche Weise zunichte geworden, so hätte sie sicher ein neues beschafft; das hat sie nicht getan, also muss der Fahnenstock auf ehrenvolle Weise um sein Tuch gekommen sein! - Ob es wohl gar eine Reliquie aus dem trojanischen Kriege ist? Hat man in der früheren, gläubigen Zeit in Graustädtischen Schützenkreisen gefragt und erwogen. Gibt es, so meinte man, Gewebe, die so alt sind, wie unsre Zeitrechnung, - Schweißtücher, Windeln, Röcke, - und die wunderbar gut erhalten sind, könnten da

nicht auch aus der Zeit des trojanischen Kriegs Überreste eines Banners vorhanden sein? Und warum sollte nicht auch ein Fahnenstock aus so grauer Vorzeit sich erhalten haben, wenn er so heilig gehalten und so sorgsam aufbewahrt wird, wie der Graustädter Schützengildenfahnenstock?

Es hat dieser Erklärung nicht an Gläubigen gefehlt, aber die neuere Zeit hat sie als Aberglauben verworfen. Jetzt ist jeder gutgesinnte Graustädter der Überzeugung, dass der alte Fahnenstock während des dreißigjährigen Krieges durch die Kugeln der Schweden seine wehende Zier verloren hat.

Nach feierlichem Umzug durch die ganze Stadt hatte das ganze Bataillon auf dem Markte Stellung genommen: rechts davon standen die königlichen Behörden, der kleine Postmeister und der schnauzbärtige Schlachtsteuereinnnehmer, allmählich (denn sie hatten doch erst den Umzug der Gilde mit ansehen müssen!) allmählich erschienen auch die Innungen mit ihren Fahnen und die Lehrer mit den oberen Klassen.

Endlich zieht auch der greise Pfarrer mit den zwanzig weißgekleideten, grünbeschärpten Festjungfrauen hinaus an die Ehrenpforte - und nun könnte Majestät kommen!

Majestät kam freilich noch nicht sogleich. Vom wolkenlosen Himmel schien die Sonne heiß herab auf Graustädt, und Groß und Klein, die auf dem Markte standen, empfanden die Macht ihrer Strahlen. Aber der Mensch erträgt ja viel, wenn guter Wille da ist, und der war heute bei den Graustädtern vorhanden. Wie gut hatten es dagegen der Schlossförster, der alte Doktor und andre Männer aus der Stadt und vom Lande, die keiner der begrüßenden Korporationen angehörten! Sie sahen vergnügt teils aus dem Ratskeller, teils aus den Löwenfenstern heraus, erfreuten einander durch Späße, die nach dem sie begleitenden Gelächter zu schließen sehr gut sein mussten, und stärkten sich zu dieser Arbeit von Zeit zu Zeit durch einen Schluck Bier. Das ruhig und vor allen Dingen trocknen Mundes mit ansehen zu müssen, war ein schweres Stück. Es zeigte sich denn auch bald, dass es unter den Innungen schwache Geister gab, die der Versuchung nicht widerstehn konnten. Erst schlichen Einzelne hinweg, dann aber lichteten sich die Reihen ganz bedenklich, während die Wirtsstube im Löwen sich mehr und mehr füllte, so dass die muntre Wirtin vollauf zu tun hatte, die vielen durstigen Seelen zu tränken.

Mit Neid im Herzen sah mancher aus der Schützengilde, wie ungeniert die Innungsgenossen ihren Posten verließen. „Das können die wohl tun!“, sagte der und jener halb spöttisch, halb verächtlich; „bei uns hieße das desertieren!“ Es lag in diesem Bewusstsein höherer Pflichten ein gewisser Trost, aber für den Durst half er doch nicht, und der Löwenwirt sprach manchem aus der Seele, als er hoch und teuer versicherte, wenn das noch eine Weil so fort ginge, würde er ein beklagenswertes Opfer treuer Pflichterfüllung werden. Trotzdem verließ, zum Ruhme der Gilde sei es aufgezeichnet, kein einziger seinen Posten.

Und siehe da! Wieder einmal ein Beispiel dafür, dass die Tugend zuweilen schon auf Erden ihren Lohn findet! Plötzlich erscheint ein Bursche mit zwei gewaltigen zinnernen Krügen, Kleinodien der Gilde, bei dem ganzen Bataillon, verschwindet wieder und erscheint abermals mit zwei gleichen Krügen, und alle vier sind mit schäumendem Bier gefüllt. Der Wiener ruft entzückt, das sei der glücklichste Gedanke, den der Ratskellerwirt in seinem ganzen Leben gehabt; darauf stärken sich erst die Offiziere, dann gehen die Krüge zu zweien durch die beiden Kompanien, in die das ganze Bataillon zerfällt, und wenn einer leer geworden, so ist er alsbald wieder gefüllt zur Stelle.

Nur einer war unter dem ganzen Bataillon, der jetzt von dem niedrigen Gefühle des Durstes nichts wusste - es war der Kommandant. Hatte er auch im Ganzen eine etwas nüchterne Seele, so war sie doch heute von einer Art Beseligung erfüllt, und so weit das möglich war, drückte sich dieses Beseligung auch auf seinem im Ganzen etwas nüchternen Gesichte aus: er fühlte sich auf seinem Schimmel über seine ganze Umgebung erhaben und genoss dies Glück der Erhabenheit nach besten Kräften. Jetzt reitet er im Schritt um den ganzen Markt herum, hält hier und da einmal an und richtet an den und jenen eine Bemerkung, und das mit einer Stimme, als wenn er von einem hohen Turme herunter sich verständlich machen müsste; jetzt trabt der Schimmel aus der entgegengesetzten Ecke des Marktes gerade auf die Apotheke los - die Frau Bürgermeisterin winkt strahlenden Gesichts dem Gemahl mit dem Taschentuche zu, und wenn der Ritt bis zur Apotheke beendet ist, so fragen sie sich gegenseitig, wie es geht; jetzt bringt der Reiter sein Ross in scharfen Trab - hört Ihr? in scharfen Trab! - biegt um die Marktecke, reitet

hinaus bis zur Ehrenpforte, fragt auch dort, wie es geht und legt auch den ganzen Rückweg im selben scharfen Trab wieder zurück!

Nach diesem Bravourstück gönnt er dem guten Pferd ein Weilchen Ruhe, wobei er als guter Kommandant seine Augen über das ganze Bataillon schweifen lässt. Er bemerkt gar wohl, wie die vier Zinnkrüge die Reihen auf- und abwandern: aber er drückt ein Auge zu, und voll Mitleid mit seinen Truppen denkt er: Die armen Leute! Sie haben schon so lange stehen müssen!

Endlich hört man aus der Ferne lautes Hurrahrufen vieler Kinderstimmen, das näher und näher kommt. Die fahnenflüchtigen Innungsbrüder kommen in Scharen aus dem Goldenen Löwen geeilt und ordnen sich von neuem. Der Schützenkommandant, der eben zum zehnten Male unter dem Fenster seiner Gattin hält, sprengt im Galopp, so gut ihn der alte Schimmel noch leisten kann, zu seinen Mannen und ruft ihnen im väterlichen Tone zu:

“Achtung, Kinder! - Der König kann's noch nicht sein, sonst hätten sie schon angefangen zu läuten; - vielleicht Vorreiter oder so etwas!“

Aller Blicke sind gespannt auf die Marktecke gerichtet, um welche der erwartete Zug einbiegen muss. Schon kommen einige der Hurrahrufer gerannt, die Mützen schwenkend - die Schar wird dichter - da erhebt sich auf einmal rings um den Markt ein unbändiges Gelächter: von übermütigen Jungen umschwärmt erscheint auf dem Markte der Wachtmeister Schirmer, den Dreimaster etwas schief auf dem Kopfe, sichtlich bemüht, eine straffe Haltung zu wahren, aber ohne Erfolg; denn die Schritte wanken.

Die Anstrengung des Vormittags war dem alten Wachtmeister zu groß gewesen! Gegen Mittag hatte er sich in einen Schankgarten zurückgezogen; in einer schattenkühlen Laube wollte er bei einem kühlen Trunke sich erholen. Dort war er eingenickt - nach dem wievielten Trunke, das wissen die Götter! - niemand hatte seiner gedacht, und vorhin erst war er wieder aufgewacht.

Der Kommandant des Bataillons war der einzige, dem die Erscheinung keinen Spaß machte. Mit zornigem Gesicht, die Augen starr auf den dreieckigen Hut gerichtet, der ohne seine Genehmigung auf dem Kopfe des Wachtmeister saß, - so ritt er auf den Schwankenden zu. Der stellte sich vor dem Reiter in Positur, legte die Rechte zu militärischem Gruße an den Dreimaster, und als ihn der erzürnte Bürgermeister angefahren: „Zum Teufel, Wachtmeister,

was soll das heißen?“, entgegnete er mit unsicherer Zunge: „Ma-ma-majestät! - die ve- ve- verfluchten Jungen!“

O Macht der Rede! O wunderbare Kraft eines einzigen Wörtleins! Ein furchtbares Gewitter lagerte auf dem Gesichte des Bürgermeisters und drohte sich über den Wachtmeister zu entladen - da stammelt dieser sein „Majestät!“, und das Gewitter ist verschwunden. Einen so großartigen, einen majestätischen Eindruck machst du zu Ross auf den Mann! ging es dem Kommandanten durch die Seele - wie hätte vor solch erhebendem Gefühle der Zorn nicht verschwinden sollen! Gnädig lächelnd drohte der geschmeichelte Mann zu Ross dem mit dem Dreimaster, wandte dann den Schimmel und kehrte zum Bataillon zurück, in dessen Nähe sich der Wachtmeister an einer Hausecke einen festen Rückenhalt suchte.

Kaum hatte er diesen sichern Standpunkt eingenommen, da begannen die Glocken zu läuten. Eine feierliche Stimmung überkam die Herzen. „Ganzes Bataillon, Achtung!“, ruft der Kommandant vom Schimmel herab und reitet noch einmal die Front entlang, während er seinem Reitpferd im Herzen dankt; denn auch das Glockenläuten brachte das liebenswürdige Tier nicht im geringsten aus seiner Ruhe.

Der Pfarrer draußen an der Ehrenpforte sprach nur wenige Worte herzlicher Begrüßung, die vom König herzlich erwidert wurde, auch das Gedicht, das Bürgermeisters Alexandrine bei Überreichung des Blumenstraußes sprach, war nicht lang: so kam es, dass die Stadt nicht mehr lange auf den Einzug der Majestät zu warten hatte.

Voran der Geistliche mit den Festjungfrauen, dann der wider Erwarten der Graustädter nicht mit sechs, sondern nur mit zwei Pferden bespannte Wagen, in dem der geliebte König mit einem andern Herren in Uniform saß, dann noch ein Wagen mit noch einigen andern Herrn in Uniform - das war der Zug, der sich jetzt unter fortdauerndem Glockenläuten langsam durch die Naustädter Gasse dem Markte zu bewegte, geleitet von einer dichtgedrängten Schar kleiner Gaffer und Gafferinnen, schier verschlungen von den vielen Augen, die aus den vielen Fenstern der beiden Häuserreihen herausschauten. Majestät zeigte ein heiteres Gesicht, und wo eine Graustädterin die Kühnheit besaß, dem erlauchten Gaste mit dem Taschentuche zuzuwehen, da erfolgte ein freundliches Kopfnicken von Seiten der Majestät.

Endlich war der große Augenblick gekommen, wo der Zug um die Marktecke einbog, stärkte mich, Klio¹, oder wer sonst hier zu stärken hat, dass ich diesen Moment der Mit- und Nachwelt würdig darstelle!

Sobald der Wagen mit dem königlichen Insassen in Sicht gekommen war, erfolgte auf das von der Frau Bürgermeisterin gegebene Signal aus allen Fenstern am Markte lebhaftes Tücherschwenken. Zugleich stimmten die beiden Oberklassen „die Nationalhymne“ an, und die Kinder sangen sie mit vor Erregung zitternder Stimme, als wenn jedes einzeln vor dem König Solo singen müsste; der Schützenkommandant aber richtete sich hoch im Sattel auf und rief aus allen Kräften:

„Gan - zes Ba - tail - lon prä - sen - tiert 's G'wehr!“ Da erklang in das Glockenläuten und den Nationalhymnengesang hinein auch der Parademarsch, in dem die große Trommel die Hauptrolle spielte - der Schlossförster, freilich eine unmusikalische Seele, erzählte später, es wäre ein wahrer Höllenlärm gewesen, - aber der brave Schimmel stand ruhig wie ein Lamm.

Schon war der königliche Wagen dem Kommandanten ganz nahe, da auf einmal erdröhnte die Luft von dem ersten Begrüßungsschusse aus einem der Schützenböller, die Graustädts feierlichste Augenblicke der ganzen Landschaft verkünden sollten.

Darauf war die gute Juno denn doch nicht gefasst. Sie machte erschreckt einen Seitensprung, dass ihrem Reiter der Säbel entfiel, hielt den Kopf hoch und spitzte die Ohren.

Bumm! ließ sich gleich darauf ein zweiter Böller vernehmen.

Juno hatte genug. Mit einer Fußfertigkeit, die ihr selbst der Schlossförster nicht mehr zugetraut hätte, eilte sie quer über den Markt, der Schlossgasse zu - ein Schrei des Entsetzens drang aus dem Oberstock der Apotheke, und die Frau Bürgermeisterin sank ohnmächtig vom Fenster zurück - und als auch der dritte Böller mit nicht geringerem Dröhnen den obersten Gebieter seiner Gilde begrüßte, da verschwand der Schimmel eben um die Marktecke mitsamt dem Kommandanten, der zügel- und bügellos krampfhaft den Hals des Pferdes umklammert hielt.

Mit der Geistesgegenwart, die der zweite Führer eines Heereskörpers besitzen muss, sprang bei dem unfreiwilligen

¹ griechische Muse der Geschichtsschreibung

Verschwinden des Bürgermeisters der Stadt- und Baurat vor und kommandierte: „Gan - zes Ba - tail - lon, Achtung!“

Die Gewehre wurden wieder geschultert, die Musik verstummte; die Schulkinder hatten vor Schrecken zu singen aufgehört, noch bevor sie mit der Strophe zu Ende waren; nur die Glocken tönnten weiter.

Der König stieg jetzt aus dem Wagen; das Gefolge tat desgleichen. Majestät gab dem stellvertretenden Kommandanten, der in tadelloser Haltung vor ihr stand, zuerst ihr Bedauern über den Unfall des wirklichen Kommandanten zu erkennen und drückte die Hoffnung aus, der Herr werde keinen Schaden nehmen. Dann bezeugten sie lebhaft Freude darüber, dass sie eine so alte Gilde in Augenschein nehmen könne, wie es vermutlich die Graustädtische sei.

„Dreihundertneunundneunzig Jahr alt, Majestät!“, war die Antwort.

„Feiert also im nächsten Jahre das vierhundertjährige Jubiläum?“

„Zu Befehl, Majestät!“ Der Stadt- und Baurat war in seinem Herzen überglücklich, auf diese militärische Antwort sich besonnen zu haben.

„Aber die Fahne hat wohl Unglück gehabt?“

„In ehrenvollem Kampfe wider die Schweden zerschossen, Majestät!“

„Wie? Was?“, fragt die Majestät erstaunt.

Der Baurat verliert etwas von seiner vorigen Sicherheit.

„Das heißt, Majestät“, sagt er, „schriftlich beglaubigt ist die Sache nicht - wir glauben's aber alle!“

„So, so!“, erwidert die Majestät und lächelt etwas. „Jedenfalls verdient es eine so alte Gilde, bei ihrer vierten Säkularfeier von ihrem König eine neue Fahne zu erhalten - sie soll sie bekommen!“

„Majestät sind die Güte selbst!“ Auch über diese Wendung ist der Stadt- und Baurat äußerst zufrieden mit sich.

Darauf schritt der König mit seinem Adjutanten das ganze Bataillon entlang, was, beiläufig gesagt, nicht viel Zeit in Anspruch nahm. Was der erhabene Herr während dieses Ganges über Haltung und Kostümierung der Gilde bei sich gedacht, ist keinem Sterblichen kund geworden, aber das freundliche Lächeln auf seinem Antlitz verriet, dass der Eindruck, den er empfing, ein erheiternder war.

Er kam dann an die königlichen Behörden; der kleine Postmeister machte eine tiefe Verbeugung, während der Schlachtsteuereinnehmer als alter Soldat militärisch grüßte; - weiter ging er mit Kopfnicken grüßend an den Innungen vorüber zu den Schulkindern, sagte da ein paar Worte über ihren hübschen Gesang und ließ sich von dem

Pfarrer, der mit den Festjungfrauen dort Stellung genommen hatte, die Lehrer vorstellen.

Dann tat er noch einige allgemeine Fragen über die Graustädtischen Verhältnisse an den geistlichen Herrn, sprach drauf seine Freude darüber aus, von dem freundlichen Städtchen so freundlich empfangen worden zu sein, verfügte sich wieder in seinen Wagen und fuhr, mit Handbewegung und Kopfnicken sich verabschiedend davon, während die Innungen ein kräftiges „vivat hoch!“ anstimmten und die Schützenmusik einen gewaltigen Tusch blies.

Im Nu waren die beiden Wagen vom Markte verschwunden. Bald verstummte auch das Glockenläuten: Majestät hatte das Weichbild der Stadt verlassen.

- - -

Den Rest des Tages widmeten die Graustädter den Freuden und Belustigungen, die für Jung und Alt seit Wochen geplant und eifrig vorbereitet waren.

Nur in einem Hause fand die Freude keinen Widerhall, in dem des Bürgermeisters.

Mit der Kraft der Verzweiflung hatte der unglückliche Reiter den Hals seines Tieres festgehalten bis dahin, wo die Straße in das Schlosswäldchen einbog. Dort mochte seine Umarmung der keuchenden Juno zu lästig werden, sie schüttelte den Mann ab und eilte, ihrer Bürde ledig, ohne in ihrer Schnelligkeit nachzulassen, weiter, bis sie schweißtriefend vor der Türe ihres Stalles stand.

Der Schützenkommandant war auf den rechten Arm gefallen. Darin verspürte er gleich nach dem Falle einen empfindlichen Schmerz - es war ihm, als würde er mit dem Arme nie wieder eine Bewegung machen können. Was war nun zu tun? Er hätte vielleicht die Kraft gehabt, zu Fuß in die Stadt zurückzukehren, aber lief er dabei nicht Gefahr, den königlichen Wagen zu begegnen? Dem wollte er sich auf keinen Fall aussetzen! Deshalb schlich er seitab in den Wald und setzte sich in der Nähe der Straße hinter einen Busch. Nachdem er eine Weile dort gesessen, Schmerzen im Arm und Grimm im Herzen, hörte er Pferdegetrappel und Rädergeroll - bald flogen die beiden königlichen Karossen drüben auf der Straße vorbei. Der Bürgermeister seufzte tief auf, als sie vorüber waren.

Noch überlegte er dann, wie er möglichst unbemerkt in sein Haus gelangen könnte, da kommt wieder ein Wagen die Straße daher. Er lugt aus - ein Hoffnungsstrahl fällt in seine bekümmerte Seele: es ist des Doktors Geschirr!

„Friedrich! Friedrich!“, ruft er mit kläglicher Stimme den Kutscher an, als der Wagen in die Nähe gekommen, und kriecht durch das Buschwerk.

Friedrich hält und guckt sich um. Inzwischen kommt der bestaubte Apotheker zum Vorschein, und aus dem Wagen springen der Doktor und der Schlossförster, die sich zusammen aufgemacht haben, um nach dem Verschwundenen zu suchen.

Wie das der Bürgermeister hört, tut es seinem Herzen wohl, wohler noch, wie er in ihren Gesichtern nicht den geringsten Zug von Spott sieht.

„Schaden genommen?“, fragt der Doktor.

Der Apotheker zeigt mit der Linken nach dem rechten Oberarm. Der Doktor untersucht diesen, dann ruft er:

„Verrenkt! - Umdrehen, Friedrich! Und dann so schnell wie möglich hinein!“

Der Abend war hereingebrochen. Während die Schützengilde im Verein mit den Innungen den Festball abhielt, saß ihr Kommandant im Schlafrock in seiner Stube, den rechten Arm in einer Binde tragend, neben ihm seine Gattin Klara; Tochter Alexandrine, die nach der Meinung ihrer Frau Mama als Festjungfrauenführerin absolut nicht beim Balle fehlen durfte, nahm unter dem Schutze der Frau Stadt- und Baurätin an dem Feste teil.

Der Apotheker war mürrisch und einsilbig, und hatte bis jetzt alle Versuche seiner Frau, ihn gesprächig zu machen, kurz zurückgewiesen.

„Aber ich begreife wirklich nicht, Alexander“, sagte sie jetzt in verletzten Tone, „wodurch ich eine solche Behandlung verdient habe!“

Alexander entgegnete mit erregter Stimme: „Wenn du durchaus wissen willst, Klara, was mich verstimmt, so sollst du es erfahren! Es ist mir klar geworden, dass ich einen dummen Streich gemacht habe, und das ärgert mich.“

„Aber Alexander!“, unterbrach sie ihn.

„Still!, führ er fort. - „Und es macht meinen Ärger nicht geringer, dass ich mich zu diesem dummen Streiche von meiner Frau habe beschwatzen lassen!“

„Alexander!“, rief sie wieder, diesmal im Tone der höchsten Entrüstung.

„Still!“, wiederholte er schärfer, während sie ihr Gesicht mit den beiden Händen verdeckte und zu schluchzen begann. „Und dass ich mir von so vernünftigen Leuten, wie vom Doktor ...“

„Der Doktor ist dein Feind!“, klang es mitten im Schluchzen hinter ihren Händen hervor.

„Still! - das ist auch etwas, was ich dir von heute an nicht mehr glaube. Wäre er mein Feind, dann würde er nicht hinausgefahren sein, um nach mir zu sehen! Es ist sehr, sehr bitter, wollt' ich sagen, von einem so vernünftigen Manne anhören zu müssen, ich würde mich nicht so oft lächerlich machen, wenn ich nicht auf die Schrollen meiner Frau hörte!“

„Wie?“, rief sie wütend, und die Hände verschwanden blitzschnell von ihrem Gesichte. „Das hat der alte unverschämte Mann gesagt, und du hast ihm nicht sofort ...“

„Still, meine Liebe! - Ich habe ihm sofort im Herzen Recht gegeben!“ - Das Gesicht der Gattin verschwand wieder hinter den beiden Händen; stärkeres Schluchzen, als zuvor. - „Und als er mit seiner wohlgemeinten Vorlesung zu Ende war, hab' ich ihm für seine Offenheit gedankt, so sauer mir's auch wurde, und hab' ihm gesagt, dass ich hoffte, er werde mich in Zukunft nicht bloß für einen vernünftigen Apotheker, sondern auch für einen vernünftigen Menschen halten!“

„Ich beklagenswertes Weib!“, rief die Frau in etwas theatralischem Tone hinter ihren Händen. Aber ihr Gemahl ließ sich auch dadurch nicht rühren. Er fuhr fort:

„Und nun noch eines, Klara! Hundert Mal hast du mir gesagt, mit einer gewöhnlichen Frau wäre ich ein gewöhnlicher Mann. Willst du eine ungewöhnliche Frau bleiben, so bleib's - ich will von heute an ein gewöhnlicher Mann sein, das merke dir! - Gute Nacht, Klara!“

Klara hatte darauf eine sehr schlechte Nacht und war in den nächsten vierzehn Tagen höchst nervös und reizbar, wie das ja bei ungewöhnlichen Frauen zuweilen vorkommt, auch ohne dass ein körperliches Leiden zu Grunde liegt. Der Apotheker ertrug das wie ein gewöhnlicher Mann, der für so ungewöhnliche Nervosität kein

Verständnis hat, so dass Klara manchmal, wenn sie allein war, halb verzweifelt über die Wirkungslosigkeit ihres Zustandes mit Bitterkeit ausrief: „Ja, er ist wirklich ein sehr gewöhnlicher Mann!“

Und treu seinem Vorsatz hat der Apotheker allem Ungewöhnlichen auf immer entsagt. Die Graustädter versichern, seit ihr Bürgermeister vom Pferde gefallen, sei er ein ganz anderer, das will sagen, ein ganz vernünftiger, liebenswürdiger Mann geworden. Der alte misanthropische Doktor aber tut sich noch heute viel darauf zugute, dass er dem Apotheker an jenem denkwürdigen Tage nicht bloß den Arm wieder eingerenkt habe, sondern auch den Verstand.

- - -

Anhang zur 3. Auflage
mit biografischen Daten zum Autor
und seiner Familie



Ernst Reinhard Gast (1842-1904)

Der Autor des Buches, Ernst Reinhard Gast

Der Autor der Graustädter Geschichten, Ernst Reinhard Gast, wurde als achtetes von elf Kindern am 22. Oktober 1842 in Mügeln, einer sächsischen Kleinstadt etwa 50 Kilometer östlich von Leipzig, geboren. Sein Vater war Kantor und Knabenlehrer in Mügeln, seine Mutter eine Müllerstochter aus Grauschwitz. Die Namen der Geschwister des Ernst Reinhard Gast wissen wir nur aus den Kirchenbüchern aufgrund der Ahnenforschung, die in den dreißiger Jahren seine Enkelin, Erika Burgmaier, geborene Gast, betrieb. Offenbar bestand keiner oder nur geringer Kontakt zu ihnen.

1857 wurde Ernst Reinhard Gast (als einziger seiner Geschwister) in die Königliche Sächsische Landes- und Fürstenschule Grimma aufgenommen¹, wo er bis zu seinem Abitur am 18. März 1863 Alumnat (Internatsschüler) war.

Von 1863 bis Herbst 1866 studierte er in Leipzig, vorwiegend klassische Philologie. Am 14. Dezember 1866 absolvierte er die Staatsprüfung.

Nach seinem Studium wirkte er von Januar 1867 bis Ostern 1868 als Lehrer für Deutsch, Lateinisch und Griechisch am Privatgymnasium des von Ferrier in Karlshof bei Oberpahlen im damaligen Nordlivland, das damals zum Zarenreich gehörte².

Von 1868 bis 1881 unterrichtete Ernst Reinhard Gast als Lehrer an der Königlichen Sächsischen Landes- und Fürstenschule Grimma, auf der er bereits Schüler gewesen war. Durch Ministerialverordnung

¹ Aufnahmeprüfung 22. bis 23. April 1857.

² heute Lettland oder Estland, damals zaristisches Rußland. Dort wirkte Ernst Reinhard Gast zusammen mit seinem Jugendfreund Karl August Gehlert (Grimmaer Fürstenschüler 1856 ff.)

Mein Vater, Prof. Dr. Theodor Gast erzählte mir, dass er als Kind von seinen Tanten in Ballenstedt, Friedel, Hede und Hilde, den Töchtern des Gymnasialprofessors, erzählt bekommen hatte, dass Ernst Reinhard Gast "*im Auftrag des Zaren ins Baltikum geschickt worden war, um dort an Gymnasien die Disziplin wieder herzustellen.*" Damit kann meines Erachtens nur dieser Aufenthalt gemeint sein.

vom 19. März 1868 wurde er als 10. (provisorischer) Oberlehrer an die Fürstenschule Grimma berufen, wo die Einrichtung von 6 Klassen mit einjährigem Kursus statt der vorherigen 4 anderthalbjährigen eine Vermehrung der Lehrkräfte nötig gemacht hatte. Am 21. April 1868 wurde er eingeführt als Oberlehrer und Ordinarius von Untertertia; ab Ostern 1869 war er fest angestellt.

Im Schulprogramm 1870 wurden damals folgende Mitglieder des Schulkollegiums aufgelistet:

... Statistik der Königlichen Landesschule

Dr. phil. Heinrich Rudolf Dietsch, Rektor und erster Professor, Ritter des K. russ. Annen-Ordens 3. Kl.		Inspektion
Carl Eduard Cotta, Hausbeamter.		
Carl Hermann Loewe, zweiter Professor.		
Dr. ph. Wilibald Gottlob Schmidt, dritter Professor.		
Dr. ph. Carl Julius Rössler, vierter Professor.		
Dr. ph. Gottlob Bernhard Dinter, fünfter Professor.		
Dr. ph. Gerhard August Hermann Frohberger, sechster Professor.		
Dr. ph. Christian August Julius Clemen, siebenter Professor.		
Dr. ph. Hermann Wunder, achter Professor.		
Dr. ph. Einst Gustav Koch, neunter Oberlehrer.		
Ernst Reinhard Gast, zehnter Oberlehrer.		
Dr. ph. Ernst Theodor Kötteritzsch, elfter Oberlehrer.		
Rudolf Samuel Böhringer, Cantor.		

Als Turn- und Tanzlehrer ist Herr Haugwitz, als Zeichenlehrer Herr Maler Luther, als Schreiblehrer Herr Stadtkassierer Arland angestellt.

Am 26. Juli 1870 heiratete er Anna Agnes Schiffner¹, eine Pfarrerstochter aus Seifhennersdorf. Ihr Vater war Sohn eines Damastfabrikanten in Großschönau. Das Ehepaar hatte insgesamt 7 Kinder. Davon wurden zwei Mädchen, Änne (1872) und Frieda (1874), und dann zwei Jungen, Reinhard (1876) und Erich (1877), in Grimma geboren.

¹ * 22. Juni 1851, † 22. März 1906

Ostern 1876 wurde Ernst Reinhard Gast Klassenlehrer der Obertertia. Am 10. Oktober 1876 wurde Ernst Reinhard Gast zum Professor ernannt. Bis 1881 rückte er in Grimma "allmählich zum 6. Oberlehrer auf", wie es in seinem Nachruf hieß.

Das Buch "Graustädter Geschichten" gab Ernst Reinhard Gast 1877 unter dem Pseudonym "Ernst Reinhard" (im Verlag Julius Zwissler in Wolfenbüttel) heraus. Zu dieser Zeit war er Lehrer in Grimma.

Von 1881 bis 1894 wirkte Ernst Reinhard Gast als Lehrer in **Zerbst**. Zu Ostern 1881 folgte er einem Rufe der Herzoglich Anhaltischen Regierung¹ als "Zweiter Professor" und Oberinspektor des Alumnats (Internats) am Herzoglich Anhaltischen Gymnasium Francisceum zu Zerbst, wo er in den oberen Klassen Deutsch, Lateinisch und Griechisch unterrichtete und Ostern 1882 "Ersten Professor" wurde. Von Michaelis 1893 bis Ostern 1894 war er in Zerbst interimistischer Rektor.

Im Juli 1881 wurde in Zerbst die Tochter Hedwig (genannt "Hede") und im Mai 1883 Mathilde (genannt "Hilde") geboren.

Das siebte Kind starb nach wenigen Tagen als Baby (wahrscheinlich 1886). Die älteste Tochter Änne starb einige Monate später im Alter von 14 Jahren an Diphtherie. Daraufhin verbrachte deren Mutter einige Zeit in einem Sanatorium.

Von Ostern 1894 bis 1898 war Ernst Reinhard Gast 1. Professor am Friedrichs-Gymnasium in **Dessau**. In dieser Zeit war er mit seiner Frau mehrmals bei Hofe eingeladen. Eine Einladung zum Hofball vom 22. Januar 1897 wurde von den Nachfahren stolz aufbewahrt.

Vom 1. Okt. 1898 (Michaelis) bis 1. Okt. 1903 war Ernst Reinhard Gast Direktor des Herzoglichen Ludwig-Gymnasium **Köthen** (damals

¹ Zerbst, Dessau und Köthen waren seinerzeit Städte des Anhaltischen Herzogtums unter "Friedrich, von Gottes Gnaden Herzog von Anhalt, Herzog zu Sachsen, Engern und Westphalen, Graf zu Askanien, Herr zu Zerbst, Bernburg und Gröbzig etc. etc. etc.", wie es in der Ernennung des Ernst Reinhard Gast zum Direktor "am Ludwigs-Gymnasium in Cöthen" heißt (heute im Bundesland Sachsen-Anhalt)

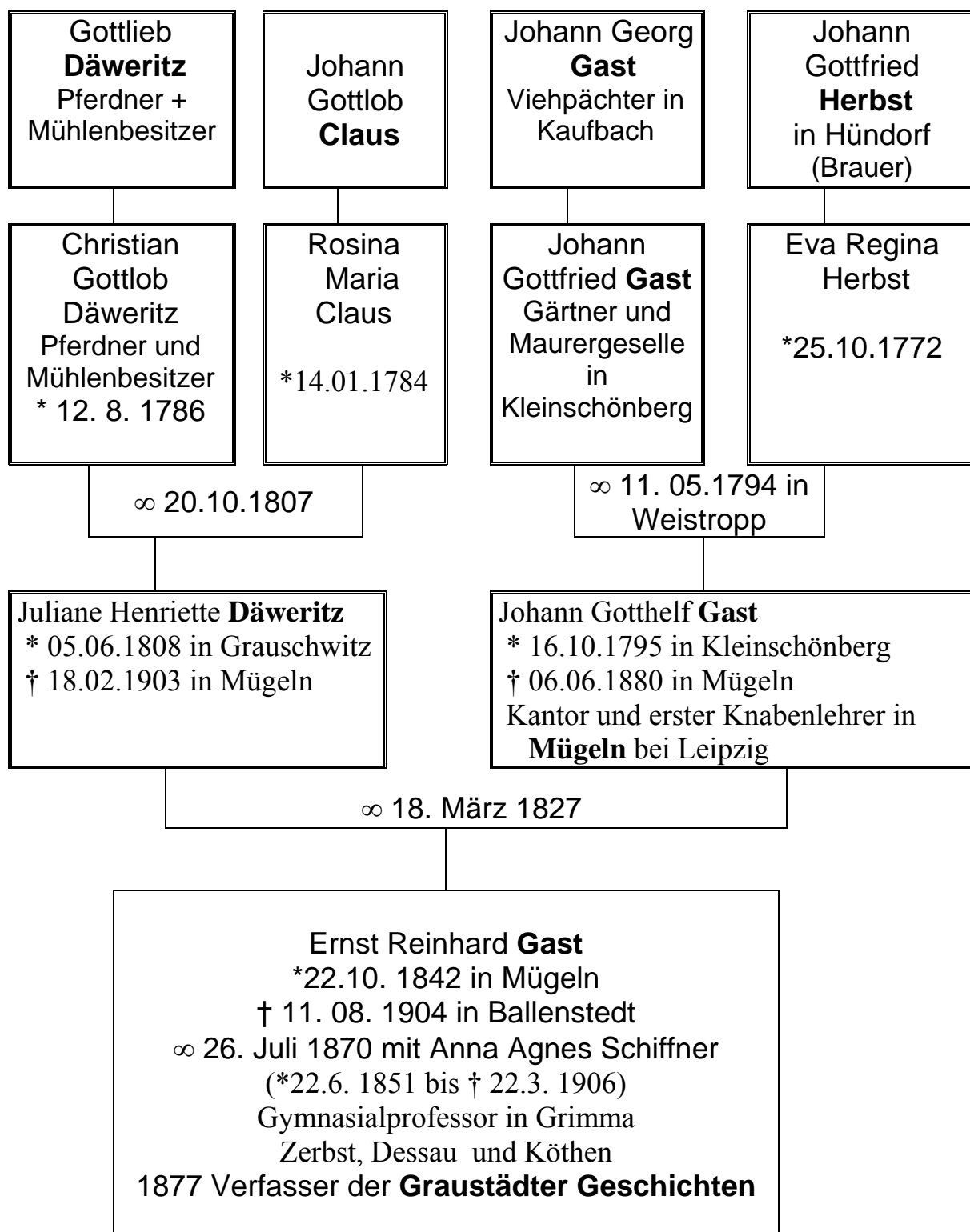
"Cöthen" bzw. "Coethen" geschrieben). Im Sommer 1902, während seiner Zeit als Direktor in Köthen, erkrankte Ernst Reinhard Gast an zunehmender Muskellähmung¹ und konnte nach den großen Ferien nicht mehr unterrichten. Da sich seine Krankheit nicht besserte, musste er deshalb am 1. Oktober 1903 (zu Michaelis) in den Ruhestand treten.

Ernst Reinhard Gast zog im Mai 1903 mit seiner Frau und den Töchtern nach Ballenstedt am Harz, Die letzte Zeit verbrachte er im Rollstuhl. Er war nach Ballenstedt gezogen, weil er und seine Familie sich von dem Klima dort Besserung erhofften. Er starb dort aber schon nach etwa anderthalb Jahren am 11. August 1904.

Seine Enkel erlebte Ernst Reinhard Gast aber nicht mehr. Von seinen Kindern hatte nur Erich wiederum Kinder. Seine Mutter, die Müllerstochter aus Grauschwitz, hatte Ernst Reinhard Gast nur um anderthalb Jahre überlebt.

¹ 'Skelettmuskelschwund' nach Aussage des Enkels, Prof. Dr. Theodor Gast, 'Nervenleiden' nach der Autobiographie der Tochter Hedwig Gast

Der Stammbaum des Autors



**Nachruf auf den Gymnasialprofessor
Ernst Reinhard Gast
Auszug aus dem „Grimmaischen Ecce¹“**

Auszug aus Ecce 1904, Seiten 1 bis 5

„Darum ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.

Denn wer zu seiner Ruhe kommen ist, der ruhet auch von seinen Werken, gleichwie Gott von Seinen.

So lasset uns nun Fleiß tun, einzukommen zu dieser Ruhe, auf dass nicht jemand falle in dasselbige Beispiel des Unglaubens.“

Brief an die Hebräer 4, 9 – 11.

1. Ein ehemaliger Lehrer.



Ernst Reinhard Gast gehört unserer Schule in zwiefacher Hinsicht an: er ist von 1857 bis 1863 ihr Zögling, von 1868 bis 1881 ihr Lehrer gewesen: ein vortrefflicher Schüler, ein verdienstvoller Lehrer. Und darum kann das Ecce unmöglich an ihm vorübergehen, wenn auch eine eingehende Würdigung seiner reichen Tätigkeit und seiner vielen Verdienste dem nächsten Hefte vorbehalten bleiben muss.

Ernst Reinhard Gast war am 22. Oktober 1842 zu Mügeln bei Oschatz als Sohn des dortigen Kantors Johann Gotthelf Gast († 6. Mai 1880 im 85. Jahre; die Mutter starb Februar 1903, 95 jählig) geboren. Den ersten Unterricht genoss er, wie seine 7 Geschwister, in der Bürgerschule seiner Vaterstadt. Von Ostern 1857 bis Ostern 1863 war er Alumnus

¹ Grimmaisches Ecce, Dresden, Niederlage des Vereins ehemaliger Fürstenschüler, Hefte 1904 und 1905. Abgeschrieben Juli 2004 in lateinischer Schrift und mit Ausschreibung einiger Abkürzungen, aber nur sehr wenigen Änderungen in der Rechtschreibung.

der Fürstenschule zu Grimma. Von da studierte er bis Herbst 1866 in Leipzig klassische Philologie, bestand dort am 14. Dezember 1866 die Staatsprüfung. Von Januar 1867 bis Ostern 1868 war er – gleichzeitig mit dem späteren Rektor Dr. Gehlert, s. Ecce 1899, 6, seinem Schul- und Universitätsfreunde – Lehrer des Deutschen, Lateinischen und Griechischen an dem Privatgymnasium zu Karlshof bei Ober-Pahlen in Nordlivland. Es heißt in jener Lebensbeschreibung Gehlerts von diesem und Gast: „Der germanische Wandertrieb führte sie in das damals noch deutsche Land, das vielen, die es nicht kannten, als der Inbegriff wahren, freien, deutschen Lebens galt, in die unter russischer Oberhoheit stehenden Ostseeprovinzen. Dort blühten, vom Russentume noch nicht angefeindet, mehrere durch die livländische und kurländische Ritterschaft reichlich unterstützte deutsche Privatgymnasien, und die Direktoren, meistens Deutsche, waren eifrig bemüht, immer junge, frische Kräfte aus dem Vaterlande ihren Anstalten zuzuführen. So finden wir denn die beiden Freunde schon im Januar 1867 als Lehrer der alten Sprachen an dem von Ferrieri'schen Privatgymnasium Karlshof. Dort wirkten sie bis zum März 1868.“ – Dies Leben entbehrte der Romantik nicht, war aber auch, besonders für junge Leute, nicht ohne Gefahr. Aus dem Verkehre mit den höchsten Schichten der dortigen Gesellschaft schöpften sie reiche Erfahrungen für ihr ganzes Leben. Nun kehrte Gast an seine Fürstenschule zurück. Der Eintritt Sachsens in den Norddeutschen Bund bewirkte auch eine Umgestaltung der Gymnasien behufs Gleichartigkeit mit den preußischen Anstalten: die vier Klassen mit 1 ½ jährigem Kursus wurden in sechs Klassen mit einjährigem Kursus umgeformt. Hierdurch wurde eine Vermehrung der Lehrkräfte notwendig. So ward Gast, zugleich mit Clemen und Kötteritzsch, am 21. April 1868 von Rektor Dietsch in sein Amt eingeführt als 10. (provisorischer) Oberlehrer und Ordinarius von Untertertia, wo er in Deutsch, Lateinisch und Griechisch unterrichtete. Eine Zeitlang gab er Deutsch in Untersekunda und erklärte lateinische Dichter und Homer in den Sekunden. Zu Ostern 1876 wurde er Klassenlehrer von Obertertia, durch Verordnung vom 10. Oktober 1876 Professor. Allmählich rückte er in Grimma zum 6. Oberlehrer auf. Allen Teilnehmern an dem Dezennalfeste 1875 wird Gasts lebhaftige Teilnahme an der Festarbeit und Festfreude unvergesslich sein, namentlich die beiden von ihm gedichteten **Tafellieder**, die sich in der Festbeschreibung S. 9 ff. finden.

Im Jahre 1881 folgte Gast seinem Rufe der Herzoglichen Anhaltischen Regierung als zweiter Professor und Oberinspektor des Pädagogiums (Alumnats) am Gymnasium Francisceum zu Zerbst. Zu Ostern 1882 ward er erster Professor. Er erteilte in den oberen Klassen Unterricht im Deutschen, Lateinischen und Griechischen. Hier wirkte Gast bis Ostern 1894, wurde auch am 29. April 1889 mit den Ritterinsignien des Herzoglichen Anhaltischen Hausorden „Albrecht des Bären“ II. Klasse ausgezeichnet, wozu am 29. April 1902 die I. Klasse ihm verliehen wurde. Es waren am Pädagogium verschiedene Übelstände zutage getreten, die seinen Fortbestand in Frage stellten. Zur Durchführung nötiger Reformen, zur einheitlichen Leitung des Pädagogiums glaubte man in dem am Aluminate der Grimmaischen Fürstenschule mit gutem Erfolge tätig gewesenen Professor Gast den rechten Mann gefunden zu haben. So nahm er denn auch in dem neuerrichteten Amte eines Oberinspektors zweckmäßige Reformen vor, wobei ihm seine Grimmaischen Erfahrungen zugute kamen. Die Wohn- und Schlafräume wurden verbessert, ebenso die Kost der Zöglinge durch Anstellung eines Hausmeisters. Die stetige Beaufsichtigung der Zöglinge durch die Inspektoren wurde neu geregelt, die Verantwortlichkeit der Stuben-Senioren erhöht und alles getan, um im Internate den guten Geist zu pflegen und seine idealen Ziele zu erreichen. Leider war es auch Gast nicht möglich, die seit Mitte der 1870er Jahre eingetretene Abnahme der Frequenz aufzuhalten. Zu Michaelis 1890 gab es nur noch elf Zöglinge, weshalb die Regierung das Pädagogium am 1. April 1891 suspendierte.

Nachdem Gast von Michaelis 1893 bis Ostern 1894 die erledigte Stelle des Direktors interimistisch verwaltet hatte, ward er Ostern 1894 an das Friedrichs-Gymnasium zu Dessau als erster Professor berufen. Bereits im Jahre 1898 ward er zum Direktor des Herzoglichen Ludwig-Gymnasiums zu Köthen ernannt, am 15. Oktober vom Geh. Schulrat Dr. Krüger eingewiesen. Er lehrte in Prima Griechisch und Horaz, in Obersekunda Deutsch.

Hatte er früher kräftig und rüstig seines Amtes walten können, so zeigten sich im Sommer 1902 die ersten Spuren seines Leidens: Muskelschwund, der eine immer fortschreitende Lähmung der Glieder zur Folge hatte. Nach den großen Ferien 1902 konnte er keinen Unterricht mehr erteilen, auch am Begräbnisse seiner Mutter nicht teilnehmen. Da sein Zustand sich nicht besserte, wie er immer

gehofft hatte, sah er sich genötigt, am 1. Oktober 1903 in den Ruhestand zu treten. Auf Rat der Ärzte siedelte er schon im Mai 1903 nach Ballenstedt am Harz über, genoss, soweit möglich, im Fahrstuhle¹ die schöne Umgebung, fand aber auch hier keine Heilung. Am 11. August² setzte, den Seinen unerwartet, eine Herzlähmung seinem reichgesegneten Leben ein Ziel: im 62. Lebensjahre ging er heim!

Um ihn trauert seine Gattin Agnes Anna, eine Tochter des am 30. Oktober 1874 verstorbenen Pfarrers Johann Gottlob Schiffner in Seiffhennersdorf in der Oberlausitz, und fünf Kinder: Dr. phil. Ernst Reinhard Gast, Assistent an der deutschen zoologischen Station in Neapel, Dr. med. Ernst Erich Gast, praktischer Arzt, früher in Seiffhennersdorf, jetzt in Altroggen-Rafreede in Westfalen, und drei Töchter: Frida, geprüfte Lehrerin, Hedwig und Mathilde.

Der „Verein wissenschaftlicher Lehrer Anhalts“, in dem er viel gewirkt hatte, ernannte ihn am 14. September 1903 zu seinem Ehrenmitgliede. Und sein Köthener Gymnasium widmete ihm folgenden

Nachruf

Am 11. des Monats verschied zu Ballenstedt nach langem und schweren Leiden Herr Gymnasial-Direktor a. D. Professor Ernst Reinhard Gast, der frühere Leiter des Herzoglichen Ludwigs-Gymnasiums zu Köthen. Als solcher ausgezeichnet durch gediegenes und vielseitiges Wissen, als Lehrer hervorragend durch Lehrgeschick und feines Verständnis für die Aufgaben des Lehrerberuf leitete er die ihm anvertraute Anstalt mit hingebender Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue für Lehrer und Schüler, gerecht, wohlwollend und freundlich als Lehrer und Vorgesetzter, edel und liebenswürdig als Mensch, hat er sich Liebe und Verehrung in reichem Maße erworben. – Sein Andenken wird uns allen stets teuer sein.

Köthen, 13. August 1904

Direktor und Lehrerkollegium
des Herzoglichen Ludwigs-Gymnasiums.

¹ in heutigem Deutsch: Rollstuhl

² 1904

Gast hat folgende Schriften veröffentlicht: De Thucydidis oratione dissertatio, Grimma 1870 (Schulprogramm¹). – Graustädter Geschichten, erzählt von Ernst Reinhard, Wolfenbüttel, Zwißler, 1877. – Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Obertertiärer und Untersekundärer, Grimma 1881 (Progr.)¹. – Lessings Emilia Galotti, Kecks klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus, Heft VII. Gotha, Perthes, 1888. – Vorlagen zu lateinischen Extemporalien in Prima. Zerbst 1889 (Progr.). – Der lateinische Satz, Zur Wiederholung für die oberen Gymnasialklassen. Wolfenbüttel 1890. – Goethes Egmont, Kecks klassische deutsche Dichtungen, Heft XI, Gotha, Perthes, 1890. – Ciceros 1., 4. und 14. philippische Rede mit Erklärung, Leipzig 1891. – Zu Lessings Nathan, Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd. 1895, S. 342 f. – Beiträge zur lateinischen Schulgrammatik, Ebenda 1893, S. 399 – 403, 571 – 574; 1894, S. 100 – 102, 302 – 304, 461 f.; 1898, 2. Bd. S. 353 – 359. – Aufsätze und Bücherbesprechungen im Deutschen Literaturblatt von Herbst-Keck, im „Neuen Reich“ und in anderen Zeitschriften. – Grimmaer Schulrede: Der Einfluß Klopstocks, Lessings, Herders, Goethes und Schillers auf das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins, Nachfeier von Königs Geburtstag 29. April 1876.

St. 1857, 6173.

Verfasst nach Mitteilungen von Frl. Frida Gast, Tochter des Verstorbenen, Prof. Dr. Sickel-Zerbst, namentlich aus der von ihm zur 100jährigen Jubelfeier verfassten Geschichte des Herzoglichen Francisceums in Zerbst, und Pfarrer Weißenborn-Witznitz (Grimma 1856)². Auch wurde Prof. Dr. Poeschels Schrift „Das Kollegium der Fürsten- und Landesschule Grimma von 1849 - 1900“, S. 53 f. benutzt.

Auszug aus dem Ecce – 1905, (Seite 8 ff)

Wir sind in der glücklichen Lage, zu dem an der Spitze des vorigen Ecce stehenden Lebensbilde des am 11. August 1904 in Ballenstedt a. H.³ † Professors und Direktors a. D. Ernst Reinhard Gast in folgendem den zugesagten Nachtrag bieten zu können.

Als der im vorigen Jahre heimgegangene Professor Gast einmal aufgefordert worden war, den Nekrolog eines ihm von der Schule und Universität her bekannten Freundes zu geben, lehnte er es ab. Er schrieb mir darüber: „Zu einer Ausführung der mir gemachten

¹ Im Archiv der Fürstenschule Grimma in zwei Exemplaren erhalten, Juli 2004

² Alumnus der Fürstenschule Grimma, aufgenommen 1856

³ am Harz

Mitteilungen fehlten mir die Unterlagen; bloß ein paar Lappen aufzuflicken, erschien mir unschicklich.“

In einer ähnlichen Lage, wie er damals, bin ich heute. Für das diesjährige Ecce ist nicht nur eine eingehende Würdigung der reichen Tätigkeit und vielen Verdienste Gasts verheißen, sondern auch eine philologisch-pädagogische Charakteristik gewünscht worden.

Zu beidem fehlen aber auch mir die Unterlagen, und wenn ich, nachdem ein Philologe, der zur Lösung dieser Aufgaben in erster Linie geeignet gewesen wäre, hierzu nicht hat gewonnen werden können, lediglich vom Standpunkte des Freundes aus dem bereits Gesagten einiges hinzufüge, so bin ich mir bewusst, etwas zu unternehmen, was der Verstorbene einst mit zartsinniger Begründung von sich wies. Gleichwohl scheue ich nicht davor zurück, weil ich weiß, dass die Zahl derer, die sich gern noch einmal an den lieben Freund und verehrten Lehrer erinnern lassen, groß ist, dann aber auch, weil es mir eine wehmütige Freude gewährt, noch einiges über den Geschiedenen nachzutragen.

Gast war bei seinem Eintritte in die Fürstenschule Ostern 1857 ein blasser, schlanker, hochaufgeschossener Knabe, der aber durchaus nichts krankhaftes an sich hatte, sondern sich frisch und fröhlich unter seinen Altersgenossen bewegte. Körperliche Übungen würdigte er wohl, verhehlte jedoch nicht, dass er die Turnkunst mehr in der Theorie, als in der Praxis schätze. Um so größer war seine geistige Regsamkeit, die nicht nur bei den Lehrern, sondern auch bei seinen Mitschülern Beachtung und Wertschätzung fand. Dies war um so mehr der Fall, da alle seine Arbeiten durchaus selbständige, nie etwas anderes als „redlicher Gewinn“ waren, und er selber bei seinen Erfolgen immer bescheiden und zurückhaltend blieb.

Fernerstehende vermuteten kaum in dem allen Äußerlichkeiten abholden Schüler den edlen Kern, der sich unter unscheinbarer Schale verbarg, sein mit seinem Verständnisse gepaartes Wissen, seine geistige Gestaltungskraft, sein für alles Gute und Edle glühendes Herz. Aber schwer war es nicht, ihn kennen und lieben zu lernen, denn er war schlicht und offen, und in seinem Leben gab es nichts zu verbergen. Dazu kann der Schreiber dieser Zeilen, der fast 50 Jahre hindurch persönlich und brieflich mit ihm verkehrt hat, dem geschiedenen Freunde noch im Grabe bezeugen, dass er im Laufe der Jahre wohl an Wissen und Erfahrung gewachsen, in den Grundzügen seines Wesens aber immer derselbe geblieben ist, der er war. Es wäre

geradezu verwunderlich, wenn der durch Geist und Herz ausgezeichnete Mann, dem es heiliger Ernst um seinen Beruf war, keine Erfolge als Lehrer und Erzieher gehabt hätte. Seine scharfsinnige Erklärung sprachlicher Schwierigkeiten, seine Gabe, nicht nur die sprachliche, sondern auch die innere Schönheit sowohl altklassischer, als deutscher Geisteserzeugnisse in das rechte Licht zu setzen, haben denn auch seine Schüler angezogen und gefesselt. Und da es ihnen nicht verborgen bleiben konnte, dass alles, was von diesem Lehrer kam, nicht bloß das Ergebnis gewissenhafter, umfassender Studien, sondern zugleich der Ausfluss eines treuen Herzens war, so erscheint es selbstverständlich, dass sie ihn hochgeschätzt haben und noch heute rühmen. Dass sie über die Strenge, mit der er gegen Ausschreitungen vorging, nicht klagten, kam daher, dass Gast sich immer der größten Gerechtigkeit befleißigte. Dies, sowie die Sicherheit, mit der er, der selber einst Schüler in Grimma gewesen war, Verstöße gegen Schulgesetzte und – Ordnung nicht bloß wahrnahm, sondern auch ihrer Bedeutung nach einschätzte, erhöhte nur sein Ansehen. Viele aber von denen, die ihn würdigten, weil sie ihr inneres Leben segensreich von ihm beeinflusst wussten, fühlten sich glücklich, wenn sie auch nach der Schulzeit in Beziehung zu ihm bleiben konnten.

Eine Gabe Gasts, durch die er sich und anderen das Leben zu würzen verstand, war die der Poesie. Seine Gedichte, mochten sie aus Anlass von Schulfestern entstanden, für einen engeren Freundeskreis, oder gar für den Inspektor, der sie als Strafarbeit aufgegeben hatte, bestimmt sein, dürften keineswegs nur als jugendliche Reimerei bezeichnet werden. Ja sogar von diesen letzteren, die man als Dutzendware anzusehen gewohnt war, verdiente mehr als ein Stück um seiner Form und seines Inhalts willen Beachtung.

Das gilt unter anderen von einem Gedichte mit der Überschrift „Wiegenlied“. Ein Inspektor hatte dem Untersekundaner (!) die Wahl zwischen der Lösung dieser Aufgabe und dem Pensum Vergil Äneis I, 590 – 610 gelassen, und Gast hatte sich, wie gewöhnlich in solchem Falle, für das Gedicht entschieden. Ich war in den Besitz des Gast'schen Originals gekommen und teilte es vor einigen Jahren dem Pfarrer Georg Gast, gegenwärtig in Großschocher, mit, der es für eine Singstimme und Pianoforte komponiert hat. Das Wiegenlied (op. 76) ist von Otto Dietrich in Leipzig verlegt worden und hat um seines poetischen und musikalischen Gehaltes willen wohlverdienten Beifall

gefunden. Es war ohne des Verfassers Wissen komponiert worden; nachdem ich ihm die Komposition zugeschickt hatte, schrieb er mir in seiner launigen Weise: „- wie ich es gestern las, ist mir's nicht wie ein eigenes Opus vorgekommen; aber ich zweifle nach Deiner Versicherung nicht daran, dass ich's verbrochen habe. Und da es der Pastor Namensvetter komponiert hat, muss es ihm doch gefallen haben: - das freut mich, und der Gedanke, nunmehr sogar komponiert zu sein und vielleicht gar auch in dieser Gestalt gedruckt zu erscheinen, trägt, wie Du Dir denken kannst, ganz wesentlich zur Steigerung meines Selbstbewusstseins bei! Das Lied gefällt auch uns sehr: sage das dem Amtsbruder Gast, wenn Du ihn sehen solltest; ich werde natürlich auch selbst einmal an ihn schreiben, um ihn zu danken. Wo weidet er die Seelen?“

Durch seine Dichtungen in gebundener und ungebundener Rede, in denen fast immer ein erfrischender Humor zur Geltung kam, hat er viele erfreut.^{*)} Von den Erzählungen, die er hat drucken lassen, seien, außer der im Sächsischen Volkskalender 1893, S. 49 ff. befindlichen „Onkel Martha“, die Graustädter Geschichten hervorgehoben, die unter seinen Vornamen Ernst Reinhard 1877 bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel erschienen sind und in jeder Zeile das Gepräge des lebenswürdigen, oft schalkhaften, aber immer von sittlichem Ernste durchwehten Verfassers tragen. Er hat sie mit großer Lust und Liebe, zum Teil in der Ferienzeit, geschrieben, und wer sich gern in eine herzbefreiende Ferienstimmung versetzen lässt, der nehme sie zur Hand! Was von ihnen gilt, dass sie den Leser fesseln, gilt von allem, was Gast geschrieben hat, so u. a. von den Erinnerungen an Livland, die 1887 von ihm aufgezeichnet und einem Vortrage zu Grunde gelegt worden sind. In anschaulichster Weise erzählt er da seine Erlebnisse in Russland und schildert die russischen, besonders livländischen Verhältnisse, die sich seitdem allerdings in mehrfacher Weise geändert haben. Diese und andere ungedruckte Aufsätze dürften noch mehrfach vorhanden sein; in dem Verzeichnisse der gedruckten (Ecce 1904 S. 4f.) habe ich den über die Schuld der Sophokleischen Antigone, der in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik erschienen ist, vermisst.

In diesem, wie in dem „Zu Lessings Nathan“ hat er sich angelegentlichst mit sittlichen und religiösen Problemen beschäftigt.

^{*)} Es sei an die herrlichen Tafellieder erinnert, die er beim Dezennalfeste 1875 und bei der Schulweihe 1891 seinen Mitschülern bot. J. Sch.

Im gewöhnlichen Leben von dergleichen zu reden, war nicht seine Sache; da war er der schlichte, Erbauung suchende Christ, der dem Freunde schrieb: „... Aber – ich wurde es heute in unserer schönen Nikolaikirche (in Zerbst) wieder inne – es ist doch das herrlichste Recht, das Ihr habt, hinauftreten zu können vor die Gemeinde und Hunderte von Herzen auf einmal mit lebendigen Worten zu erbauen, zu trösten, zu mahnen.“ Als er einst eine bittere Enttäuschung erfahren hatte, schrieb er: „Ich habe daraufhin nicht einen Augenblick meine Ruhe und Zufriedenheit verloren – dank meinem Gottvertrauen, in dem ich, mag kommen was da wolle, mir immer sage: wie's kommt, ist's gut!“ und ein anderes Mal: „Wenn ich auch mit meinen Nerven nicht ganz zufrieden sein kann, so könnte es ja viel schlimmer sein, und ich müsste auch stille halten.“

Und er hat stille gehalten bis zuletzt. Wohl war es ihm tief schmerzlich, als es gewiss wurde, dass er seinem Berufe, von dem er einst geschrieben hatte: - „für mich es nichts, was mir gleiche Befriedigung gewähren könnte“ – für immer entsagen müsse, aber verzagt ist er nicht, hat sogar nach trüben Tagen selbst seinen Humor wiedergefunden, wie mir seine Kinder mitteilten. Er hatte mir früher einmal geschrieben: „In unseren vier Pfählen – denn am Geräusche der Welt nehmen wir auch keinen Anteil – leben wir im alten Glücke“. So war es bei ihm und den Seinigen geblieben. Mit Gattin und Kindern verband ihn das Band innigster Liebe, das nur der Tod lösen konnte. Als es geschah, ging es ohne Schmerz nicht ab – dennoch: „Wie's kommt, ist's gut!“

St. 1857, 6173.

Mitgeteilt von Gasts vieljährigem Freunde,
Herrn Pfarrer Weißenborn-Witznitz (G 1856¹).

¹ Alumnus der Fürstenschule Grimma, aufgenommen 1856

Ein ehemaliger Schüler aus Zerbst erinnert sich:

(aus: "Der Alte Francisceer, Nachrichtenblatt der Vereinigung Zerbster Francisceer, Frühjahrsbericht 1938)

... In Gestalt und Naturell von ganz anderer Art war der Professor Ernst Gast, der uns im Lateinischen und Griechischen in den oberen Klassen unterrichtete. Er war ein Sachse von geschmeidiger Beweglichkeit und gewandten Formen; seine Sprache ein teils spitzes, teils breites und gedehntes Sächsisch. Die hohe Gelehrtenstirn über dem schmalen Gesicht verkündete den scharfen Denker. Er kam von der Fürstenschule in Grimma und wurde hierher berufen, um in das immer mehr verfallende Alumnat als Oberinspektor neues Leben zu bringen. Erfolg hatte auch er nicht, das Alumnat ging nach wenigen Jahren ein. Gast war ein feiner Humanist und handhabte den deutschen und lateinischen Stil meisterhaft im Unterricht. Mit Grammatik wurden wir nicht viel geplagt, aber die Stilunterschiede der beiden Sprachen hat er uns sehr gründlich beigebracht. Es genügte ihm nicht, dass man den fremden Schriftsteller richtig übersetzte; es musste schon bei der Vorübersetzung in einem natürlichen und geschmackvollen deutschen Ausdruck geschehen. Seine Musterübersetzung mussten wir bei der Wiederholung auswendig wissen, da es sonst nicht möglich war, seinen Anforderungen zu genügen. Ich verdanke ihm für meine deutsche Stilbildung sehr viel, und da er auch in der neueren deutschen Literatur vorzüglich Bescheid wusste, bedaure ich, dass ihm nicht der deutsche Unterricht übertragen worden ist. Gast war eine tiefe Natur; er hatte eine feine Empfindung und behandelte Poetisches mit einem fröhlichen Herzen. Durch seine sächsische Art blieb er uns ja etwas fremd; aber unter seinen Amtsgenossen erfreute er sich durch seine gesellige Jovialität großer Beliebtheit. Gast hat als „Ausländer“ lange auf ein Direktorat warten müssen. Schließlich wurde er aber doch Direktor und zwar in Cöthen, ist aber dort bereits nach 2 Jahren¹ gestorben.

- - -

¹ Anmerkung: Direktor in Köthen war er von 1898 bis 1903, davon 4 Jahre gesund.

Der Vater des Autors, Kantor Johann Gotthelf Gast

Aus dem Stammbaum:

Kantor **Johann Gotthelf Gast**

* 16.10.1795 in Kleinschönberg

† 06.06.1880 in Mügeln

Kantor und erster Knabenlehrer **in Mügeln** von 1819 bis 1868

∞ mit Juliane Henriette Däweritz aus Grauschwitz

(*05.06.1808 - †18.02.1903)

Aus dem Mügelnener Tageblatt und Anzeiger von Oktober 1932¹

Johann Gotthelf Gast, Kantor in Mügeln von 1819 - 1868, **geb. 1795** zu Kleinschönberg, war in Dresden Hauslehrer in einer Familie von Einsiedel, hat im Elternhaus Theodor Körners allwöchentlich den musikalischen Abenden beigewohnt, hat oft mit der Schwester des Dichters musiziert; er war in einer Dresdener Kirche Chorpräfekt; heiratete ~~1821~~² Jul. Henriette Däweritz aus Grauschwitz; der Ehe sind 6 Mädchen und 5 Knaben entsprossen; in den Kirchenbüchern wird er als Kantor und Organist zu Alt- und Neumügeln, als Kantor und erster Lehrer der hiesigen Knabenschule aufgeführt; (auch Kt. Arch. Mgl. Lit. 7 Bl. 481); sein 4. Sohn Reinhardt (geb. 1842) setzte ihm in den „Graustädter Geschichten“ ein bescheidenes Denkmal; seine fünf überlebenden Töchter reihte er bereits mit dem zehnten Lebensjahre in die Kantorei ein; sie sind die ersten Mädchen und später als Damen die ersten weiblichen Sangeskräfte in der Kantorei gewesen - dem Vater willkommenen sichere Kräfte bei den Kirchenmusiken; Kantor G. leitete den Gesangsverein „Orpheus“; er ging 1868 in Ruhestand, den er 12 Jahre hat genießen dürfen; er bewohnte nach der Pensionierung Räume des ersten Obergeschosses im Hause des Gerbermeisters Kießling; mit 84 Jahren, 7 Monaten, 20 Tagen ist er am **6. Juni 1880** gestorben; sein Grab wird noch heute gepflegt; es

¹ "Mügelnener Tageblatt und Anzeiger", Oktober 1932, die Kantoren waren in einer Monatsbeilage namens "Sachsenland" beschrieben, kopiert am 6. Juli 2004 im Heimatmuseum Mügeln aus einem dortigen Zeitungsausschnitt.

² Es muss **1827** heißen! Laut Kirchenbuch von Mügeln heiratete er am Sonntag, 18. März 1827. Die Braut wäre 1821 erst 13 Jahre alt gewesen.

liegt im vorderen alten Friedhofe, in der Nähe des freien Platzes, auf dem einst die Gottesackerkirche stand;

- eine niedliche, feine Redensart, mit der er seiner Frau eine allzu große Beredsamkeit zu dämpfen pflegte, hat sich durch mündliche Überlieferung bis zu uns herübergerettet; sie lautet: „Jettchen, nimm Wasser in den Mund“.

- Im Jahre 1831 ließ sich G. einem Zuge der aufgeklärten Zeit folgend herbei, den stolzen, in 2 Jahrhunderten mühsam zusammengebrachten und sorgsam verwalteten, mit peinlichster Genauigkeit verbuchten Zinnschatz der Kantorei und dazu die eisernen und kupfernen Gerätschaften bis auf wenige Krüge und Leuchter um 48 Taler 7 Groschen und 6 Pfennige zu verkaufen und das Kapital in einem Feldgrundstück anzulegen. (Näh. in den „Beitr. zu einer Gesch. d. Kant. M.“, S. 75);

- eine Entlastung wurde ihm im hohen Alter dadurch zuteil, dass er 1861 einen Organisten zugewiesen bekam und dass ihm in der Führung der Kantoreiangelegenheiten seit 1863 ein zweiter Vorsteher, ein Kassierer und ein Protokollant an die Hand gegeben wurden (Kt. Arch. Mgl. Lit. 11, S. 420, 424).

aus einem Verzeichnis der Sächsischen Kantoren:

REINHARD VOLLHARDT, Geschichte der Cantoren und Organisten von den Städten im Königreich Sachsen, Berlin 1899, PETERS REPRINTS, Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Sächsischen Landesbibliothek Dresden unter Leitung von Wolfgang Reich, 1978, EDITION PETERS LEIPZIG:

Auf Seite 226 steht dort unter: "Mügeln":

Johann Gotthelf Gast, 1819, wurde den 1. Juli 1868 emeritiert.

1863: Einkommen 409 TALER, 26 Groschen, 8 Pfennige vom Cantor u. Organistendienst.

...

Der Cantor Gast wurde gleichzeitig Organist.

...

Der Chor besteht aus 12 Currendanern (erhalten 120 Mark von den 400—500 Mark, die durch das allsonntäglich früh 5 Uhr stattfindende

Singen vor den Häusern einkommen) aus 10 Cantoristen und aus weiblichen Sängern, die wie die Cantoreimitglieder eine Anerkennung in Form eines Festes erhalten. Die Cantorei ist 1553 gegründet¹ und liegen die Urkunden und Bestätigungen in Verwahrung des Cantors. Der Cantor ist zu 13—15 Aufführungen verpflichtet, die Noten werden bezahlt.

Information von einer Kirchenführung in Mügeln am 6. Juli 2004

1405 wurde die Kantorei als "Bruderschaft Corporis Christi" gegründet. Ritter Melchior von Saalhausen war Gönner der Kantorei von Mügeln (Stiftung für den Chor). Die Mügeln Kantorei wurde nach Einführung der Reformation 1571 unter neuer Bezeichnung mit denselben Mitgliedern neu gegründet. Der Chor pflegt noch alte Bräuche und hat auch noch die alten Currendemäntel. In der Kirche von Mügeln hängt eine Tafel mit allen Organisten und Kantoren seit der Reformation (mit Ausnahme der jetzigen Kantorin, Frau Müller, deren Name wohl erst bei ihrem Ausscheiden aus dem Dienst nachgetragen werden wird).

H. Chris Gast

Die 11 Kinder des Kantor Gast:

Daten der 10 Geschwister von Ernst Reinhard aus einem Kirchenbuchauszug aus Mügeln, Reg. Nr. 1665, vom 27. Juni 1935:

1. Marie Henriette Gast, geb. 14.4.1828 in Mügeln, gest. 29.6.1828.
2. Emil Hermann Gast, geb. 19.9.1830, gest. 25.1.1831 in Mügeln.
3. Marie Thekla Gast, geb. 21.6.1832 in Mügeln
4. Heinrich Volkmar Gast, geb. 12.7.1834, gest. 20. x. 1837 in Mügeln
5. Agnes Clara Gast, geb. 6.8.1837 in Mügeln
6. Marie Helene Gast, später verehelichte Arends, geb. 2.2.1839 in Mügeln, gest. 15.8.1918 in Lockstedt bei Hamburg, am 18.8. 1918 in Mügeln beerdigt.
7. Friedrich Hermann Gast, geb. 17.11.1840,
8. **Ernst Reinhard Gast, * 22. Oktober 1842 in Mügeln, † 11. August 1904 in Ballenstedt**
9. Maria Theresia Gast. geb. 29.5.1844 in Mügeln
10. Ida Hermine Gast, geb. 9.5.1846 in Mügeln.
11. Emil Gast, geb. 3.7.1849 in Mügeln. gestorben ? in Leipzig.

¹ Nach Aussagen der jetzigen Kantorin von Mügeln, Frau Müller, ist der Chor fast 600 Jahre alt und wurde nach der Reformation 1571 neu gegründet.

Die Kinder des Autors Ernst Reinhard Gast



Reinhard, Hedwig, Erich, Friedel, Hilde

<p>Änne *1872 starb mit 14 an Diphtherie</p>	<p>Frida Gast *1874 † 25.9.1933 in Ballenstedt, Lehrerin (Tante Friedel)</p>	<p>Dr. phil. Reinhard Gast *1876 † 27.4.1925 an Blutvergiftung, lebte in Fiume, bei Neapel Zoologe ∞ Alile (geb. Christinet)</p>	<p>Dr. med. Erich Gast *5.7.1877 in Grimma † 18.4.1918 in Rimbach ∞ 3. Oktober 1908 in Kirtorf mit Irene (geborene Köhler)</p> <hr/> <p>4 Kinder</p>	<p>Hedwig Gast *22.7.1881 in Zerbst † 5.5.1966 in Ballenstedt Haus- wirtschaft (Tante Hede)</p>	<p>Mathilde Gast *27.5.1883 in Zerbst † 24.7.1965 in Ballenstedt Klavier- lehrerin (Tante Hilde)</p>	<p>Baby † ca. 1886</p>
--	---	--	--	--	---	------------------------------------

Von den 7 Kindern des Ernst Reinhard Gast hatte nur der Arzt Erich wiederum Kinder. Die Töchter konnten, so wird erzählt, mangels Aussteuer nicht standesgemäß heiraten und kehrten nach einer Ausbildung jeweils in den elterlichen Haushalt zurück. Warum ihr

Maria mit ihren beiden kleinen Kindern Gerd und Christa öfters bei ihnen, um in der Zeit der Luftangriffe auf Dessau, wo sie damals wohnten, einmal ausschlafen zu können, und kurz vor ihrem Tod haben auch wir (mein Vater, Prof. Theodor Gast mit Frau und einigen von uns Kindern) sie im September 1964 noch einmal in Ballenstedt¹, damals in der DDR, besucht. Tante Hede und Tante Hilde, starben 1965 und 1966.

Im folgenden drucke ich hier von Tante Hede einen Aufsatz von 1908 ab, den sie (mit 26 Jahren) während ihrer Ausbildung zur Hauswirtschaftlerin schrieb. Erstaunlicherweise schrieb sie ihn in lateinischer Schrift, nicht in der damals üblichen "deutschen" Schrift.

Autobiographie der Tochter Hedwig Gast

16. 5. 1908.

I
Mein Lebenslauf.

Gedankengang.
1. Kindheit bis zur Schulzeit.
2. Schulzeit.
3. Zeit nach der Schule.

Kindheit bis zur Schulzeit

Meine schönsten Erinnerungen knüpfen sich an das alte Zerbster Kloster. Im Jahre 1881 wurde mein Vater, der damalige Professor an der Fürstenschule zu Grimma in Sachsen von der Herzoglichen Anhaltischen Regierung nach Zerbst gerufen und dort als erster

¹ Kugelgenhaus, Kugelgenstraße 35a

Professor am Francisceum angestellt. Dort in der neuen Heimat meiner Eltern wurde ich im Juli desselben Jahres geboren, und zwar wohnten meine Eltern damals in der Brüderstraße, ganz in der Nähe des Klosters. Als ich 1 $\frac{3}{4}$ Jahr alt war, bekam ich ein kleines Schwesterchen, und bald darauf zogen meine Eltern in das nun fertig gewordene Vorschulhaus, in dem sich in den untern Räumen die Abc-Schützen ihre Weisheit holen. Aus den Jahren vor meiner Schulzeit kann ich mich noch lebhaft eines kleinen Brüderchens erinnern. Wir hatten uns so sehr gefreut, mit ihm zu spielen und konnten gar nicht begreifen, dass es nach zwei Tagen wieder still und unbeweglich in seinem Bettchen lag, und uns unser Vater sagte, es sei nun wieder ein Engel geworden. Ein viertel Jahr später verloren wir auch unsre älteste Schwester. Das war für uns Kleinen sehr traurig, da wir an ihr mit zärtlicher Liebe hingen. Besonders schwer litt meine dritte Schwester in dieser Zeit, denn die beiden waren unzertrennliche Spielkameradinnen gewesen.

Schulzeit

Im Jahre 1888 kam ich in die Schule. Ich muss sagen, dass ich während der ersten Schuljahre diese nicht sehr gern besucht habe. Ich war schüchtern veranlagt, gewöhnte mich schwer an das Zusammenleben mit meinen Schulkameradinnen und lernte ziemlich schwer. Viel lieber war ich zu Haus und half meiner Mutter wirtschaften. Alle häuslichen Arbeiten und vor allem kleine Kinder übten auf mich große Anziehungskraft aus. Ich war hochofrennt, wenn ich Kinder bemuttern durfte, und da ich dazu Geschick hatte, war es auch nicht selten der Fall. Die reizvollsten Stunden waren für uns die nach dem Abendessen. Dann gingen wir alle zusammen in den Garten. Erst wurde fleißig gearbeitet, gegossen, gejätet, und dann kam das Vergnügen, die Erholung an die Reihe. Vater und Mutter spielten mit uns Croquet, oder aber wir turnten. Im Winter las uns unser Vater abends vor, und manches Mal vergossen wir bittre Tränen über alle Sorgen und Nöte, die die Kinder in den Geschichten der Spyri¹ erlebten. Eins meiner Lieblingsspiele waren die Puppen. Sie waren stets meine Kinder, und ich war außer mir, wenn sie Verfolgungen meiner Brüder zu erleiden hatten. Im Ganzen vertrugen wir fünf Geschwister uns sehr gut. Mit meinen Brüdern, die nicht viel älter als

¹ Johanna Spyri, 1827-1901, bekannte Jugendbuchautorin, u. a. "Heidi"

wir Kleinen waren, machten wir die Schularbeiten, aber auch die Dummheiten gemeinsam. Ich kann mich noch gut erinnern, dass wir eines Tages auf den Einfall kamen, uns unter der Stadtmauer, der Grenze des Spielplatzes, einen Tunnel zu bauen. Wir schachteten tief aus, dass wir unter der Mauer hinwegkriechen konnten. Auf jener Seite waren wir den Blicken derer, die auf der Promenade wandelten, durch Gebüsch entzogen. Sollten wir nun eine unwillkommene Arbeit verrichten, so schlüpfen wir durch und warteten die Gefahr ab. Allzu lange dauerte der Spaß jedoch nicht. Einige Alumnaten des Klosters hatten diesen Ausgang zu unerlaubten Wegen benutzt, waren dabei betroffen worden, und wir mussten unsern schönen Tunnel verschütten. Sehr romantisch fand ich stets die Kreuzgänge des Klosters. Wenn es dämmrig wurde, suchten wir sie auf, und dort haben wir die schönsten Ritterspiele aufgeführt. In diese sorgenfreie, ungetrübte Kinderzeit kam die Versetzung meines Vaters als ein unerwartetes, erschreckendes Ereignis. Trotzdem uns die Residenzstadt als sehr verlockend geschildert wurde, trennten wir uns nur schweren Herzens von dem lieben alten Kloster. Im Jahre 1894 siedelten wir nach Dessau über. Wie war dort so alles anders! Statt des schönen Gartens durften wir nur ein Eckchen eines solchen als Sitzplatz benutzen. Es kam uns, die wir an große Freiheit gewöhnt waren, wie ein Gefängnis vor. Auch in der Schule war es in der ersten Zeit sehr unbehaglich. Alle Anforderungen waren größer als in Zerbst, und mir wurde der Wechsel im Anfang recht schwer. Später habe ich mich aber sehr wohlgeföhlt. Ich fand treue Freundinnen, und mit ihnen habe ich viele schöne Stunden verlebt. Das liebste Schuljahr war mir das in der 1b. Wir mussten tüchtig lernen, aber die Art, wie gelehrt wurde, war sehr anregend. Am Ende dieses Jahres wurde ich konfirmiert, und diese Feier, die ich nur mit den Eltern und Geschwistern verlebte, machte auf mich großen Eindruck. Wohl hatte ich die Absicht, noch die 1a Klasse der Töcherschule zu besuchen, aber ich war körperlich zart, und nach dem ersten Vierteljahr riet unser Hausarzt meinen Eltern, mich aus der Schule herauszunehmen.

Zeit nach der Schule

Ich kräftigte mich bald wieder und erlernte nun unter der Leitung meiner Mutter alle hauswirtschaftlichen Arbeiten. Mir machte es viel Freude, Mutter tüchtig helfen zu können, denn sie war in dieser Zeit vormittags allein zu Haus. Vater, die Brüder und meine jüngere

Schwester gingen in die Schule, meine älteste Schwester ins Seminar. Als der Sommer zu Ende ging, kam ich mit meinen Schulfreundinnen durch die gemeinsame Tanzstunde wieder in engeren Verkehr. Ihretwegen besuchte ich diese Stunden gern. Unsere Herren, Schüler des Gymnasiums, waren mir recht gleichgültig; denn ich war in Zerbst in viel netteren kameradschaftlichen Verkehr mit Schülern gewesen. Zu Hause fand ich es schöner denn je. Mutter überließ mir mehr und mehr die Küche, und da ich Geschick zum Kochen hatte, machte es mir viel Freude und wenig Mühe. Die Nachmittage vereinten uns zu Familienspaziergängen, deren Ziel manches Mal Roßlau war. Diesen Eindruck machte auf mich meines ältesten Bruders Abiturientenentlassung, und sein Abschied von den Eltern und uns Geschwistern, als er auf die Universität zog. Mir kam unser Leben gestört vor, noch mehr, als im Jahr darauf auch der Zweite uns verließ. Das nächste Ereignis war meiner Schwester Lehrerinnenexamen und ihr Scheiden. Nun war unser Kreis zusammengeschmolzen bis auf Vater, Mutter, meine jüngere Schwester und mich. Zum Teil verließen auch meine Freundinnen Dessau, und so war ich froh, als auch unsre Scheidestunde schlug. Vater wurde als Direktor an das Ludwigsgymnasium zu Cöthen versetzt. Wir haben in Cöthen schöne Jahre verlebt. Die alten Zerbster Erinnerungen wurden wieder in uns wach. Wir hatten in Cöthen eine herrliche Amtswohnung im Cöthener Schloss, zu der ein großer am Wasser gelegener Garten gehörte. Viel Trübsal brachten uns diese Jahre. Meine Schwester kam schwer krank zurück, und es verging fast ein Jahr, bis sie ihre Gesundheit wieder erlangte. Kaum war sie außer Gefahr, so stellte sich bei meinem Vater ein schweres Nervenleiden ein, das ihn zwang, in den Ruhestand zu treten. Da Vater den Harz sehr liebte, und die Ärzte ihm Gebirgsluft rieten, wählte er Ballenstedt zu seinem Wohnort. (Wenn) Leider erfüllte sich seine Hoffnung nicht, sein Leiden machte langsame, aber sichere Fortschritte. Ein großer Segen war für uns alle Vaters festes Gottvertrauen; wir haben trotz der Sorgen ein glückliches Leben geführt. Erst anderthalb Jahr waren wir in Ballenstedt, als uns unser Vater genommen wurde. Das war das Schwerste, was uns treffen konnte. Die schmerzlichen Erinnerungen machten mir unser Heim unerträglich, und so entschloss ich mich, von Hause wegzugehen. In der Familie des Professor Lütgert in Halle fand ich, was ich suchte, nämlich viele Pflichten. Ich übernahm die Pflege zweier Knaben im Alter von fünf und drei Jahren. Nach wenig

Monaten wurde der dritte geboren; ich hatte viel Freude daran, den Haushalt zu führen, für die Kinder zu sorgen. Mein besonderer Liebling wurde aber der Kleinste, den ich ja von klein an mit all seinen Schwächen und guten Seiten kennen lernte. Viel Freude, aber auch schweres Leid brachten mir die Hallenser Jahre. Im zweiten wurde auch unsre Mutter uns durch den Tod entrissen. Das Vaterhaus schloss sich, wir fünf Geschwister standen allein. Wir beschlossen ganz im Sinne unsrer Eltern weiter zu leben, uns vor allen Dingen keine Sorgen um die Zukunft zu machen. Meiner Eltern kleines Vermögen war durch die vielen Krankheitsjahre und die Ausbildung der Brüder sehr zusammengesmolzen. So übernahm meine älteste Schwester eine Lehrerinnenstelle in Gernrode. Sie blieb aber in Ballenstedt wegen unsrer jüngsten Schwester wohnen, denn diese gab Klavierunterricht. Ich kehrte wieder nach Halle zurück, und ich war froh, dass mir dort die lebhaften Kinder keine Zeit ließen, an mich zu denken. Im folgenden Jahr suchte meine jüngere Schwester zur weiteren Ausbildung das Konservatorium in Leipzig auf. Damit nun meine ältere Schwester doch ihr behagliches Heim hatte, verließ ich meine Lieblinge in Halle und ging zu ihr zurück. Ein Jahr lang habe ich ihr den Haushalt geführt, und im Laufe dieser Zeit reifte der Entschluss in mir, noch einen Beruf zu ergreifen. Da mir wirtschaftliche Arbeiten und Kinder besonders lieb sind, entschied ich mich für den einer Haushaltungslehrerin. Jetzt stehe ich am Anfang meiner Ausbildungszeit und hoffe, übers Jahr mein Ziel erreicht zu haben.

Jetzt stehe ich am Anfang meiner
Ausbildungszeit und hoffe, übers
Jahr mein Ziel erreicht zu haben.

Es hat mir Freude gemacht, den Aufsatz zu
lesen. 1-2 ... (Lehrerunterschrift)

Anmerkung: Der Aufsatz enthielt kaum Fehler. Kommentar des Lehrers oder der Lehrerin in deutscher Schrift: "Es hat mir Freude gemacht, den Aufsatz zu lesen. 1-2 ... "(Lehrerunterschrift).

Der Lebenslauf des Dr. med. Erich Gast

In seiner Doktorarbeit über Verletzungen am Auge fügte Erich Gast im Jahre 1902 folgenden Lebenslauf bei:

Vita.

Ich, Ernst Erich Gast, evangelischer Konfession, bin geboren am 5. Juli 1877 zu Grimma im Königreich Sachsen als Sohn des Professors Ernst Reinhard Gast, jetzigen Direktors des Gymnasiums zu Coethen.

Das Abiturientenexamen bestand ich Ostern 1896 am Gymnasium zu Dessau.

Während des ersten 4 Semester studierte ich in Leipzig und bestand dort die ärztliche Vorprüfung, dann ging ich 2 Semester nach München, das folgende wieder nach Leipzig und die letzten Semester nach Jena, wo ich am 16. März 1901 die medizinische Staatsprüfung beendigte.



Die Enkel des Ernst Reinhard Gast

Von den Kindern des Autors hatte nur Dr. med. Erich Gast wiederum Kinder.



Erich

Theo

Erika

Irene

<p>Irene *7. 9. 1909 in Kirtorf bei Alsfeld † 21. 3. 1994 in Wolfskehlen (Lehrerin)</p> <p>∞ Sept. 1937 mit Dipl.-Kaufmann Erich Hertsch (20.2.1908 - 8.8.2000)</p>	<p>Erika (genannt "Katze") *1.7.1911 in Rimbach † 24.07.2000 in Wolfskehlen Rektorin in Wolfskehlen</p> <p>∞ 21. 07.1937 mit Ernst Burgmaier (6.12.1941 im Krieg gefallen)</p>	<p>Dipl.-Ing. Erich Gast * 16. 04. 1913 in Rimbach † 12. 04.1993 in München Physiker, Vizepräsident des Deutschen Patentamtes</p> <p>∞ 19. Sept. 1937 mit Maria (Hübner) (* 4. Juli 1915 in Mainz)</p>	<p>Prof. Dr. Ing. Theodor Gast * 26. 6. 1916 in Darmstadt, (aufgewachsen in Rimbach) Physiker+ Professor an der TU-Berlin</p> <p>∞ 26. 3. 1949 mit Erika (Alpers) (* 13. 9. 1921 in Güster)</p>
--	---	---	--

Kindheit in Rimbach

(Auszug aus dem Lebenslauf von Tante Erika¹ aus Wolfskehlen)

Mein Vater war der praktische Arzt Dr. med. Erich Gast aus Sachsen; meine Mutter Irene Gast geb. Köhler stammte aus Darmstadt. Sie lernten sich in Langen kennen, wo mein Vater am Krankenhaus arbeitete und meine Mutter an der Volksschule als Lehrerin tätig war. Mein Vater nahm eine freie Arztpraxis in Kirtorf bei Alsfeld an und die Hochzeit fand dort am 03.10.1908 im engsten Kreise statt, (d.h. Mutters Eltern und ihr Bruder Willibald und die drei Schwestern von Vater: Friedel, Hede und Hilde; seine Eltern waren bereits verstorben)

Am 07.09.1909 kam meine Schwester Irene Gast zur Welt, und da die Wohnung etwas eng wurde, bewarb sich mein Vater um die frei gewordene Praxis in Rimbach im Odenwald. In dem schönen Haus, in dem nur noch die Besitzer wohnten, hatte die kleine Familie nunmehr 2 Etagen zur Verfügung; Praxis und Wartezimmer waren im 1. Stock des Hauses untergebracht. In diesem schönen Haus kam ich nun am 01.07.1911 zur Welt und am 16. April 1913 kam dann der ersehnte Stammhalter - mein Bruder Erich - an. Dieser Name „Erich“ war schon mir zgedacht, aber da ich ein Mädchen war, taufte man mich „Erika“. Als weitere Namen erhielt ich die Beinamen nach meiner Großmutter Pauline und der Patentante Mathilde. Da mein Näschen sehr hoch stand, wurde es - der damaligen Redensart folgend -Himmelfahrtsnäschen, genannt. Da unser Opa sehr spaßig war, erzählte er mir immer, dass man bei Regen einen Schirm aufspannen müsste, damit es mir nicht in die Nase regnen könne. Er selbst stand jeden Abend am Bettchen und strich mit zwei seiner Finger das Näschen nach unten. Als einmal meine Schwester Irene meine Windeln auspackte und sie den nackten Kinderpopo sah, schrie sie plötzlich auf und rief: „Sie ist ja kaputt, sie hat einen Sprung!“

Wir hatten in Rimbach ein „Hausmädchen“, eine „Kinderfrau“ und eine „Waschfrau“, wie das damals üblich war. Eine kleine Begebenheit, die ich nie vergaß: Unser Kindermädchen hatte mir ein Butterbrötchen geschmiert, und ich wollte es nicht essen (Dies war wohl kurz vor dem 1. Weltkrieg). Sie sagte zu mir: „Du wärst

¹ Erika Burgmaier, geborene Gast (* 1. Juli 1911, † 24. Juli 2000)

vielleicht noch mal froh, wenn du eins hättest!" Wie recht sie doch wohl hatte, mussten wir erst später erfahren. Im August 1914 brach dann der 1. Weltkrieg aus. Unser Vater wurde zur Wehrmacht eingezogen und kam zur Hochzeit von Mutters Bruder¹ im September 1915 auf „Fronturlaub“. Und prompt kam am 26. Juni 1916 unser Bruder Theodor zur Welt.

Ein großes Ereignis war für unsere Familie der Kauf eines Autos (in Kirtorf fuhr unser Vater zu diesem Zeitpunkt immer noch mit Pferden und Kutsche).

Als ich 2 Jahre alt wurde, sollte ich zum ersten mal zu einem Ausflug mit nach Albersbach mitfahren, ich schrie aber so sehr, dass ich nicht mitfahren musste.

Unser Gartenhäuschen aus „Birkenstämmchen“ will ich auch nicht unerwähnt lassen, dessen Innenwände mit Maschendraht verkleidet waren, die Hohlräume dazwischen waren mit Moos ausgefüllt, worin sich unzählige Hummeln immer tummelten.

Zum ersten Mal sollte ich anlässlich Vaters Geburtstag in Weinheim fotografiert werden. Wir fuhren mit der Bahn nach Weinheim, ich hatte ein cremefarbenes Kleidchen mit hellblau gestickten Einlagen an. Nachdem der Fotograf seinen großen Fotoapparat auf einem Gestell aufbaute und unter einem schwarzen Tuch verschwand, weinte ich bitterlich. Auch der bekannte Ausspruch des Fotografen: „Schau, das Vögelchen kommt!“ half leider nichts, ich konnte mich nicht beruhigen. Erst meiner Schwester Irene gelang es, mich zu beruhigen und zu trösten, so dass dennoch die Fotografie erstellt werden konnte.

Im August 1914 brach der 1. Weltkrieg aus. Wann unser Vater als Bataillonsarzt an die „Westfront“ musste, weiß ich leider nicht mehr. Jedenfalls nahm er zur Hochzeit von Mutters Bruder in Bernburg an der Saale an dieser Hochzeit teil.

Unser Bruder Theodor wurde daraufhin am 26. Juni 1916 in Darmstadt in einem Entbindungsheim geboren, da Vater wieder an

¹ Willibald Köhler

der Front war, und seiner Frau bei der Geburt nicht beistehen konnte. An die Taufe von Theodor kann ich mich noch gut erinnern. Im Salon unseres Hauses war eine Art Altar aufgebaut, auf dem zwei silberne Leuchten und eine Bibel standen. Theo hatte unser aller Taufkleid an, an dem eine schwarz-weiß-rote Schärpe hing. Diese Schärpe ist noch heute in Theos Besitz. Wir drei großen Kinder waren sehr stolz!

Vater musste dann wieder an die Front (Sommse-Schlacht). Er wurde dann aber dort krank und musste daraufhin in einem Lazarett behandelt werden. Von dort wurde er nach Hause entlassen, leider wurde er nicht mehr gesund und verstarb am 18. April 1918 unerwartet. Am Beerdigungstag stand der Sarg auf einer Lafette in unserem Salon, alle Angehörigen standen zu beiden Seiten des Sarges und ich glaube, dass der Pfarrer die damals übliche Aussegnung vornahm. Nun geschah etwas, was ich nie vergessen habe und auch nie vergessen werde. Ehe die Träger kamen, ging unsere Mutter an den Sarg, beugte sich mit beiden Armen darüber, als ob sie ihn festhalten und nicht hergeben wollte, bis sie schließlich sanft weggeführt wurde. Damals wurde der Leichenwagen noch von Pferden gezogen; ein Bursche trug das weiße Holzkreuz mit dem Namen des Verstorbenen und die Trauergäste schlossen sich an. Es soll eine Beerdigung gewesen sein, wie nie zuvor in Rimbach, da Vater in unserem Ort sehr beliebt war. Für mich war dies der Abschluss einer fröhlichen und sorglosen Kindheit.

Nun muss ich zur Kriegszeit zurückkehren und hiervon noch berichten. Da viele Dinge Mangelware wurden, hatte unsere Mutter einen Acker gepachtet und ein Bauer hatte für uns Kartoffel gepflanzt. Da habe ich im Herbst zum ersten Mal Kartoffeln mit der Hacke ausgemacht. Wir haben uns ein Schwein gehalten und auch schlachten lassen. Unsere Mutter wurde dann gebeten, für einen eingezogenen Lehrer die Vertretung zu übernehmen. Unsere tüchtige Oma Köhler versah oft den Haushalt und kümmerte sich um uns Kinder mit Hilfe eines Dienstmädchens.

Nach dem Tode unseres Vaters hat sich dann alles verändert. Das schöne Haus, das unsere Heimat war, stand nunmehr zum Verkauf bereit. Obwohl wir das benötigte Geld durch eine Erbschaft zur Verfügung hatten, ließ sich unsere Mutter überreden, das Haus nicht zu kaufen (Dies wäre heute nicht vorstellbar).

Als das Haus verkauft war, mietete unsere Mutter ein Haus am Ende des Dorfes mit zwei Etagen. Mutters Eltern zogen ebenfalls - aus Darmstadt kommend - mit in dieses Haus und zwar in den 1. Stock, wo der Vermieter sich aber zwei Zimmer behalten hatte, um viele Jahre später in die Nähe seiner Arbeitsstelle nach Darmstadt zu ziehen. Leider verstarb unser Großvater Franz Köhler schon zwei Jahre nach Vaters Tod und nun standen Oma Köhler und Mutter mit vier Kindern allein. Da nach Kriegsende Lehrermangel herrschte, war Mutter an der Schule geblieben, was sich nunmehr bewährte, da sie ja jetzt der alleinige Ernährer der Familie war und nach der Inflation sich das schöne ererbte Geld in „Nichts“ auflöste. Oma Köhler bekam nach Opas Tod eine bescheidene Rente, die auch mit in den Haushalt floss. Nun nahte das nächste Unheil; der Vermieter kehrte mit seiner Familie nach Rimbach zurück und beanspruchte sein Haus. Eine Wohnung für 6 Personen zu finden, war auch damals schon sehr schwer. Es muss wohl 1926 gewesen sein, als wir schließlich eine „Bleibe“ im 1. Stock eines Neubaus fanden, in dem wir uns sogar ein Badezimmer einrichten konnten. Nun muss ich noch nachtragen: 1917 wurde ich schulpflichtig. Da ich ein etwas zartes Kind war, unterrichtete mich zunächst meine Mutter zu Hause. Ein Jahr später kam ich dann in die zweite Klasse.

In Rimbach gab es eine sogenannte „Höhere Bürgerschule“ (auch Realschule) genannt, allerdings ohne eine Sexta. Man konnte dann nach 4 Jahren Volksschule in die Quinta wechseln und zwar bis Obertertia, d.h. 4 Jahre heutiges Gymnasium. Danach wechselte man zum Gymnasium nach Heppenheim (Oberrealschule); dort konnte man das Abitur machen.

Dies bedeutete für uns Kinder: Im Sommer um 3/4 fünf Uhr aufstehen (Oma schon um 1/2 fünf). Der Zug fuhr um 5:41 ab. Im Winter brauchten wir erst um 3/4 sechs aufstehen (Oma um 1/2 sechs). Unser Zug fuhr dann um 6:45 Uhr. In Weinheim mussten wir umsteigen in den Zug nach Heppenheim. 4 Jahre lang mussten wir schließlich mit der Eisenbahn in die Schule fahren. Trotzdem haben wir alle ein gutes Abitur abgelegt. Unsere Brüder Erich und Theodor haben das Abitur sogar mit der Note 1 bestanden. Für unsere gute Oma Köhler bedeutete dies schließlich 10 Jahre harte Arbeit. Es ist gar nicht

nachzuvollziehen, was unsere Oma damals für uns geleistet hat. Oma Köhler führte den Haushalt, denn unsere Mutter war ja mit ihrem Beruf die „Ernährerin“ der Familie. Ein Dienstmädchen hatten wir aber immer. Diese Dienstmädchen waren auch für damalige Verhältnisse nicht zu teuer. Die Dienstmädchen waren häufig froh, wenn sie eine gute Familie fanden, in denen sie etwas lernen konnten. Ostern 1921 wurde ich in die Quinta der damaligen „Höheren Bürgerschule“ in Rimbach aufgenommen. Quinta und Quarta wurden damals in einem Raum unterrichtet. In dieser Klasse waren wir zusammen 34 Kinder, davon 9 Mädchen (Gretel Spielmann, Käthe Schmitt, Sophie Geist, Kätchen Katzenmaier, Sophie Weichsel, Luise ?, Erna Christ, Meta Nikolai). Soweit ich mich erinnern kann, kamen die Mädchen aus allen Bevölkerungsschichten, obwohl damals Schulgeld entrichtet werden musste. In den meisten Fächern (d.h. in der Quinta und Quarta) wurden wir gemeinsam unterrichtet; in Mathematik z.B. in Abteilungen mit „Stillbeschäftigung“. Zu unseren Lehrern hatten wir ein gutes Verhältnis, irgendwelche „Disziplinierungsschwierigkeiten kannten wir nicht. Für unsere ganze Schule gab es zwei Räume und ein „Lehrerzimmer“, die Toilettenräume befanden sich hinter dem Schulhaus im „Spritzenhaus“ der Feuerwehr und entsprachen den damaligen Ansprüchen. Die beiden Schulsäle waren durch eine Bretterwand getrennt, deren mittlerer Teil lange Zeit nicht ganz richtig befestigt war, dies war ein Anlass zu oftmaliger Heiterkeit. Wenn einer der Schüler (es waren dies Unter- und Obertertianer) sich zu fest hinten anlehnten, entstand eine Lücke in dieser Wand und man hörte plötzlich die Stimme des Lehrers, der im anderen Saal unterrichtete. Es mussten dann zwei Schüler auf der anderen Seite gegen die Wand drücken und der Schaden war dann wieder für eine Weile behoben. Etwas anderes Nettes fällt mir da noch ein: Es gab zu dieser Zeit keine Schuluhr und auch keine Klingel und auch wir Kinder bekamen erst Armbanduhren, wenn wir konfirmiert wurden, d.h. wenn wir 8 Schuljahre hinter uns hatten. Wo blieb da das „Tonzeichen“? Ganz einfach: Von einem Fenster des linken Klassenraumes konnte man den Kirchturm sehen, der ja eine Uhr hatte. Ein Schüler der letzten Bank bekam die Zeiten aufgezeichnet und durfte immer mal zur Turmuhr schauen, so brauchte dies der Lehrer nicht zu tun. War dann die Zeit für die Pause, erhob sich der Schüler, ging zum anderen Schulsaal, klopfte an und rief: „Herr Lehrer, es ist Pause!“ Das Ende

der Pause kündigte dann der „aufsichtsführende Lehrer“ an, indem er in die Hände klatschte. Dieses System funktionierte ohne Zwischenfall und ich sehe heute noch die Turmuhr deutlich vor mir. Es war überhaupt eine gemütliche Zeit, wie man sie sich heute gar nicht mehr vorstellen kann.

Nach meinem Abitur und Studium am pädagogischen Institut in Darmstadt legte ich das 1. Staatsexamen als Lehrerin ab und war dann zunächst 2 Jahre arbeitslos. Ich konnte dann 1933 an der „Bessunger Knabenschule“ mein 2. Staatsexamen ablegen und verdiente schließlich mein erstes Geld als examinierte Lehrerin. Im gleichen Jahr konnte ich mir dann von meinem ersten verdienten Geld Dauerwellen bei einem Darmstädter Friseur machen lassen.

1934 verlobte ich mich mit Ernst Burgmaier, den ich bereits seit meiner Schulzeit in der Oberrealschule in Heppenheim kannte. Ich zog dann nach Darmstadt und heiratete 1937 Ernst Burgmaier, mit dem ich 1938 nach Wilhelmshaven zog, da dieser an der dortigen Marineschule eine Anstellung als „Marinestudienrat“ fand.

Am 6. Dezember 1941 starb mein Mann (als Oberleutnant) - wie es damals so schön hieß - „*Getreu seinem Fahneneid im Kampf um die Freiheit Groß-Deutschlands*“ bei der Abwehr eines russischen Gegenangriffs bei Werschina (ostwärts Staraja Russa; östlicher Kriegsschauplatz). Das Grab soll sich im Dorf Samoschje in Russland befinden. Diesen schweren Schicksalsschlag habe ich lange Zeit nicht überwinden können und löste deshalb 1942 unsere gemeinsame Wohnung in Wilhelmshaven wieder auf, um zu meiner Mutter nach Darmstadt zu ziehen. Mit Wirkung vom 3. Mai 1943 wurde ich dann vom damaligen Reichsstatthalter in Hessen (Landesregierung) als Vertreterin eines zur Wehrmacht eingezogenen Lehrers mit der Unterrichtung von Schülern an der „Bessunger Knabenschule“ beauftragt. Meine Anstellung erfolgte - wie damals üblich - zunächst als Angestellte (Vergütungsgruppe VI b TO.A).

Besonders überraschend für mich war Anfang Februar 1944 die - zunächst mündlich - erfolgte Abordnung „zur vorübergehenden Dienstleistung an die Volksschule in Wolfskehlen“, die der Beschulung umquartierter bzw. evakuierter Darmstädter Schulkinder

diente. Die nachträgliche schriftliche Abordnung erfolgte dann am 27. März 1944. Die Kinder waren bei der Bevölkerung sehr gut untergebracht und durch meine Hausbesuche wurde ich mit der Dorfbevölkerung schnell vertraut.

Der Schulbetrieb selbst litt sehr unter den häufigen Fliegeralarmen. Am 11.09.1944 stand alles unter dem Eindruck der Zerstörung von Darmstadt (Darmstädter Brandnacht). Ich selbst musste dem Schuldienst eine Woche lang fernbleiben, da das Haus, in dem ich mit meiner Mutter, Schwester und Familie wohnte, fast völlig niederbrannte. Wir fanden in Wolfskehlen eine gute Unterkunft bei Familie Schneider in der Floßgasse 10. Die Familie stellte uns spontan ihre Waschküche und ein Zimmer zur Verfügung, in dem wir (meine Mutter Irene Gast geb. Köhler, meine Schwester Irene Hertsch und der Sohn Jürgen Hertsch) zunächst eine Unterkunft hatten. In der Waschküche kam dann auch meine Nichte Erika Hertsch (genannt Mäusi) am 09.01.1945 zur Welt. Wolfskehlener Bauern brachten - unter Fliegeralarm - unsere in der Brandnacht noch gerettete Habe nach Wolfskehlen. . . .

Anmerkung: In Wolfskehlen blieben auch die Mutter Irene, geborene Köhler, und die Schwester Irene mit ihrer Familien wohnen, nachdem sie in Darmstadt alle ausgebombt worden waren.

Der Bruder Erich Gast zog nach dem zweiten Weltkrieg mit seiner Familie nach München, nachdem er im letzten Moment vor den Russen aus Eisenach in den amerikanisch besetzten Westen gelangt war. Der Bruder Theodor Gast zog nach seiner Heirat mit Erika, geborene Alpers, erst nach Gronau bei Bensheim auf den Bauernhof der Schwiegereltern, wo er eine mechanische Werkstatt betrieb, dann nach mehreren Umzügen schließlich als Professor für Mess- und Regelungstechnik nach Berlin.

Dichtkunst in der Familie Gast

Ich kann mir gut vorstellen, dass unser Vorfahre Ernst Reinhard Gast mit dem Ausruf der Graustädter Apothekerin "*... und ich habe mich immer gewundert, dass sie um den Goethe und Schiller so gar viel Sums machen!*", (siehe Seite 190) ein weibliches Mitglied der Familie Gast karikiert haben könnte.

Von den Kindern des Ernst Reinhard Gast sind keine Gedichte überliefert. Aber von den vier Enkeln haben alle vier (Irene, Erika, Erich und Theo) bei Bedarf Gebrauchslyrik für Familienfeste produziert. Erich und Theo dichteten auch Schüttelreime. Hier eine Auswahl:

Schüttelreim von Dipl.-Ing. Erich Gast (Auszug)

...

Sollt'st Du einmal beim Kosen raufen,
So musst Du dafür Rosen kaufen.
Den Krach kannst' nur mit Rosen leimen,
Garniert mit ein'gen losen Reimen.
Doch sorg, dass nicht der losen Rache
Noch ob der vielen Rosen lache!

Nie ist's bei diesem Manne ohne
Gefahr, schenkt er 'ne Annemone!
Doch merk's mit rotem Mohne an:
Wie lieblos ist's doch ohne Mann.

Vor Flecken schützt bei Kindern 's Lätzchen,
Der Frauen Zorn stets lindern Kätzchen.
Geht sie jedoch, will's Beilchen finden,
muss schleunigst er ihr Veilchen binden!

...

Dieses Gedicht trug Erich bei einigen Hochzeiten (1967-1982?) vor.

Frühlingsgedicht von Prof. Dr. Theodor Gast



1. Es war ein Winter, kalt und schwer, voller Harren und Bangen,
doch ein Frühling kam, so licht und klar,
und ein Blütenbild, das sein Bote war,
hab ich mir eingefangen.

2. Es kann ein Reif wohl in einer Nacht
jenes Blütenwunder zerstören.
Möge, was uns im Frühling lacht,
auch im Sommer und Herbst uns gehören.

3. Es gibt Blüten, die leuchtend in ihrer Pracht
doch den Herbst schon künden.
So will auch die Sonne vor der Nacht
noch in Röte den Himmel entzünden.

*(Zwischen 1935 und 1937 während des Grundstudiums der Physik
in Darmstadt geschrieben.)*

Abendstimmung

von Prof. Dr.-Ing. Theodor Gast

Am Horizont im Westen fern
vollendet sich der Sonne Lauf,
bald strahlt am Himmel Stern um Stern
in immer heller'm Glanze auf.

Ein dunkler Schleier überzieht
der Erde buntes Farbenkleid,
und unser suchend Auge sieht
des Firmaments Unendlichkeit.

Nun deckt ein dichter Vorhang zu
des Alltags bunte Vielgestalt;
Suchende Seele, finde du
in ferner Klarheit Ruh und Halt.

*(während des Zweiten Weltkrieges zwischen 1939 und 1945
geschrieben)*

Zum Original des Buches von 1877

Von dem Buch „Graustädter Geschichten“ unseres Vorfahren Ernst Reinhard Gast, die dieser unter dem Pseudonym „Ernst Reinhard“ veröffentlicht hatte, gab es in unserer Verwandtschaft noch zwei Exemplare: eines in München bei Erich Gast, eines bei Irene Hertsch, geborene Gast, in Wolfskehlen. Von Tante Irene konnte ich mir das Buch 1983 kurz ausleihen, um es zu kopieren. Dieses Wolfskehler Exemplar enthielt eine Widmung von 1901 an die Tochter Mathilde ("Tante Hilde"). Von meiner Fotokopie erstellte ich 1995 einen Faksimile-Nachdruck, wobei ich fast alle Seiten von Hand retuschieren musste. Leider war mir nach dem Tod von Tante Irene 1994 das Original nicht mehr zugänglich. Ich weiß nicht, wer es geerbt hat.

Das genaue Todesdatum unseres Vorfahren Ernst Reinhard Gast brachte Tante Erika aus Wolfskehlen erst Ende der 1990ziger Jahre durch eine Anfrage bei der Kirche in Ballenstedt in Erfahrung.

Im September 2004 hatte ich die Gelegenheit, das Münchner Exemplar zu fotografieren, siehe folgende Seite. Dieses Buch trägt eine Widmung an die Tochter Hedwig ("Tante Hede"). Es ist wesentlich besser erhalten als das Wolfskehler Exemplar.

Im folgenden ein Abdruck des Covers des Münchner Exemplars und der ersten Seiten bis zum Inhaltsverzeichnis (aus dem Wolfskehler Exemplar). Nur das Münchner Exemplar hat noch den Originaleinband von 1877. Die weiteren Seiten sind aus dem Wolfskehler Exemplar kopiert.

Auf Wunsch kann ich allen Interessierten auch noch ein vollständiges Exemplar des Faksimile-Nachdruckes von 1995 nachdrucken lassen.



Der Leineneinband, (blau, mit Goldschrift)

Meinem lieben Tochter Mathilde

zur Heiratstagung 1901

Der Vater Ernst Reinhard.

Hauptstädten Reichthum.



* * *

Graustädter Geschichten

erzählt

von

Ernst Reinhard.



Wolfenbüttel

Druck und Verlag von Julius Zwisler.

1877.

Den teuren Eltern

in herzlichster Liebe und Dankbarkeit

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
I. Graustädt	1
II. Melchior von Schrossed	21
III. Eva. Aus Zeiten schwerer Not	47
IV. Drei Brinken. Eine Müllergeschichte	171
V. Ein Ehrentag in Graustädts Annalen. Lustige Geschichte	219

* * *

Adressen für weitere Informationen

- in Grimma

Kurt Schwabe
Archivar im Gymnasium (Fürstenschule) Grimma
Augustiner-Verein e.V. Tel. 034 37 - 911 309
Klosterstr. 1
04668 Grimma

R. Quietzsch,
zur Zeit: Hohe Straße 74,
01187 Dresden

- im Mügeln

Stadtverwaltung Mügeln Tel. 034362- 410-0
Markt 1
04769 Mügeln
Internet: www.stadt-muegeln.de

Heimatmuseum Mügeln

Schulplatz 4
04769 Mügeln

Das Heimatmuseum ist normalerweise samstags geöffnet.

Evangelisch-lutherisches Kirchspiel Mügeln

Pfarramt Tel. 034 362 - 324 12
Johanneskirchhof 5
04769 Mügeln

Familie Gast

Bergstraße 1

14109 Berlin -Wannsee

*(Bezugsquelle für die "Graustädter Geschichten" und die umseitig
genannten Bücher des Selbstverlages)*

Einige weitere Bücher des Selbstverlages:

Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq,
**"Francisque - Zeitgenössische Betrachtungen über die kirchliche
und klösterliche Erziehung im 19. Jahrhundert"**

Nachdruck auf Deutsch, Berlin 1995,

ISBN 3-00 000 233-2

In diesem Roman schildert der Autor (1825-1890) sein Leben als katholischer Priester und Mönch sowie seine Probleme mit dem Zölibat und der Kirche. Er beschreibt dabei seinen Lebensweg von der Kindheit bis zum Übertritt zum Protestantismus.

Der Autor war der letzte französisch predigende Pfarrer in der Wallonischen Gemeinde zu Hanau.

Die erste Auflage erschien in Paris 1879. Als Faksimile-Druck gab ich sie 1995 (auf Französisch) unter der Nummer heraus:

ISBN 3-00 000455-6

Hanna-Chris Gast,
"Kleinere Geschichten"
Selbstverlag, Berlin 2005
ISBN 3-00-015922-3

Dieses Buch enthält eine Sammlung meiner kürzeren Geschichten. Hierbei handelt es sich überwiegend um Science-Fiction und Fantasy, aber auch einige realistische Geschichten. Im Anhang stehen einige ausgewählte (realistische) Aufsätze zu Zeitereignissen. Die Geschichten enthalten keinerlei Anspielungen oder Zusammenhänge mit meiner Familie oder meinen Ahnen!

Hanna-Chris Gast

*Zusammen mit einem Freund, Hans-Jürgen Buhl, gebe ich eine
Fantasy-Zeitschrift heraus:*

"Der Siebener-Kurier"

Berlin, seit 1990

ISSN 0948-6089

Die Zeitschrift erscheint zur Zeit etwa zweimal im Jahr mit einem Umfang von 40 bis 68 Seiten und enthält Science-Fiction-Geschichten verschiedener Autoren. Weitere Themen sind Fantasy, Ökologie, Psi, Eisenbahn-Nostalgie und Abenteuer.

Hanna-Chris Gast
"Gedichte - Sehnsucht nach der Anderswelt"

Berlin, 2003

ISBN 3-00-010 391-0

Dieses Heft enthält eine Sammlung von Gedichten, deutsche, englische und ein russisches, jeweils in umgekehrter zeitlicher Reihenfolge. Sie entstanden in Momenten starker Gemütsbewegungen, wobei die schweren Depressionen inzwischen, Gott sei Dank, nachgelassen haben.

Hier ein Beispiel, es ist leider zeitlos. Normale Gebrauchsliteratur habe ich dagegen nur selten geschrieben.

Gedicht: Kriegsende

Auf, auf, geschwind nach Hause,
der lange schwere Krieg ist aus,
nun kann ich endlich wieder heim,
Mama, wart', ich komme!

Kein Brot gibt's hier, kein Essen mehr,
und niemand hat noch Geld
doch leben wir und Frieden ist's,
Mama, wart', ich komme!

Da ist der Bach, dort geht's hinan,
ins Tal hinein zum Dorfe,
was wird dort für 'ne Freude sein,
Mama, wart', ich komme!

Doch ach, ich find' nur Brennnesseln,
und dorniges Gestrüpp,
und nur verkohlte Pfosten steh'n,
wo einst mein Heimatdorf.

Mama, sag', wo bist du?

Hanna-Chris Gast

Ernst Reinhard Gast,
"Graustädter Geschichten"
3. Auflage 2005 in Berlin (Selbstverlag)

**Neuausgabe des Buches von 1877,
ergänzt um einen Anhang mit biografischen Daten**

Dieses Buch enthält fünf zeitlich aufeinanderfolgende Geschichten mit Ereignissen vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert aus einer sächsischen Kleinstadt. Die „Graustädter Geschichten“ beziehen sich wahrscheinlich überwiegend auf die sächsische Stadt Mügeln, wo der Autor 1842 geboren wurde.

ISBN 3-00-015920-7